This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

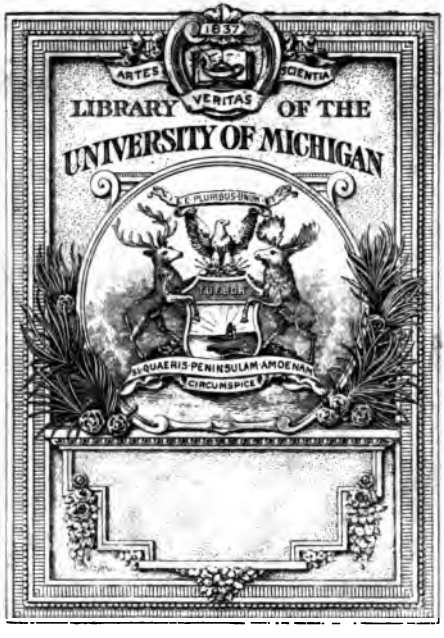
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

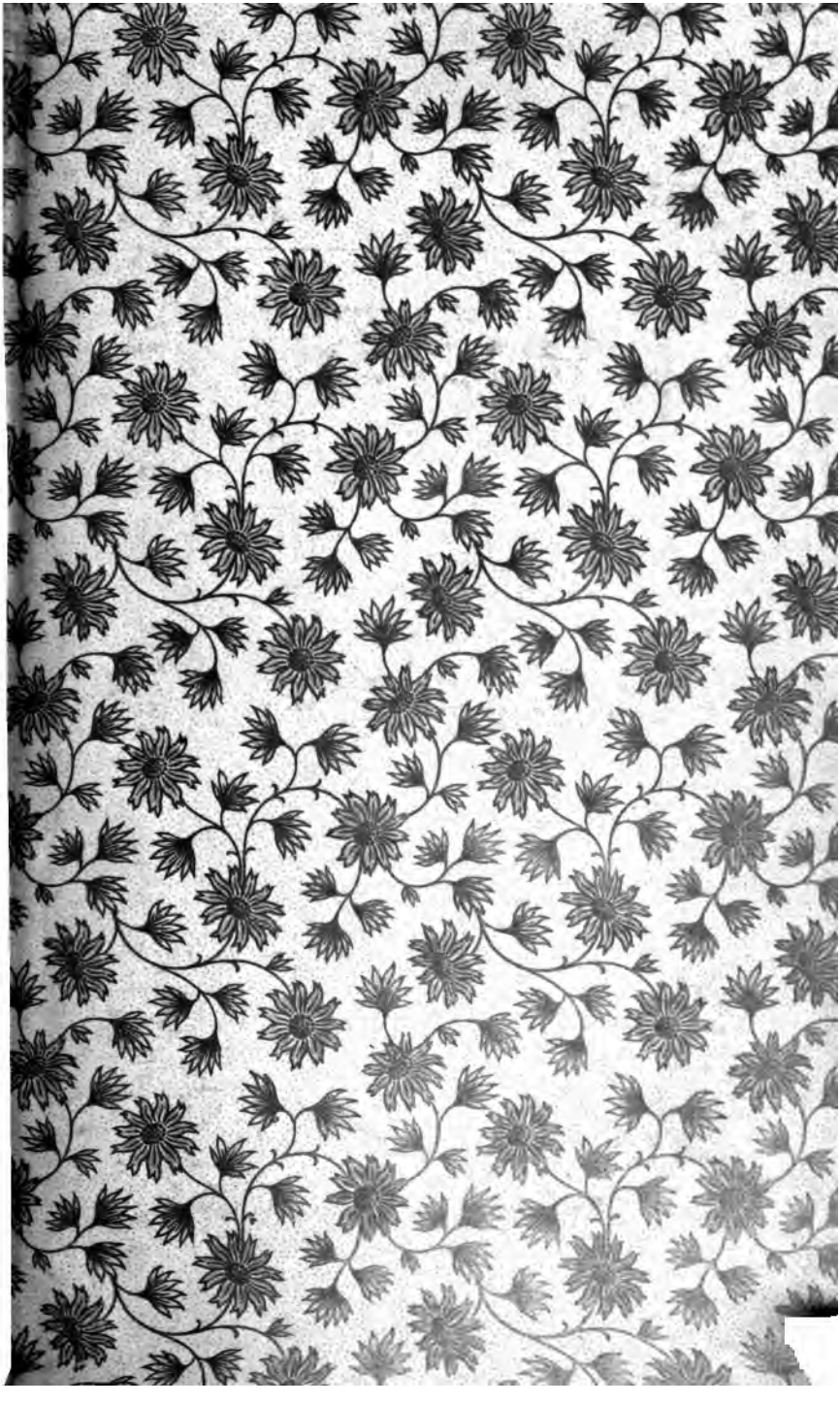
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
B670
H

Ludwig Börne

Sein Leben und sein Wirken

nach den Quellen dargestellt

von

Dr. phil. Michael Holzmann

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1888.

Alle Rechte vorbehalten.

Herrn

Dr. Richard Maria Werner,

k. k. o. ö. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Kaiser-Franzens-Universität Lemberg

in Dankbarkeit und Verehrung.

139969

Vorrede.

„Ludwig Börne nach den Quellen", mit diesen Worten dürften Ziel, Umfang, Tendenz und Streben des vorliegenden Buches am besten gekennzeichnet sein. Es wurde bereits vor Jahren vollendet, von der hohen philosophischen Facultät der Kaiser-Franzens-Universität Lemberg als Inauguraldissertation approbirt und erscheint nun fast unverändert. Gestützt auf seine Vorgänger und einiges bisher unbenutzte Material sucht der Verfasser eine gedrängtere Zusammenfassung des vorhandenen und ihm bekannt gewordenen Stoffes und eine streng objective, anspruchslose Darstellung zu geben. Von der Prätension, die hochgeschätzten Werke eines Gutzkow, Reinganum u. s. w. zu verdrängen, weiß sich der Verfasser frei, umsomehr, als sie die Grundlage seiner Skizze bilden. Der zahlreichen Mängel und Lücken ist sich der Verfasser nur zu sehr bewußt, es war ihm nicht möglich, in der bereits ganz abgeschlossenen Arbeit die allerneueste Litteratur, z. B. die Publicationen von Feodor Wehl, Robert Prölß, Conrad Alberti zu berücksichtigen.

Zum Schluſſe ſei allen jenen auch öffentlich Dank geſagt, welche mir gelegentlich Notizen zukommen ließen, vor allem dem Herrn Oberlehrer Alexander Elſäſſer in Laupheim, dem Herrn David Sulzbacher, einem Vetter Börne's, welchen leider mein Dank jetzt nicht mehr unter den Lebenden trifft, Herrn Dr. Gunzenhauſer in Mergentheim für die genealogiſchen Daten, endlich Herrn Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt in Wiesbaden, dem Neffen der Frau Jeanette Wol-Strauß, für die leihweiſe Ueberlaſſung der „Zeitſchwingen" und der „Balance" zu einer Zeit, da ſie noch nicht in meinem Beſitze waren, ſowie für die S. 155 u. 368) des Näheren beleuchteten Mittheilungen.

Wien, Mai 1887.

M. H.

Inhaltsübersicht.

Einleitung 1
Kindheit und Knabenjahre 8
Lehr- und Studienjahre 26
Erste schriftstellerische Versuche 69
Börne als Beamter 73
Börnes Taufe; seine Beziehungen zu Christenthum und Judenthum 94
Börne als Herausgeber der „Wage“ 109
Börne als Herausgeber der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ und der „Zeitschwingen“ 147
Wanderjahre 155
„Gesammelte Schriften“ 216
„Briefe aus Paris“ 227
Börne als Uebersetzer. Börne als Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich. Das junge Deutschland. „Menzel, der Franzosenfresser.“ Börnes letzte Lebensjahre . . 310
Anhang 366

zu erblicken weiß.[1]) Für einen derartigen objectiven und nicht durch die Brille irgend welcher Partei blickenden und messenden Historiker ergiebt sich eben als ein interessantes Factum, daß die Lage der natürlich in der zeitgemäßen Stellung von „kaiserlichen Kammerknechten" lebenden oder vielmehr bei der inneren Ohnmacht der römischen Kaiser bestens verfolgten und gepeinigten jüdischen Glaubensgenossen im Ganzen und Großen bis zum Schlusse des „finsteren Mittelalters" eine entschieden günstigere[2]) zu nennen war, als in der mit tausend Trompetenstößen begrüßten neueren Zeit sammt den Siebenmeilenstiefeln eines Culturfortschrittes. Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts lebten jene zerstreut unter der übrigen Bevölkerung, jedoch meist zwischen dem Dom und dem Mainufer, daher schon frühzeitig in Urkunden nicht ohne Grund von einer „strata Judaeorum sive vicus Judaeorum" die Rede sein konnte. Daneben war freilich so wenig ein äußerlicher Wohnungszwang vorhanden, daß einige der vornehmsten christlichen Familien, und in den Jahren 1364 bis 1375 sogar das Haupt der Stadtgemeinde, der ältere Bürgermeister, in dieser Juden-

---

[1]) A. Kirchner. Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt 1807. I. 95; B. H. Auerbach in der Einleitung zum „Berith Abraham." Frankfurt 1880 p. 25 ff; H. Grätz, Geschichte der Juden von den ält. Zeiten, bis auf die Gegenwart. Leipzig 1863 VII. 120 f.; G. L. Kriegk, Geschichte von Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1871 p. 101 f.; H. Grotefend, die Frankfurter Judenschlacht von 1241 in „Mittheil. an die Mitglieder des Vereins f. Geschichte und Alterthumsk. in Frankfurt a. M." VI. 60 f.; M. Horovitz, Frankfurter Rabbiner. Frankfurt a. M. 1882 I. p. I. ff.

[2]) G. L. Kriegk, Frankfurts Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1862 p. 405 ff.

gasse ihren Wohnsitz haben konnten.[1]) Ihre Synagoge befand sich ganz nahe bei dem Bartholomäus-Stifte am Weckmarkte, wohin später die Stadtwage kam, welche lange Zeit die „Judenschule" hieß. Dieser Umstand bot nicht bloß einem Haufen sogenannter „Flagellanten" zu einer zweiten weit gräßlicheren Judenschlacht vom 24. Juli 1349 die äußere Veranlassung, sondern auch dem Senate willkommenen Grund, nach italienischer Sitte eigene Judengassen auf dem Stadtgraben zwischen der Bornheimer Pforte und dem Wollgraben außerhalb der damaligen Ringmauern aufzubauen, d. h. den als Schauplatz so vieler deutscher und fremdländischer Romane, wie u. A. auch des C. Spindlerschen „Juden" und des hochpoetischen „Daniel Deronda" einer George Elliot bekannt gewordenen Frankfurter Ghetto, welcher auch im Jahre 1462 zum ersten Male von den Frankfurter Juden bezogen wurde und mit geringer Unterbrechung 334 Jahre ihr alleiniger Wohnort blieb. Ursprünglich als kaiserliche Kammerknechte sämmtlich Zinshörige der jeweiligen römischen Kaiser, wurden dieselben bereits frühzeitig theilweise an getreue Vasallen zur Belohnung ihrer Dienste verpfändet. Als Haupteigenthümer fungirten aber der Kaiser und der Kurfürst von Mainz, letzterer als Erzkanzler des Reiches Inhaber des zehnten Theiles aller deutschen Juden-Einkünfte. Der Kaiser überließ die seinigen mit Leib und Gut schon in den Jahren 1349 und 1372 erst pfandweise, sodann käuflich und zwar auf Wiederkauf der Stadt.[2]) Im Jahre 1358 trat

[1]) Kriegk, Geschichte p. 459 ff.

[2]) Vgl. u. a.: G. Wolf, Zur Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. in N. Brülls Jahrb. f. j. Geschichte und Literatur III, 70 ff.; G. Wolf, Die Türkensteuer und die Juden in Frank-

auch das Erzstift in Mainz mit kaiserlicher Genehmigung seine Rechte, Gülten und Gefälle an die Stadt ab, welche im Jahre 1360 die Erlaubniß erhielt, weitere Juden aufzunehmen und um jährlichen Zins mit ihnen übereinzukommen. Mit Declaration vom 28. Juli 1685 verzichtete Kaiser Leopold gegen einen Betrag von 20,000 Gulden, wozu die Juden ihren Theil dem Rathe beitragen mußten, auf das Wiederkaufsrecht für ewige Zeiten mit der beigefügten Versicherung, daß „die sämmtlich in Frankfurt vorhandenen Juden hingegen, sie seien vom römischen Kaiser erkauft oder jure status aufgenommen, oder sonst in andern Wege an die Stadt gekommen, der genannten gemeinen Stadt Frankfurt unabläßig und unansprüchig Eigenthum und als Leibsangehörige Hindersassen sein und bleiben sollen." Gegen eine Kronsteuer von 400 Goldgulden und den goldenen Opferpfennig genossen dieselben jedoch den nominellen Oberschutz des Kaisers weiter fort, was aber nicht hinderte, daß ihr Rechtszustand immer prekärer wurde. Die älteste noch vorhandene Frankfurter Judenordnung, die Juden-Stättigkeit vom Jahre 1480, enthält die drückendsten, jedem gesunden Menschenverstande Hohn sprechenden Bestimmungen, wovon das unbedeckte Tragen eines gelben Ringes und schwarzer oder grauer Hüte statt der üblichen Kappen außerhalb der Gasse natürlich obenan standen. [1])

---

furt a. M. in A. A. Ztg. Nr. 187 vom 7. Juli 1883 und in Adolf Brülls Pop.-wiss. Monatsbl. I, p. 18 ff und p. 249 ff. (Mitth. V. 512.)

[1]) Die erste dieser Juden-Stättigkeiten wurde nach Kriegk schon im Jahre 1404 abgefaßt; die älteste noch vorhandene ist die oben erwähnte vom Jahre 1480—1500, zu deren endlichem Abdrucke nur die bürgerlichen Unruhen und das eigenmächtige Verfahren des

Den beſten Beleg für ihre damalige Lage gibt das widrige, bei Schudt[1]) abgebildete Spottbild, welches ein

angeſehenen Bürgerausſchuſſes und Buchdruckers Johann Sauer Veranlaſſung gab „Der Juden zu Franckfurt Stättigkeit und Ordnung. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Johann Saurn, Anno 1613" (44 S. in kl. 4°).

[1]) Jüdiſcher Merkwürdigkeiten II. Theil. Frankfurt und Leipzig. 1714 VI. Buch 15. Cap. § 5 p. 256 ff.: „Unter dem Frankfurter Brücken-Thurm linker Hand, wenn man nach Sachſenhauſen gehen will, ſtehet vornan oben dieſe Schrifft: Am grünen Donnerſtag marterten die Juden ein Knäblein Simon genannt, ſeines Alters 2½ Jahr. Unter dieſer Schrifft iſt ein nackend gemahltes Knäblein auf ſeinem Tiſch mit vielen Wunden, in welchem 9 Schuſters-Pfriemen ſtecken, darunter kommt die Schrifft: Au weih Rabbi: Anſchel: au, au Mauſchl au weih, au, au. Dann ſitzet ein Jud mit ſeinem Schabbes-Deckel, Brüll auf der Naſe, Kragen und Mantel und an dieſem ein gelbes Ringlein, rücklings auf einem großen Schwein, und hält den in die Höhe gezogenen Schwantz, anſtatt eines Zaums in der rechten Hand, unter dieſem Schwein ligt ein junger Jud, der die Zitzen ſaugt, hinter der Sau ligt ein alter Jud auf den Knie und läßt die Sau den Urin und anders aus dem Affter ihm ins Maul lauffen, hinter dieſem Juden ſtehet der Teufel mit Hörnern, und hält ihn an beyden Achſeln; am Kopff des Schweines, welches Menſchen-Koth von der Erde friſſet, neben demſelbigen ſtehet eine Jüdin, nach dem Teufel zugewand in ihrem völligen Staat, nemlich mit dem eckigten Schleyer, krauſen Kragen am Halß und Mantel umgehenkt, hält die Hörner eines großen Bocks mit der linken Hand." Und das Bild wurde angebracht nicht — ſo hebt Schudt nach Lentzel ſelbſt hervor — weil die Frankfurter Juden einen Chriſtenknaben ermordet haben, wie der bekehrte Jud Chriſtiani „nicht gar bedächtlich" geſchrieben — ſondern „um die Juden daſelbſt von dergleichen Schelmſtücken deſto eher abzuhalten." . . . „Man leſe davon Hn. Diefenbach ſeel. im Jüd. Converſ. § 22 p. 226 seq. dann es geſchiehet ihnen gar viel Schmach darmit, die Fremden ſtehen da und betrachten das Gemählde mit Verwunderung, gehet auch ſelten ein Jud da vorbey, daß die dahingehende oder ſtehende Chriſten es ihm mit Spott nicht ſolten zeigen, und iſt

gewisser Sebold „zur öffentlichen Beschimpffung, zum Verdruß für die Juden" damals auf Befehl des Magistrates unter dem Brückenthurme der Stadtseite malte und welches die Stadt trotz aller Bitten und reichlich gebotenen Geldopfer in den Jahren 1677 und 1709 wieder auffrischen ließ, bis es 1801 mit dem Abbruche des Brückenthurmes für immer verschwand. Weniger die demuthsvollen Vorstellungen der unglücklichen Bewohner des Ghetto als die wiederholten Wuthausbrüche des Pöbel, namentlich die bei Gelegenheit der großen Frankfurter Revolutiou erfolgte allgemeine Plünderung und Niedermetzelung der Judenschaft vom 23. August 1614, welche aus andern Gründen mit der Viertheilung der Rädelsführer Vincenz Fettmilch und Genossen sowie der feierlichen Zurückberufung der mit Zustimmung des Rathes in benachbarten Ortschaften untergebrachten Juden ihren Abschluß fand,[1]) veranlaßte die am 28. Februar resp. 8. März 1616 errichtete und am 3. Januar 1617 vom Kaiser Matthias genehmigte Stättigkeit,[2]) jenen „Roman der Bosheit" (XVI, 180), welcher mit geringen Aenderungen bis 1806 rechtsgiltig blieb und alle Jahre in der Synagoge von den Rathsschreibern öffentlich vorgelesen wurde. Ein bisher dreijähriger nach Belieben des Senates kündbarer Schutz wurde nunmehr in einen permanenten umgewandelt, die

ihnen umsoviel verdrießlicher, je mehr sie diesen Weg, wann sie von oder auf den Wollgraben gehen, ihrer Gasse Gelegenheit wegen brauchen müssen." Vgl. Goethe D. u. W. (Hempel 4. B. 139).

[1]) Kriegk, Geschichte p. 237 ff.; O. Speyer, Die Frankfurter Revolution unter Vincenz Fettmilch 1612—1616. Frankfurt a. M. 1883.

[2]) Diese Stättigkeit wurde mehrfach abgedruckt, u. A. in J. J. Schudt, Jüdischer Merkwürdigkeiten dritter Theil. 1714. Anm. VII. p. 156 ff., sowie 1754 in Folio mit einem amtl. Verzeichniß der Judenhäuser von 1753.

Abgaben an den Kaiser für den nominellen Oberschutz mit einer Summe von 3600 Gulden statt der bisherigen Kron- und Opfersteuer bemessen, hingegen nie mehr als fünfhundert Familien eingeschrieben, jährlich nur sechs Personen aufgenommen, und nur zwölf (später 14) Paare, jene sechs bloß mit dortigen Juden und Jüdinen, zur Verehelichung gelassen, Bestimmungen, welche Börne später so oft zur Zielscheibe seines sarkastischen Witzes nahm. Strenge ward ihnen untersagt sich Frankfurter Bürger zu nennen, und mehr als zu zweien die Reichsstadt, namentlich den Römer zu betreten, überhaupt sollten sie soviel als möglich in der Gasse bleiben. Nachts, desgleichen an Sonn- und Festtagen, blieb dieselbe strenge verschlossen, nur mit besonderer Erlaubniß durfte dann ein Einzelner in die Apotheke oder um den Arzt gehen, nie durfte der Fuß eines Frankfurter Juden die Fußwege und Spaziergänge betreten, nur die Fahrstraße stand ihnen offen,[1]) jeglichen konnte treffen und traf in der That jenes berüchtigte „Mach Mores.“ Die gelben Ringe wurden 1690 neuerdings in Erinnerung gebracht, sowie der blaue Schleier der Judenweiber, welche Abzeichen erst durch die Resolution Karl VI. vom 1. Juni 1728 abgeschafft wurden. Statt dieser schrieben die Rathsdekrete von 1757 und 1780 schwarze Mäntel vor, zu welchen die Juden Leinenbinden, die reicheren einen weißleinenen Faltenkragen nebst einem Hut von schwarzem Tuche zur Synagoge (Schabbesdeckel), die Frauen Mäntel, Halskragen und Hauben mit zwei hörnerartigen Spitzen, Witwen ein hinten herabhängendes, eine Elle langes Leinentuch trugen.

[1]) Vgl. W. Baffe, Die Juden und die Spaziergänge in Frankfurt a. M. in Müller-Falckes Zeitschrift f. d. Culturgeschichte. IV. 564 ff.

So beſchaffen war die Lage der Juden in Goethes Vaterſtadt, als im Todesjahre deſſen, der zuerſt und förmlich das Judenthum in die deutſche Litteratur einführte, des Freundes Leſſings, Moſes Mendelsſohns, welchen eine gewiſſe anthropophile Kritik und Litteraturgeſchichte ſogar als dichteriſches Vorbild des Nathan mit endloſem Hoſiannah hat begrüßen wollen, am 6. Mai 1786 dem „Handelsjuden in Wechſelgeſchäften" Jakob Baruch von ſeiner Gattin Julie geb. Gumpertz als drittes Kind ein Knabe geboren wurde, welcher den Namen Juda Löw erhielt. Seine Geburtsſtätte war das Haus Nr. 118 in der traurigen Judengaſſe, welches ſpäter eine Gedenktafel mit Börnes Namen trug, jetzt aber mit der ganzen Judenſtadt vom Erdboden verſchwunden iſt. „Bitten Sie doch den S. oder ſonſt Einen, der ſich dazu paßt, einmal, wenn er durch die Judengaſſe geht, mein elterliches Haus aufzuſuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kommt, auf der linken Seite, ungefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten Pfoſten getrennt werden. Wenn man in die erſte Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, iſt rechts am Pfoſten die Jahreszahl 1791 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wiſſen, ob die Inſchrift noch leſerlich und ob auch ein Monattag dabei ſteht. Daran knüpft ſich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich ſprechen werde. Darum möchte ich die Sache wiſſen." (N. S. V. 149 f.) Und an die Hertz (p. 143): „Ehe ich von Halle abreiſte, hatte ich mir ordentlich einen Plan gemacht, wie und wo ich mich in Frankfurt wollte rühren und bewegen laſſen durch Erinnerungen aus meiner Kindheit. Erſtens wollte ich das

alte Haus besuchen, und sinnend auf- und abgehen in der Stube, wo ich noch so voller Sehnsucht war und so viele Prügel bekommen hatte, dann wollte ich zum Fenster hinaussehen, und mit Lächeln den Dachvorsprung betrachten, der uns Kindern zur Sonnenuhr diente und uns seelig machte, wenn sein Schatten die zwölfte Stunde anzeigte." Noch elegischer klingt jedoch eine andere dritte und gewiß älteste Jugend-Reminiscenz: „O hätte ich sechs Fuß, dann wär ich ein anderer Kerl! Aber meine Sorle! Ach es ist zum Weinen. Sorle war meine Amme, ein kleines schwarzes Wesen mit feurigen Augen, ganz Nerv, ohne Fleisch und Knochen. Woher Fleisch und Knochen? Das ganze Jahr nichts Kräftiges zu essen, und die ganze Woche mit mir eingesperrt in der Judengasse und am Sonntag nicht weiter als auf die Zeil. Wie komme ich aber jetzt darauf? Das will ich Ihnen sagen. In Ems giebt es viele vornehme und reiche Badegäste, gewiß auch viele, die klüger, wohl auch manche, die glücklicher und zufriedener sind als ich. Aber unter allen diesen wirklichen oder möglichen Personen beneide ich nur ein neun Monat altes Kind, das hier herumgetragen wird — um seine Amme. Wenn alle medicinischen Fakultäten Deutschlands eine Bittschrift bei dem lieben Gott einreichten, er sollte ihnen eine Amme schaffen ganz nach der Regel, und Gott thäte ihnen diesen Gefallen, so könnte kein schöneres Musterbild von Gesundheit, Stärke, reinem Blute und heiterem Gemüthe erscheinen, als diese Amme zeigt. Das Kind gehört einer jungen Engländerin. Die Amme mag wohl eine Schottländerin, eine Hochländerin sein. Sie ist in den reichsten seidnen oder andern Stoffen ganz wunderlich gekleidet. Ihr Rock und Mieder ist mit goldenen und silbernen Tressen an allen Nähten besetzt;

ſie trägt eine ſeltſame goldgeſtickte Haube, rothe Schuhe und einen koſtbaren rothen Shawl. Alle Tage ein anderes Kleid. Die junge Mutter nimmt ſich in ihrer höchſt einfachen Kleidung, wenn ſie neben der geputzten Amme hergeht, ſeltſam aus. So oft ich nun dieſe köſtliche Amme ſehe, ſeufze ich: ach, wäre deine Sorle eine Hochländerin geweſen, dann brauchteſt du nicht alle Jahre nach Ems zu reiſen, dich zu flicken." (N. S. IV. 214 ff.)

Der Umſtand, daß Börne im Gegenſatze zu andern Schriftſtellern, z. B. H. Heine, nur ſelten und höchſt beiläufig ſeiner Mutter gedenkt, dürfte ſchon darauf hindeuten, daß letztere ſchwerlich eine Frau von hervorragenden Geiſteskräften geweſen ſei. Dieſe Vermuthung wird uns auch von anderen Seiten vielfach beſtätigt.[1]) Börnes Mutter war nach Gutzkow (S. 239) eine einfache Frau, die ohne weſentlichen Einfluß auf die Gemüthsentwickelung ihres Sohnes geblieben iſt. Dabei war ſie überaus ſchön, wovon Spuren bis ins hohe Alter blieben. „Man ſah ſie an ſtrengen Wintertagen, als ſie ſchon nahe an die ſiebzig Jahre war, mit pelzbeſetztem Atlaskleide über die Straße gehen." Ihrer im 19. Lebensjahre am 22. Auguſt 1781 mit Jakob Baruch geſchloſſenen Ehe entſproſſen außer Juda Löw noch vier andere Geſchwiſter, zwei ältere: Simon Jakob und Amalia (modo Marianne), ſowie zwei jüngere: Philipp Jakob und Salomon. Julie Baruch, die noch mit der Mutter des glücklicheren Rivalen ihres berühmten Sohnes, mit Betty Heine, das unglückliche Loos theilte, denſelben zu überleben, ſtarb im ſechsundſiebzigſten Lebens-

[1]) L. Wihl „Börne, Görres und Rotſchild oder die Judengaſſe in Frankfurt" in „Phönix, Frühlingszeitung f. Dtſchld., hsg. v. Ed. Duller" Nr. 128 u. 129 vom 1. u. 2. Juni 1835.

jahre am 10. April 1838.[1]) Jakob Baruch war ein sehr gewandter und mit großen diplomatischen Fähigkeiten begabter Geschäftsmann. Der Geheimrath von Götz beglückwünschte die Frankfurter Gemeinde geradezu, daß sie einen Mann wie Baruch zu ihrem Vertreter nach Wien deputirt hatte und schrieb: „Dabei kommt ihm seine Bildung, welche er an den Höfen und dem Umgange mit Menschen von bestem Charakter erhalten, seine Menschenkenntniß, sein angenehmer und reiner Vortrag und sein Phlegma vorzüglich zu statten und diese tugendhaften Eigenschaften verschaffen ihm auch überall Eingang, gute Aufnahme und gefällige Rücksicht auf das, was er für seine Gemeinde kurz, bündig und lichtvoll anbringt[2])." Seine Gesinnung war eine strengconservative, stand jedoch keineswegs der seines Sohnes schroff gegengegenüber. Börne nennt (N. S. II, 64. 68) seinen Vater „weltklug", einen „Hofmann" und scheint damit andeuten zu wollen, daß er sich den Umständen gemäß unterzuordnen pflegte, was er so gerne auch bei seinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortwährende Spannung zwischen ihnen. Die politischen Grundsätze, für welche Börne später eintrat, hatte sein Vater vielleicht „Verstand" genug als solche zu billigen, aber er fand es unbesonnen sie auszusprechen. Ich lese gerne, sagte er (wenn einmal von der schriftstellerischen Thätigkeit seines Sohnes die Rede war), was

[1]) Im Sterberegister der isr. Gemeinde zu Frankfurt a. M. befindet sich unter dem Datum „1838 April am 10ten" folgende Notiz: „Baruch, Frau Julie des verstorbenen hiesigen Handelsmannes Hrn. Jacob Baruch nachgelassene Wittib gebohrene Gumpertz starb Dienstag den 10. April Abends um 4 Uhr alt 76 Jahre."

[2]) Horovitz, Frankfurter Rabbinen IV., 76 ff.

in seinen Schriften steht, aber ich wünschte nicht, daß es mein Sohn geschrieben. Börnes Großvater Baruch Simon ward in Oedheim bei Heilbronn als der älteste dreier Brüder geboren und war Geschäftsagent bei der Deutschordenscommenthurei in Neckarsulm. Die Familie erwarb sich durch ihre Geschäftsgewandtheit und Treue solches Zutrauen, daß sie nach Mergentheim, an den Regierungssitz des Deutschordens in die Residenz des Großmeisters berufen wurde und auch dorthin übersiedelte. Bei Gelegenheit der Erledigung des kurfürstlichen Thrones entwickelte er eine große Thätigkeit zu Gunsten Maximilian Franz Xavers, Erzherzogs aus dem Hause Habsburg, und vorzugsweise seinen Anstrengungen hatte man es angeblich zu danken, daß dieser bei der Wahl siegte. Maria Theresia, dankbar für jenen, ihrer Familie erwiesenen Dienst, verhieß dem inzwischen mit ihrem Sohne nach Bonn gekommenen Hofagenten in einer von ihrer Hand unterzeichneten Urkunde jede Art von Begünstigung in dem Fall, wenn er oder eines seiner Kinder sich in Oesterreich niederlassen würde. Diese kaiserliche Gnade mochte den Schmerz Jakob Baruchs noch bitterer machen, als er später seinen Sohn eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlagen sah. Ihm schwebten vielleicht als Ideal die Gentz, Haller, Görres vor, deren Leben und Weben gerade seinen Sohn mit einem wahren Abscheu erfüllte.

Börnes Großvater war ein äußerst frommer und bei seinem großen Reichthum sehr mildthätiger Mann, wie es auch in unseren Tagen noch dem späten Besucher sein auf dem Friedhofe zu Balbach-Mergentheim befindliches Epitaphium mit einer erhaben einfachen, wahrhaft ergreifenden Sprache berichtet. In Gemein-

ſchaft mit ſeinem jüngeren Bruder, Moſes Simon, erbaute er das große, ſchöne, noch jetzt mit einer Inſchrift[1]) am Portale verſehene Rabbinatshaus in der Judengaſſe zu Mergentheim um den Preis einer ſo rieſigen Summe, wie damals noch 30.000 Gulden waren. Die Brüder ließen auf ihre Koſten die Synagoge neben ihrem Wohnhauſe bauen und ſchenkten ſie der Gemeinde. Auch zahlreiche andere mildthätige Stiftungen verdankten ihrem frommen Wirken die Entſtehung. Noch jetzt ſind z. B. Paramente, Vorhänge vor der heiligen Lade, Thora-Mäntel, welche den Namen der frommen Stifter tragen, in Mergentheim vorhanden. Baruch ließ jedem Knaben, der vor dem Morgengebete (Baruch Scheaumur) in die Synagoge kam, ein Zweikreuzer Brot, und wer nachher kam, ein Einkreuzer Brot reichen. Und damit dem Biographen vielleicht nicht die obligate Familienprophezeihung fehle, iſt uns eine gelegentliche Aeußerung eben deſſelben Großvaters überliefert, das wie ein heiliger Segensſpruch in der Familie verehrte Wort über den jungen, ſchüchternen und ſeiner Schweigſamkeit wegen von ſeinen Geſchwiſtern geneckten Juda Löw: „Laßt mir den Jungen gehen, das gibt noch einmal einen großen Mann", ein Dictum, auf welches Börne ſelbſt ſpäter im vertrauten Geſpräche nicht ohne Humor zurückzukommen pflegte.

Börnes erſter uns bekannt gewordener Lehrer war Jakob Sachs,[2]) ein um die Erziehung in Frankfurt ver-

---

[1]) B. S. und M. S. d. i. Baruch Simon und Moſes Simon. Vgl. „Ludwig Börne ſtammt aus Würtemberg" von Aler. Elſäſſer in der „Schwäb. Kronik, des Schwäb. Merk. 2. Abth. 1. Bl. Nr. 32 vom 8. Febr. 1870 p. 375" (z. gr. Th. wieder abgedruckt in „Fr. Zeit. Nr 40 vom 9. Febr. 1870" und in „Mitth. IV, 347—348).

[2]) Jakob Sachs, geb. 1773, geſt. 14. März 1843.

dienter Pädagoge, später Gründer und Inhaber eines Erziehungsinstitutes,[1]) er hatte sich den um die Reformation des Judenthums hochverdienten David Friedländer[2]) zum Muster genommen, welcher der würdigste von allen Gesinnungsgenossen Moses Mendelssohns war und durch seinen offenen hartnäckigen Kampf mit dem orthodoxen Clerus einen großen Ruf erlangte. Mit einem kleinen Anfluge von Pedanterie verband Jakob Sachs großen Ernst, Strenge, Bestimmtheit und ein Talent kurzer und klarer Schreibweise. Als Bedingung wurde ihm gestellt, daß er die Kinder streng orthodox erziehen sollte. Denn Jakob Baruch war „ein Mann des Correcten."

Börne nahm die Unterweisungen und Anleitungen seines Lehrers ungeschickt und ohne innere Erregung, ja mit Ueberdruß und nur mechanisch auf. So war es auch möglich, daß er, wie wohl selbst ein Orientalist wie Hezel einst vor seinen Kenntnissen im Hebräischen hohe Achtung gewonnen, in den späteren Jahren nicht die kleinste Stelle des alten Testaments im Urtexte verstehen konnte. Börne gerieth vielmehr bald in eine Zwiespalt mit seinem Inneren, vielleicht schon deshalb, weil er bereits frühzeitig zur Einsicht gelangen mochte, daß das, was Vater und Lehrer ihm beibrachten oder wenig-

[1]) Einen sehr interessanten Einblick in diese Thätigkeit J. Sachs gewährt eine scheinbar verschollene Schrift: „Denkschrift die Verhältn. der zu Frankfurt seit 19 Jahren bestehenden Jakob Sachsischen Bildungs- und Erziehungs-Anstalten für die Isr. Jugend, insb. die jetzt beabsichtigte Beschränk. dieser Anst. auf die höchste Zahl von 100 Zöglingen betr. Mit Anlagen Nr. 1—17. Statt handschriftl. Mitth. gedruckt. Fr. a. M. im Juli 1822, 64 S. gr. 8°."

[2]) vgl. Gelehrtes Berlin im Jahre 1815. p. 68 ff., J. H. Ritter, Geschichte der jüdischen Reformation. Zweiter Theil. David Friedländer, Berlin 1861.

ſtens beizubringen ſuchten, ihnen ſelbſt nicht voller hoher Lebensernſt war.[1])

Ein weiblicher Haustyrann, eine alte jüdiſche Köchin, mit Namen Elle, trug noch das Ihrige dazu bei, ihm das jüdiſche Leben vollends zu verleiden, indem ſie ihn, den ſie nicht recht leiden mochte, bei jeder Gelegenheit, gegen ſeine Geſchwiſter zurückſetzte. Bekanntlich ſind von den Biographen und Beurtheilern, Freunden und Gegnern an den Ort, wo Börne ſeine Kinderjahre verlebte, mancherlei Betrachtungen über den Einfluß geknüpft worden, welcher für ſeine Stimmungen und für ſeine ganze ſpätere Geiſtesrichtung daraus hervorgegangen ſeien. Man hat ihn ſpäter oft genug ſeine Abſtammung fühlen laſſen, man hat es nicht oft und ausdrücklich genug betonen können, daß er, eben als ein Jude und zwar ein Frankfurter Jude, einen ſo unauslöſchlichen Haß gegen alles deutſche Weſen in ſeiner Bruſt getragen. „Man trachte ihn und ſeine Tendenzen unter dieſen Geſichtspunkt und interpretirte ihn als ſolchen.“ [2]) Anlaß zu ſolchen Reden hat allerdings Börne ſelbſt gegeben, indem er in ſeinen „Briefen aus Paris“ (XI, 200), ſchrieb der „Juif de Francfort“, welchen die Frankfurter Po-

[1]) Grätz ſelbſt (Geſch. d. Juden XI, 44 ff. u. 371 ff.) geſteht indirect ein, daß der aus Polen und den chaſſidäiſchen Kreiſen berufene Rabbiner Pinhas Levi Hurwitz (1740—1802), der dritte Pole in dem bekannten Bunde der vier großen Rabbinen, welche das Interdict gegen die Mendelsſohnſche Pentateuch-Ueberſetzung ausſprachen, daß eben dieſer Rabbi „Chacham“ mit ſeinen der Judengaſſe in Frankfurt ähnlichen ſtillen Tugenden und ſeiner abſtoßenden Außenſeite wenig geeignet war, ſchwankende Gemüther zu begeiſterten Anhängern ſeiner Glaubenslehre zu machen.

[2]) Eduard Beurmann. Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur. Fr. a. M. 1837 p. 2 ff.

lizei einſt in ſeinen Reiſepaß eingetragen, hätte ihn bitter gekränkt und ihn aufgeſtachelt, ſich dafür zu rächen. „Der Fluch ſeines Volks laſtete ſchwer auf ihm....“[1]) „Der Parias-Stempel ward auf ſeine Bruſt gedrückt[2]).....“ „Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen, er ging aus jener ſchaurigen Judengaſſe hervor, und führte das Gedächtniß daran, wie ein ewig ſchwärendes Brandmal mit ſich herum.“[3]) In dieſem und ähnlichem Tone, in Schlagwörtern, wetteiferte Freund und Feind um die Siegespalme. Ja ſelbſt neuere Litterarhiſtoriker, welche denn doch jener vielgeſchmähten, verderbenbringenden, unmittelbaren, zeitgenöſſiſchen Einwirkung entrückt ſein ſollten, einen bei aller ſeiner Einſeitigkeit ſo maßvollen und gerechten Kritiker wie Karl Barthel[4]) nicht ausgeſchloſſen, konnten ſich eines leichten Schauers nicht erwehren. Börne wurde förmlich zu einem Shylock geſtempelt, zu einem jüdiſchen Hannibal, der ſchon als Knabe den Eid geſchworen, einſt an den Feinden Jeruſalems blutige Rache zu nehmen. (XV 6) „Es iſt wie ein Wunder! Tauſendmale habe ich es erfahren und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude ſei; die andern verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie ſind wie gebannt in dieſem magiſchen Judenkreiſe, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böſe Zauber kommt. Die armen Deutſchen! Im unterſten

[1]) Wolfg. Menzel, die deutſche Litteratur IV², 325 ff.

[2]) Mitternacht-Zeitung f. geb. Stände Nr. 33 vom 27. Febr. 1837. (Literatur-Blatt p. 131 ff.)

[3]) Alfred Meißner, Heinrich Heine. Hamburg 1856. p. 75 ff.

[4]) Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit. 9. Aufl. p. 334 ff.

Geſchoſſe wohnend, gedrückt von den ſieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängſtliches Gefühl von Menſchen zu ſprechen, die noch tiefer als ſie ſelbſt, die im Keller wohnen. Keine Juden zu ſein, tröſtet ſie dafür, daß ſie nicht einmal Hofräthe ſind." (XII, 197 f.) Dieſe Betrachtungsweiſe iſt denn doch zum größten Theile höchſt einſeitig und unzuläſſig. „Du sublime au ridicule il n'y qu'un pas." Aus demſelben Munde floſſen die „geflügelten Worte": „Wer den Dichter will verſtehen, Muß in Dichters Lande gehen," — und „Im Auslegen ſeid friſch und munter! Legt ihr's nicht aus, ſo legt ihr's unter" — „Du gleichſt dem Geiſt, den Du begreifſt, nicht mir". Denn, wie es freilich Thorheit wäre zu beſtimmen, was aus Börne geworden, wenn er 1786 nicht in Frankfurt, ſondern in Hamburg, Wien oder Berlin das Licht der Welt erblickt hätte, ſo iſt es doch nur das Symptom einer im höchſten Grade moroſen und philiſtröſen Kritik, dieſem Einfluß eine Deutung zu geben, welche durch Nichts bewieſen, vielmehr durch des Schriftſtellers ganzes Leben und Wirken widerlegt wird. „Sie verſtehen mich nicht und ich verſtehe ſie nicht". (XII, 279.)

Ueberhaupt irrt man, wenn man bei Börne in Betreff ſeiner jüdiſchen Abſtammung übergroße Empfindlichkeit vorausſetzt. Da er ſchon als Knabe von 14 Jahren in chriſtliche Verhältniſſe und Lebensweiſe eintrat, früh ſelbſt Chriſt wurde, entſtand bald eine derartige Entfremdung gegen jüdiſche Intereſſen, daß ſeine Frankfurter Freunde hieran nur lebhaften Anſtoß nehmen konnten.[1]) Mit vollem Rechte aber

[1]) Vgl. N. A. XI, 112 ff; N. A. XI, 117 ff.

mochte er gerade in seinem letzten Lebensjahre bekennen: „Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt, und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menschlichen Hochmuths, von den Gesetzen statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen seiner Ausflüsse nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht seit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken gesucht? Hätte ich tausend Dolche, und tausend Gifte, und tausend Flüche, und das Herz eines Teufels, sie alle zu gebrauchen, was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder? Ist nicht Deutschland der Ghetto Europas? Tragen nicht alle Deutschen einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oesterreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach Mores Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerschaft und die gestrengen Herren Bürgermeister und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, so im Rathe, wie auf dem Markte, so in der Weinschenke, wie zwischen ihren Haus-

wänden, klingt es nicht höhnisch und grell: Macht Mores! Wahrlich und sie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oesterreich und Preußen, so schnell und so demüthig, als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürstet, es wäre jetzt betrunken! Aber es ist nüchtern an Lust, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, so ist es das Verbrechen der Empfindungslosen, nicht das meinige". (XV, 26 ff.) Und so konnte er seiner Vaterstadt sein ganzes Leben hindurch ihre besondere Stellung, ihre freiheitsfeindliche Absonderung nicht genug strafend-sühnend zu Bewußtsein bringen, je mehr er von ihrer Bedeutung erfüllt zu sein glaubte: „Noch einmal, was Sie mir von Frankfurt geschrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf diesem Wege; möge es sich emsig auf seine große Bestimmung vorbereiten, und sich deren würdig zu machen suchen. Denn Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reiches und der Sitz der deutschen National-Versammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxischen Pallast, die deutsche Bastille wird man niederreißen, und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg gesäubert, wird auf dem Platz eine hohe Säule sich erheben, welche die Inschrift trägt: „Hier liegt Deutschlands Schande!" (XII, 157 ff.) Es leiteten ihn eben hierbei dieselben Motive, welche ihn später zu einer entschiedenen Opposition gegen die herrschenden Zustände in Deutschland, zur Emigration nach Frankreich, sowie zu jenen sarkastischen Angriffen gegen deutsches Wesen in den „Briefen aus Paris" veranlaßten, die so vielfachen Vorwurf zur Verläumdung seiner ganzen

Stellung bieten ſollten. „Merkwürdig ſind die Hanauer Geſchichten! Wer hätte das erwartet? Kann ſich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es giebt irgend wo einen See von ſo giftiger Ausdünſtung, daß alle Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.“ (IX, 78;) . . . . . „Das arme Frankfurt ſieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehen Jahren iſt dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn dieſe einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am erſten ſchmecken“. (IX, 104.) . . . . . „Die alten Griechen hätten ſich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu verſammeln; die neuen Deutſchen ſchicken die ihren nach Frankfurt; ſolche erſchreckliche Angſt haben ſie, ſie möchten einmal etwas Kluges beſchließen“. (X, 82.) .. „Nun, ſchmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Camillenthee. Nicht gerade erſt jetzt wegen dieſer choleriſchen Zeit; mir hat es immer ſo geſchmeckt. Eine Apotheke — Alles getrocknet, Alles zerſtoßen, Alles in Büchſen und Schachteln. Nichts friſch, nichts ganz, nichts frei.“ (XI, 11.) . . . . . „Vor einigen Tagen ſchrieb mir Dr. D . . . ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie eine Kampf gehabt.“ Was! rief ich voll Erſtaunen aus, die Frankfurter haben die Linie paſſirt, ſie, die ſeit Jahrhunderten nicht über die Wartthürme hinausgekommen? Komet“. (XI, 102.) . . . . . „Wenn die türkiſche Regierung im Liberalismus ſo weit vorſchreitet, als Deutſchland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Conſtantinopel bald aufeinander treffen.“ (XI, 134.) . . . . . „Die Frankfurter Jahrbücher haben mir ſehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es iſt doch wenigſtens ein Dämmerlicht und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht geweſen, kann es

keine Abenddämmerung, es muß ein Morgendämmerung ſein.“ (XII, 314.) . . . . . „Ich kann ohne Schrecken nicht daran denken wieder nach Frankfurt zu gehen. — Eigentlich iſt in Frankfurt gar kein Leben, man bereitet ſich dort nur zum Leben vor. Die Stadt iſt eine große Kindbetterin-Stube. Man handelt und kommt nie zur Ruhe, man kocht und ißt nie.“ (N. S. I, 340.) . . . . . „Mein ganzes Weſen, vom Kopfe bis zur Fußzehe, iſt ſo unfrankfurtiſch, daß mein bloßer Anblick für jeden Frankfurter eine Beleidigung iſt“. (N. S. II, 28.) „Frankfurt iſt mir verhaßt. Die dortige Philiſterei fürchte ich mehr als die Cholera.“ (Ebd. III, 46.) . . . . . „Ich werde überall vergnügt ſein, ... wenn es nur nicht in Frankfurt iſt.“ (Ebd. V, 319.) . . . . . Und gleichſam als würdiges Finale noch den köſtlichen Sauerkrauttag im „Weißen Schwan“: „Ich erinnere mich nur eines intereſſanten Tages in der Woche in Frankfurt, und dieſer war der Freitag, wo es im „Schwan“ Sauerkraut und Solperfleiſch gab.“ Denn ſo treibt die Liebe in ſeinem Herzen den Haß auf ſeine Lippen.

Ueber Börnes übrige Jugendzeit, ſowie über ſeinen früh beginnenden Skepticismus hat uns Gutzkow in ſeiner Biographie des Näheren unterrichtet; aus ihr erhellt, daß eine gewiſſe pietät- und phantaſievolle Darlegung der realen Baſis allzuſehr entbehren möchte. Darüber hinaus zu einer eingehenderen Erläuterung fehlen uns jedoch die hierzu nothwendigen Materialien und Aktenſtücke. Nur ſoviel iſt gewiß, daß der von Börne genoſſene Jugendunterricht im Großen und Ganzen ein ſehr mangelhafter zu nennen war.[1])

[1]) „Heine“, ſchrieb z. B. Börne unterm 8. Oct. 1831, „iſt ein vollkommener Bacher. Wie er das geworden, oder vielmehr als

Zudem lernte er sehr schwer ein sehr schlechtes Deutsch, der spätere Bildhauer des deutschen Wortes entfaltete noch in seinen frühesten Manuscripten eine etwas unsichere Orthographie und Stilistik. Freilich dürfte die Schuld zum geringsten Theile den Knaben selbst treffen. So z. B. gestand Jakob Sachs, zu jener Zeit über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache selbst nicht tactfest gewesen zu sein, wie er sich denn in der Auswahl einer passenden Grammatik so sehr vergriff, daß er die philosophische Sprachlehre Adelungs seinem Unterrichte zu Grunde legte, deren dunkler und abstracter Denk- und Schreibweise der jugendliche Zögling trotz allem seinen Eifer und Fleiße nur sehr schwer oder gar nicht gerecht zu werden vermochte. Börne dürfte sogar — desselben Lehrers Geständnissen zu Folge — die erste Grundlage der Grammatik bei seinem späteren Gießener Lehrer Dr. Schapper erhalten haben. Seinen beiden damaligen Lehrern der französischen Sprache, in welcher er ebenfalls noch im gereiften Mannesalter — nach dem ersten Pariser Aufenthalte — gründlichen und eifrigen Unterricht zu nehmen gezwungen war (N. S. I, 65 ff; 79 ff; 96 ff.), setzte er selbst in dem „Tagebuche aus Soden" (VIII, 40 ff.) ein ebenso wahres als interessantes Denkmal. „Wenn man sich auch im Himmel zankt, was ich sehr vermuthe, werden sich die Manen meiner beiden Lehrer der französischen Sprache um den Ruhm ihres irdischen Schülers streiten. Der eine war ein hochbejahrter deutscher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in seiner Jugend einige Jahre Bambusrohre

geborner Jude geblieben, ist mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigste Erziehung und einen viel geordneteren Schulunterricht genossen, als ich selbst." (N. S. V, 53 f.)

auf dem Pontneuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben, mir die richtige Ausſprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach oreille ganz genau aus wie er ſelbſt, nämlich orehgelje. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der, ſelbſt oreille vom Kopf bis zu den Füßen, mir die echte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Ernte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes, grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit oder geſunde Badepolitik — das Band mit dem Schnällchen hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knöpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſei, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſei, als ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſein, wich er mir ſo viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick, und ich kann es nicht

läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Curgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Uhrbande ſchwer büßen. Ich lachte weniger als er ſchwitzte, denn wahrhaftig, er dauerte mich.

„Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille ausſprach; aber Voltaire, Voltaire — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen, denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts, und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche

Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Marx, wie wirſt Du erſtaunt und erſchrocken ſein, als Du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt Du gefragt haben: wo iſt denn die Hölle? . . . . Da nahte ſich ein Engel des Lichtes dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſoeben erſt angekommen."

Auf dem Gebiete der Muſik, worin ebenfalls ein (churkölniſcher) Emigrant, Namens Buchwieſer, ſein Lehrer war, blieb er die ganze Zeit ſeines Lebens ein Laie;[1]) in Frankfurt ſollte er damals auch Flöte blaſen lernen. „Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte ſpielen lernte bei Herrn . . . (der Lehrer war ganz des Schülers würdig) und wir im Duette Zerlinens ſüßes Wundlied blieſen. Sie können ſich denken, daß wir das ſüße Wundlied wie ein Pflaſterlied herabgeſtrichen." (X, 177.) Auch Tanzen lernte Börne. „Ich kann Sie verſichern, daß ich mit meinen alten Pas vom Langerhans aus der Gellnhäuſer-Gaſſe in Paris Aufſehen machen würde." (X, 231.) Ueberhaupt ſcheint es auch an ſonſtigen Zerſtreuungen und erheiternden Ausflügen in ſeiner Jugendzeit nicht gemangelt zu haben. Wenigſtens wußte ſein am 10. Mai 1876 verſtorbener Vetter Simon Tannenbaum noch im hohen Greiſenalter von den zahlreichen angenehmen und fröhlichen Tagen zu berichten, die der Knabe Louis Baruch im Hauſe ſeines Großvaters Simon Baruch in Mergentheim zubrachte, als letzterer mit der Thronentſetzung des erzherzoglichen Erzbiſchofs 1794 in ſeine alte Heimath ſich flüchtete und mehrere Jahre das jetzige Rabbinatshaus bewohnte. Auch ein anderer Auf-

[1]) I, 101 f.; XVI, 253, 267; X, 99, 197; N. S. II, 152.

enthalt des Knaben in dem bayerischen Städtchen Feuchtwangen scheint in jene Zeit gefallen zu sein: „Der König von Bayern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Bayern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein bayerisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz, die dummen Philister." (XIII, 67 f.)

Mit vierzehn Jahren kam Börne auf den Rath seines Lehrers Jakob Sachs in das Pensionat des seinerzeit als Pädagogen vielgenannten Professors Hezel[1]) zu Gießen. Johann Wilhelm Friedrich Hezel wurde am 16. Mai 1754 zu Königsberg in Franken als der Sohn des dortigen wenig bemittelten zweiten Stadtpfarrers geboren, weshalb nur die Unterstützung eines entfernteren Verwandten ihm ermöglichte, sich der wissenschaftlichen Laufbahn zu widmen, sowie die Universität Jena zu beziehen, wo er im Jahre 1775 das Doctordiplom der Philosophie sich erwarb und als Privatdozent für orientalische Sprachen sich habilitirte. In Folge drückender materieller Nothlage faßte er den Plan zur Herausgabe der Bibel mit deutschem Commentare, welches Werk nicht nur mit einem für die damaligen Verhältnisse beispiellosen Erfolge von 1000 Subscribenten gekrönt ward, sondern auch dem

[1]) Fr. Wilh. Striebers Grundl. zu einer Hess. Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, XVIII. Bd., herausgegeben v. K. W. Justi. Marburg 1814, p. 222—239; Neuer Nekrolog II, 1150—1158; sein Bildniß in Kupferstich soll sich in „Beyer's allgemeinem Magazin für Prediger", 6. Bd. 4. Stück befinden.

Autor mit einem Schlage einen Weltruf verſchaffte. Vielfach auch ſonſt litterariſch thätig, erhielt er im Jahre 1786 einen Ruf als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, ſowie die Stelle eines Oberbibliothekars in Gießen. Dort erwarb er ſich das große Verdienſt, im Vereine mit Eichhorn die Pflege der hebräiſchen Sprache und Litteratur auf Univerſitäten durch bequeme Handbücher angebahnt zu haben. In Gießen gründete Hezel eine Erziehungsanſtalt, welche er mit mehreren Lehrern, u. A. mit dem trefflichen Dr. Schapper beſetzte, deſſen Börne ebenfalls in den „Briefen aus Paris“ in ebenſo pietätvoller als echt humoriſtiſcher Weiſe gedenkt. (IX, 74 ff.) „Soeben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir dieſe freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefſteak holen laſſen. Habe ich ſie einmal endlich, die Fürſten Reuß, Greiz, Schleiz, und wie ſie ſonſt heißen! Iſt der Tag der Rache endlich erſchienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben ſie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk, wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin ſein, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und ſich von einander zu unterſcheiden, ſind ſie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter, und das ſollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächſte Oſtern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein ſanfter Lehrer, Doctor Schapper, mich in den Pyramiden

ertappte, ſagte er mit ſeiner Kindbetterin-Stimme: das iſt auch nützlich; aber mit der vaterländiſchen Geographie muß man den Grund legen. Nun ſchwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß, wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reiſen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erſt hinüber und herüber im Poſtbuche nachſchlagen. In welchem Theile von Deutſchland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß man Gera mit allen ſeinen Einwohnern in die Richelieu-Straße ſtellen könnte. Jetzt ſtellen Sie ſich vor, daß dieſe kleine Stadt zwei oder gar drei Fürſten hat, die ſie gemeinſchaftlich beherrſchen. Iſt es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es iſt ſchon mit einem Fürſten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländiſchen Grund in mir gelegt! Er wird ſich freuen, wenn er es erfährt."

In dieſem Inſtitute wurde Börne ſeit dem Jahre 1800 recht eigentlich in das Reich des deutſchen Wiſſens eingeführt, indem er dort jene Vorbildung erhielt, welche gewöhnlich auf deutſchen Gymnaſien gewonnen wird, und es dort unter Leitung jener kundigen Lehrer bald dahin brachte, gleichſam als außerordentlich immatriculirter Hörer die Univerſität beſuchen zu können.[1]) Auch auf

[1]) Im Inſcriptionsbuche der Großh. Heſſ. Ludewigs-Univerſität Gießen (1708—1807) findet ſich noch folgender eigenhändiger Eintrags-Vormerk unterm 7. Juli 1800:

66) Louis Baruch, natif de Francfort, fils de J. Baruch agent de S. A. E. de Cologne, étudiant en médécine éleve de l'institut de Mr. le professeur Hezel.

Als Rector fungirte damals der Prof. der Medicin Dr. Joſef Friedrich Sigism. Poſewitz, als Decan der medicin. Fakultät, Prof. Dr. Karl Wilhelm Chriſtian Müller.

die Entwickelung seines äußeren Wesens übte Hezels Anstalt und ihre liebevolle Disciplin einen sehr wohlthuenden Einfluß aus, so daß er gar bald die Manieren und das edle Deutsch der Frankfurter Judengasse ablegte und wohlgesetzte deutsche Briefe nach Hause schreiben konnte, offenkundige Gradmesser einer zunehmenden geistigen Bildung. „In Gießen hatte ich täglich 8 Stunden. Ich lernte aber auch zu gleicher Zeit lateinisch, französisch, italienisch, Geschichte, Geographie, Calligraphie, rechnen, deutsche Sprache, und hörte bei Hezel zwei Vorlesungen über die Psalmen und hebräische Grammatik. Endlich lernte ich auch noch arabisch 2 mal wöchentlich.“ [1])

Im Jahre 1801 sah sich Hezel in Folge seiner derangirten Verhältnisse genöthigt, einen Ruf als kais. russ. wirklicher Hofrath und Professor der Exegetik und orientalischen Sprachen nach Dorpat anzunehmen, wo er nach manchem harten Schicksalswechsel am 12. Juni 1824 starb. Bei seinem Abgange von Gießen ließ er selbst sowie seine Familie freundliche Zeilen im Stammbuche des Zöglings zurück. Seine Anstalt überließ er dem Statistiker Crome,[2]) einem Gelehrten, den wir in Börnes Leben

---

[1]) An die Herz, p. 13. Ihr theilte er (Ebd. p. 11) noch folgende Gießener Reminiscenz mit: „In Gießen hatte ich einmal einen Entwurf eines Buches: über die Kunst zu schmeicheln, geschrieben. Ich hatte es niemandem weiter als Hezels Tochter zu lesen gegeben; und ich hatte das Unglück, mir dadurch auf eine lange Zeit ihre Gunst zu entziehen. Sie können sich leicht denken, wie das zuging. Um sie wieder zu versöhnen, machte ich einen Anhang zu meinem Buche, worin ich sagte, daß bei *manchen* Menschen Schmeichelei, auch die allerfeinste, nichts helfe. Dies erwarb mir wieder, was ich verloren hatte.“

[2]) Biographie jetzt lebender oder erst im Laufe des gegenw. Jahrh. verstorbener Personen. Von Fr. von Lupin auf Illerfeld.

noch öfter begegnen werden. Aug. Fr. Wilhelm Crome, geboren am 6. Auguſt 1753 in Sengwarden auf der kleinen Herrſchaft Kniephauſen, welche zwiſchen Jever und der Jahde liegt, widmete ſich urſprünglich der Theologie an der Univerſität Halle, ſpäter jedoch auf Anregung ſeines als Geographen berühmten Oheims Büſching (III, 188) dem Studium der Geographie und Statiſtik. Eine Zeit lang als Lehrer dieſes Faches an dem Baſedowſchen Erziehungsinſtitute, ſowie als Erzieher des Erbprinzen in Deſſau thätig, erhielt er im Jahre 1773 einen Ruf als Profeſſor der Statiſtik und Cameralwiſſenſchaften an die Univerſität Gießen, wo er vierundvierzig Jahre ehrenvoll lebte, ſich den Ruf eines der größten Statiſtiker ſeiner Zeit erwarb und am 11. Juni 1833 hochbetagt ſtarb.

Im Winter des Jahres 1800 [1]) übernahm er das Erziehungsinſtitut des Profeſſors Hezel und Börne blieb auch noch ſein Zögling bis zum November 1802. Nun ſollte der junge Schüler als Fachſtudium die Medicin ergreifen, die damals allein den Bekennern ſeines Glaubens offen ſtand. Doch iſt unbekannt, ob hierbei die Beſtimmung des Vaters oder der Wille des Sohnes entſchieden hat, oder was das Wahrſcheinlichſte iſt, beiderſeitige Uebereinſtimmung. Auf die Univerſität Gießen, als einen Ort, um gründlich Medicin zu ſtudiren, ſetzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Bei jeder anderen Univerſität war aber dem Vater die Selbſtſtändigkeit ſeines noch ſo jungen Sohnes peinlich. Mochte nun noch die Erwägung hin-

Stuttg. und Tübing. 1826. I, 181—184; Fr. Wilh. Strieders Grundl. XVIII, 103—120; Neuer Nekrolog XI, 427—438. Eine Selbſtbiographie von Aug. Fr. Wilh. Crome erſchien Stuttg. 1833.

[1]) „1795" (Selbſtbiographie p. 232) iſt offenbar ein Irrthum.

zugekommen ſein, daß die Art des Privat-Unterrichtes dem eigenſten Weſen des Schülers angemeſſener wäre, ſowie daß dort auch eine unmittelbare Sorgfalt der Lehrer angewendet würde — kurz, Börne wurde zur Fortſetzung ſeiner mediciniſchen Studien zu dem damals berühmten und gelehrten Arzt in Berlin Dr. Markus Herz [1]) gegeben, welcher in Ermangelung einer eigenen Univerſität eine Hospitalklinik hatte und kliniſche Vorleſungen hielt.

Markus Herz war als der Sohn tiefſter Armuth am 17. Januar 1747 in Berlin geboren. Urſprünglich dem Kaufmannsſtande beſtimmt und demſelben auch angehörig, gelang es ihm ſchließlich unter harten Entbehrungen ſich an der Univerſität Königsberg dem Studium der Medicin zu widmen; daſſelbe ſchloß er in Halle mit einer Doctor-Promotion ab. Noch mächtiger zog ihn aber die Philoſophie an. Wie eifrig und gewiſſenhaft er ſich dieſem Studium hingab, bewies u. A., daß der große Immanuel Kant, als er bei dem Antritte ſeiner Profeſſur dem damaligen Gebrauche gemäß ſeine philoſophiſche Diſſertation: de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis öffentlich vertheidigen wollte, Herz zu ſeinem Reſpondenten wählte; dadurch wurde auch Herz' erſte Schrift „Betrachtungen aus der ſpeculativen Weltweisheit" 1771, ſowie ſeine eifrige Mitarbeiterſchaft an der Kanterſchen Gelehrten-Zeitung in Königsberg veranlaßt. Von Kant

---

[1]) Schlichtegrolls Nekrolog der Teutſchen III, 27 ff. (wieder abgedruckt in „Sulamith, Zeitſchrift zur Beförd. der Cultur und Human. unter den Israel., herausgegeben v. D. Fränkel." 1811. III. Jahrg. 8. Heft. p. 77 ff.); Imman. Kants ſämmtl. Werke. In chronol. Reih. herausg. v. G. Hartenſtein. Leipzig 1868. VIII, p. 684 ff.

mit Empfehlungsschreiben an Mendelssohn, Sulzer u. A. versehen, kehrte er nach Berlin zurück, wo er zeitlebens ein eifriger Verfechter der Kantschen Lehre auch dem Mendelssohnschen Kreise gegenüber blieb. Dort verheirathete er sich mit der Tochter des Arztes am Krankenhause der jüdischen Gemeinde, Benjamin de Lemos, als dessen Nachfolger er auch sein eben so interessantes als thatenreiches Leben am 19. Januar 1803 beschloß.

Herz war ein fruchtbarer philosophischer Schriftsteller, der namentlich die Kunst verstand, die gewonnenen Resultate einem großen Kreise vorzulegen. Aehnlich stand ihm die mündliche Rede zu Gebote. Er hielt philosophische Vorlesungen im Sinne Kants, zu denen sich die Gebildeten und Hochstehenden drängten; unter Anderen gehörte dazu auch der Staatsminister v. Zedlitz, welchem Markus Herz dann seine Ernennung zum Professor der Philosophie mit einer lebenslänglichen Pension von 500 Rthlrn. verdankte, eine Auszeichnung, die vorher noch niemals einem seiner Glaubensgenossen zu Theil geworden war. Als einer der ersten versuchte er Philosophie und Naturwissenschaften zu vereinigen; seine physikalischen Vorlesungen wurden selbst vom Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm III. besucht. Dazu war Herz ein viel beschäftigter Arzt, der auch auf diesem Gebiete vielfach litterarisch thätig war, so z. B. namentlich durch seinen „Versuch über den Schwindel" (1. Aufl. 1786; 2. Aufl. 1791) und durch sein energisches Auftreten gegen die damals in Gebrauch gekommene Kuh-Pockenimpfung bedeutendes Auf- und Ansehen gewann. Mit Lessing persönlich befreundet, erkannte er nicht nur dessen hohe Bedeutung für die gesammte Culturentwickelung, sondern glaubte dieselbe auch

gegenüber der zeitgenössischen romantischen Gefühlsschwärmerei nicht kräftig genug betonen zu können. Sehr bezeichnend für die Charakteristik dieses ausgezeichneten Mannes sind die betreffenden in den „Erinnerungen“[1]) seiner Gattin enthaltenen Mittheilungen: „Mein Mann, älter (als ich), mit Lessing persönlich befreundet, in Diesem nicht nur den größten Kritiker der Deutschen, sondern, in Widerspruch mit Lessings eigener Ansicht, einen großen Dichter achtend, wies selbst in der schönen Litteratur alles zurück, was nicht mit Lessing'scher Klarheit und Durchsichtigkeit geschrieben war. Er theilte diesen Sinn mit mehreren seiner Freunde, unter Anderen mit David Friedländer. Als dieser eines Tages mit der Bitte, ihm eine dunkle Stelle in einem Goetheschen Gedichte zu erklären, und die stille Hoffnung im Herzen, er werde es nicht vermögen, zu ihm kam, wies er ihn mit den Worten an mich: „Gehn Sie zu meiner Frau; die versteht die Kunst, Unsinn zu erklären!“ — . . . . . „Mit dem Auftauchen der romantischen Schule steigerten sich nun vollends meine ästhetischen Leiden. Hier war für Herz alles unwahr oder unverständlich. Aber den Höhepunkt erreichten sie mit Novalis. Für die Mystik hat freilich die bloße Wissenschaftlichkeit kein Organ. Und dazu kam, daß auch mir allerdings in den Schriften dieses Dichters Manches unverständlich blieb, wenngleich ich seinen Geist und sein Streben im Ganzen wohl begriff. Herz, der eben in Novalis' Schriften nur blätterte, um seinen Witz an ihnen zu üben, wußte meisterlich eben solche Stellen aufzufinden. Eines Tages las er mir wieder eine Solche vor, und wollte sie von mir erklärt

[1]) J. Fürst, Henriette Herz, p. 98 ff.

haben. Nach einigen vergeblichen Versuchen mußte ich gestehn, daß ich sie nicht verstände." — „Aber Du meinst wohl etwa" — sprach Herz mit einem sehr sarkastischen Lächeln — „daß das Männchen selbst sie verstanden hat?"

Der Leitung und Aufsicht dieses Mannes wurde Louis Baruch anvertraut, wobei nur zu bedauern ist, daß sein Einfluß auf die spätere Geistesrichtung seines Zöglings viel zu gering war, als daß demselben nicht die romantische Gefühlsschwärmerei und Sentimentalität der „Seelenbraut Schleiermachers" genügenden Abbruch geleistet hätte. Denn wenn auch Henriette Herz so viel Verstand hatte, um den traumhaft sinnenden Jüngling, der zu ihr die innigste Herzensneigung faßte, energisch zurückzuweisen,[1]) so war doch ihr Einfluß auf dessen spätere Geistes- und Denkungsart bei einer harmlosen empfindsamen Naturanlage von nichts weniger als wohlthätigen Folgen begleitet.[2])

Henriette Herz, die Tochter des jüdischen Arztes Benjamin de Lemos und einer geborenen Charleville, war das älteste einer mit vielen Kindern gesegneten zweiten Ehe; sie überlebte jedoch alle ihre Geschwister. Ihr Vater, Hamburger von Geburt, hatte in Halle studiert und galt längere Zeit für einen der ersten Aerzte Berlins. Henriette Herz genoß im elterlichen Hause eine freudenvolle Jugend. Geistig wie körperlich frühzeitig entwickelt,

---

[1]) An Herz, p. 76.

[2]) Eigenthümlich dürften die Worte F. Brunolds (Litterarische Erinnerungen. Zofingen und Leipzig 1875 I, 4 ff.) berühren: „Henriette Herz tödtete gewissermaßen den Gefühlsmenschen in ihm, den Poeten — um der Welt einen Satyriker, einen Kritiker zu geben, der in ewigem Heimweh nach einem freien Vaterlande sich verzehrte."

lernte sie mit besonderem Eifer Musik und Französisch, wußte bald das alte Testament aus der Ursprache zu übersetzen, und während sie später noch Lateinisch und Griechisch trieb, sprach sie Französisch, Englisch und Italienisch geläufig, verstand sie Spanisch und Schwedisch ganz gut. Erst später erwog man, daß es ihrem künftigen Gatten vielleicht auch eine angenehme Beigabe sein möchte, wenn seine Frau tanzen und französisch spreche, es ihm aber jedenfalls wünschenswerth sein müsse, wenn sie stricken und nähen könne und schickte sie in eine Nähschule. So datirt aus der frühesten Jugendzeit der Hauptfehler im Leben dieser schönen, hochgebildeten und geistreichen Frau, der vollständige Mangel an jeglicher ruhiger planmäßiger Ueberlegung. Als sie zwölf Jahre alt war, verlobte man sie ungefragt mit Markus Herz, den sie nicht einmal kannte. Die Ehe, die erst der Tod des Mannes löste, blieb kinderlos. Ihren Bund mit Markus Herz nannte sie keine glückliche Ehe, aber doch ein glückliches Verhältniß. Sie ward für den Mann, dem sie zu eigen gegeben worden, nicht der Mittelpunkt seines Seins; doch hielt sie dies, wie es scheint, nicht für die Bedingung einer entschieden glücklichen Ehe. Man muß das starr Patriarchalische im damaligen Judenthume kennen, um zu wissen, daß eine derartige ungefragte Verheirathung mit einem Manne, der füglich ihr Vater hätte sein können, nichts weniger als ein Akt der Despotie war. Es war dies, wie schon F. G. Kühne [1]) richtig betont hat, im Judenthume von damals so sehr Brauch, daß selbst der milde Mendelssohn, der doch im Menschen eben den Menschen geehrt wissen wollte, als

[1]) Deutsche Männer und Frauen. Leipzig 1851. p. 228 ff.

Hausvater nicht anders als auf ſo fataliſtiſch abſolute Weiſe das Schickſal der Seinen feſtſtellte.

Vereint mit ihrem Gatten eröffnete Henriette Herz einem großen Kreiſe ihr Haus. Sein bedeutender Ruf, ſein ausgebreitetes Wiſſen, ſowie Geiſt und Schönheit der Frau, zogen hervorragende Männer aller Stände und Berufsclaſſen mächtig an. Es war kein flüchtiges Gehen und Kommen, ein feſtes Band edler Freundſchaft umſchloß die Männer mit der Herrin des Hauſes. Zu dem Kreiſe gehörten die Spitzen der Wiſſenſchaft, wie Alex. v. Humboldt, Staatsmänner, die damals und ſpäter auf die Geſchichte der Völker entſcheidenden Einfluß übten, Alexander von Dohna, Chriſtian Bernſtroff, Fr. Gentz, Mirabeau, W. v. Humboldt, Schriftſteller wie K. Ph. Moritz, Fr. und Auguſt Wilhelm Schlegel, Johannes v. Müller u. A. „Unter ſo begünſtigenden Umſtänden bildete ſich unſer Haus, von welchem ich ohne Uebertreibung ſagen kann, daß es in nicht langer Zeit eines der angenehmſten und geſuchteſten Berlins wurde. . . . . Ich glaube nicht viel zu behaupten, wenn ich ſage, daß es damals in Berlin keinen Mann, keine Frau gab, die ſich ſpäter irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensſtellung erlaubte, dieſem Kreiſe angehörte.“ (Fürſt p. 97.) In die engſte Berührung trat aber mit dieſer „tragiſchen Muſe Berlins“ Friedrich Schleiermacher, vom Anfange ſeiner Laufbahn, noch ehe er eine Zeile veröffentlicht hatte, zu jener Zeit, da er aus Gedikes Schul-Seminar hervorgegangen, zwei Jahre in Landsberg a. d. W. als Hülfsprediger wirkte, bis zum Ende ſeines an hervorragenden Geiſtesthaten ſo reichen Lebens, ſtets in innigſter Freundſchaft an dem Geiſtes- und Gemüthsleben ſeiner Freundin theilnehmend.

Mit 53 Jahren, nach dem Tode ihrer orthodoxen Mutter, trat sie still und geräuschlos zur christlichen Kirche über. Ihre weiteren Lebensschicksale bis zu ihrem am 22. Oktober 1847 erfolgten Tode lösen sich wie die ihrer geistesverwandten Freundin Rahel Levin in eine „Gallerie von Bildnissen aus ihrem Umgange" auf, deren nähere Erörterung hier von keinem Belang wäre.

Was Börne betrifft, haben die an H. Herz gerichteten Briefe und Tagebücher uns eine ganze Wertheriade vorgeführt, die nicht mit Unrecht derjenigen Goethes verglichen wird, vor der sie jedoch das zweifelhafte Vorrecht hat, daß sie wirklich erlebt und im ersten Taumel mit Enthusiasmus niedergeschrieben wurde. Henriette Herz, welche damals schon eine höhere Bahn mit Schleiermacher wandelte, wies, wie oben erwähnt, den jungen leidenschaftlich erglühten Louis Baruch auf den Weg der ruhigen Vernunft zurück mit dem Verlangen, seine Gefühle in einem Tagebuche auszutoben. Aus diesem schriftstellerischen Produkte ersieht man seine damals wild gährende Stimmung, von der schon die Herausgeberin nicht mit Unrecht bekannte (p. VI): „Es wird wohl Niemand diese Ergüsse eines frischen und leidenschaftlichen Herzens lesen können, ohne davon bewegt und ergriffen zu werden. Sie zeigen uns zum ersten Male den jungen Börne, und merkwürdig ist es, zu sehen, wie in diesen früheſten Aeußerungen eines Jünglings von siebzehn oder achtzehn Jahren der spätere Börne schon ganz fertig ist: der Witz, der Humor, die Weichheit, die Unart, die Eigenwilligkeit des späteren Schriftstellers. Seinen Witz darin zu vermissen, wäre ein Mangel an Scharfblick; auch in Schmerz und Wehmuth ist der Typus seines Witzes, das Launenspiel seiner Gedanken, die Verbindungen und Uebergänge

derſelben, deutlich ausgedrückt; daß es ſpäter oft in Scherz und Luſtigkeit hervorbrach, iſt das Zufällige des Stoffes und der Wendung, nicht das Weſentliche des Talents.“ Im Uebrigen dürfte freilich auf die wildgährende Stimmung der Umſtand nicht ohne Einfluß geblieben ſein, daß Börne mit ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin recht eigentlich aus der Rumpelkammer todter Gelehrſamkeit an den Herd der weltbewegenden philoſophiſchen Gedanken trat, und insbeſondere im Hauſe der Herz ſtatt der bisherigen engherzig abgeſchloſſenen ſtudentiſchen Kreiſe und der Iſolirzelle des Schülers in das geiſtige Leben der Reſidenz, ſowie in näheren Verkehr mit der Elite der Geiſter kam, wenn auch in Folge einer gewiſſen geiſtigen Trägheit nicht in dem Maße, als ihm eigentlich möglich geweſen wäre. Es iſt nothwendig, einige ſtimmungsvolle Proben dieſes reichhaltigen Briefwechſels mitzutheilen, bereits Reinganum (XII, 229 ff.) konnte ſich zur Charakteriſtik deſſen nicht enthalten:

Dienſtag, den 9. November 1802.
(Vormittags 12 Uhr.)

Mir iſt nicht wohl, mir iſt nicht weh. Ich bin nicht froh, ich bin nicht traurig . . . . . Mein Herz klopft in langſamen, ſtarken Schlägen . . . . .

Dienſtag, den 9. November.
(Nachts 11 Uhr.)

Welche Augen! Welch ein holdes Lächeln! Welche Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe keine Worte. — Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit; das erſte ſchöne Weib hätte ſeiner Erfindung geſpottet. — Ich habe keine Worte . . . . .

Sonntag, den 21. November.
(Abends 7 Uhr.)

Ich möchte Mad. Herz immer ehrfurchtsvoll den Rock küſſen, wenn ſie zu mir kommt. Ich finde darin ſo was Erhabenes, Herablaſſendes. —

Mittwoch, den 15. December.
(Vormittags 10 Uhr.)

Ich fühle es, daß ich glühe, und mein ganzes Weſen hat ſich verändert . . . . .

Sonnabend, den 22. Januar.

Ich kann es nicht faſſen, dies unverhoffte, herrliche Glück.

Bei Allem dem empörte ſich dennoch dann und wann ſein angeborenes geſundes Gefühl gegen die herrſchende krankhafte Sentimentalität. „Wir ſprachen geſtern bei einer Gelegenheit, die Sie nicht werden vergeſſen haben, von ſentimentalen Seelen. Wahre echte Sentimentalität gleichet dem reinen kräftigen Kornbranntwein, der mäßig genoſſen, den Geſunden ſtärkt und erwärmet. Aber die herrſchende Sentimentalität unſerer nervenſchwachen Jünglinge und ſchwindſüchtigen Mädchen macht ſchläfrig und erhitzt, wie unſere überzuckerte Modeliqueurs nur erſchlaffend ſind.“ (An Herz p. 69.) Ebenſo bezeichnend für Börnes ganzen übrigen Charakter iſt, daß er trotz aller romantiſchen Ueberſchwänglichkeiten die damals berühmte „Lucinde“ nicht einmal mit dem Reize der Verſtohlenheit leſen konnte. „Die Lucinde habe ich mir zu leſen geholt; blos aus Neugierde, weil mir ſie H. nicht geben wollte. Ich verlor aber nach den erſten drei Seiten die Geduld.“ — (Ebd. p. 58.) Um ſo eifriger las er Lichtenberg! „Lichtenbergs Schriften, die ich jetzt leſe, machen mir ſehr viel Vergnügen“. — (Ebd. p. 58.)

Zu seinen damaligen Lehrern gehörte der berühmte Kantianer Bendavid.[1]) — Lazarus Bendavid, geboren in Berlin im Jahre 1762, gestorben ebendaselbst im Jahre 1832, lebte während seiner Jugend in behäbigen Verhältnissen; eine Art Diogenes-Natur stritt er zeitlebens für die Befreiung des eigenen Geistes. Sein Streben war Unabhängigkeit und sein selbstverfertigter Grabstein lehrt, daß er sie, nach der er in seinem Leben rang, vor seinem Tode erreicht zu haben glaubte. Das konnte allerdings nicht mühelos erlangt werden. Der Schritt von dem Judenknaben, der von einer Talmudschule zur andern geschickt wurde, bis zu dem Manne, der von Kästner als ebenbürtig in der Mathematik gerühmt, als Philosoph von der Akademie mit einem Preise geehrt wurde, war kein kleiner. Er hat selbst beschrieben, welche Anstrengungen er dazu machte. Als Apostel eines neuen Geistes wirkte er in Oesterreich, hielt in Wien öffentliche Vorlesungen über die Kantische Philosophie, zuerst an der Universität, dann in dem Privatkreise des Grafen Harrach. Als ein allgemeines Verbot gegen die Fremden ihm dort nicht länger den Aufenthalt gestattete, ging er nach Berlin zurück, wo er seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer und Schriftsteller, sowie eine Zeit lang als Redakteur einer Zeitung fortsetzte. „Er war, wie Heine (XIV, 189 ff.) sagt, ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend und pflichtgehärtet, wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Kant.“ Und Markus Herz hatte diesen ihm persönlich

[1]) Gelehrtes Berlin im Jahre 1825 p. 15 ff; fortgef. von K. Büchner. 1834, p. IX; Neuer Necrolog X, 240 ff; L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin. 1871. I, 95 ff.

befreundeten, geſinnungsverwandten Gelehrten gewiß nicht ohne Grund dem jungen Baruch als Lehrer der Philoſophie und Mathematik beſtimmt. „Bendavid weiß mir die Logik recht deutlich zu machen. Doch bemerke ich mit Verdruß, daß ich in der erſten Stunde aufmerkſamer war, als in der zweiten und in der zweiten aufmerkſamer als in der dritten". (An die Herz p. 13.) „Ich wollte, daß mir Bendavid die Geometrie planmäßiger nach einem Buche lehrte." (Ebd. p 14.) „Bendavid beſitzt viele Kenntniſſe; dabei hat er eine ſo lebhafte Einbildungskraft, daß er ſich dieſelben 400 mal größer vorſtellen kann. Einen eingebildeteren Gelehrten mag es wohl in der Welt nicht geben. Er ſpottet über alles und glaubt, außer ihm wiſſe die ganze Welt nichts. Ich habe ihm dies ſchon beim erſten Beſuch abmerken können, und das war gar keine Kunſt. Da ſagte er unter andern: Phyſik ohne Mathematik ſei wahre Spielerei und ſpielte dabei auf Herz an. Als ich ihn einmal fragte, ob Herzens Buch: „über den Geſchmack" gut wäre, antwortete er mir: „Der Stoff war damals noch nicht viel bearbeitet, Herz hat nichts Vollſtändigeres liefern können". (Ebd. p. 65—66.) „Den 17. December 1802 hatte mich einmal Herz in der Logik examinirt, und ich habe alles ſehr gut gewußt." (Ebd. p. 66.) „Um 12 Uhr gehe ich zu Bendavid; ich nehme mir vor, recht aufmerkſam zu ſein; ich will doch ſehen, ob ich meinen Vorſatz" — — (Ebd. p. 68.)

Louis Baruch blieb auch nach dem Tode Markus Herz' noch ein volles Jahr im Hauſe der Wittwe, bis ſeine Eltern ihn auf den Rath der durch ſeine wachſende Leidenſchaft beſorgten Frau zur Vollendung ſeiner Studien nach Halle ſandten, wo er im Hauſe des ihr perſönlich

befreundeten Professor Reil[1]) Aufnahme fand. Sie erzählt: „Er war nicht lange bei uns, als mein Mann starb, aber er bat mich so dringend, ihm ferner den Aufenthalt in meinem Hause zu gönnen, daß ich, die ich füglich seine Mutter hätte sein können, ganz arglos seinen Bitten nachgab. Ich wurde zuerst aus meiner Unbefangenheit aufgeschreckt, als mir eines Tages, da ich mich eben bei meiner Mutter befand, von einem meiner Dienstmädchen ein von ihm an den Apotheker Lezius in der Königsstraße gerichteter Zettel gebracht wurde, in welchem er diesen unter Beifügung von zehn Friedrichsdor, als Zahlung seiner Rechnung, welche bedeutend weniger betrug, bat, ihm durch Ueberbringerin eine Dosis Arsenik zu schicken, weil er in seinem Zimmer sehr von Ratten und Mäusen geplagt sei und seine Abwesenheit während einer vorhabenden kurzen Reise zur Vertilgung derselben durch dieses Mittel benutzt werden solle. Dem Mädchen war jedoch sowohl der Inhalt des — offenen — Zettels, als das Benehmen des Absenders aufgefallen, und dies war der Grund, weshalb sie das Papier statt zu dem Apotheker zu mir brachte.[2]) Ich erschrak so heftig, daß es mir unmöglich war, sogleich nach Hause zu gehen, schickte jedoch sogleich meine Schwester Brenna zu dem jungen Menschen. Und durch sie wurde mir denn zu meiner großen Betrübniß zuerst die Gewißheit, daß er andere Empfindungen für mich hege als die für eine mütterliche Freundin. Aber sie glaubte ihn zur Vernunft zurückgebracht zu haben.

[1]) Henrik Steffens, Johann Christian Reil. Eine Denkschrift. Halle 1815; H. Häser, Lehrb. der Gesch. d. Medicin und der epid. Krankh. 2. Aufl. Jena 1853, I, 737 ff; 877 ff.

[2]) Die beiden Zettel an Lezius sind abgedruckt an Herz, p. 39 u. 46.

„Doch eine Zeit nachher, und wieder während meiner Abwesenheit vom Hause, fand das Stubenmädchen beim Reinigen seines Zimmers einen an mich gerichteten Zettel auf seinem Tische, in welchem er mit der Erklärung, daß wir uns in diesem Leben nicht wieder sehen würden, Abschied von mir nahm. Sie brachte mir auch diesen, ich hieß sie ihn still wieder auf sein Zimmer legen und folgte ihr sehr bald nach Hause. Ich traf Louis schon auf der Straße in der Nähe meiner Wohnung und forderte ihn auf, mir dahin zu folgen. Es ist begreiflich, daß ich ihn nicht aus den Augen ließ. Am Abend ging ich mit ihm in's Theater, um es ihm um so weniger möglich zu machen, sich von meiner Seite zu entfernen. Doch war es mir unter solchen, mich zugleich betrübenden und ängstigenden Verhältnissen nicht ferner möglich, den jungen Mann in meinem Hause zu behalten. Ich fragte bei Reil in Halle an, ob er ihn bei sich aufnehmen wolle, denn ich wußte, daß er dort gut aufgehoben sein würde, und als dieser es bewilligt hatte, schrieb ich seinem Vater, es gehe nicht wohl an, daß sein Sohn ferner bei mir bleibe, ich habe jedoch seinetwegen Schritte bei Reil gethan, und wenn er damit einverstanden sei, daß er sich zu diesem begebe, möge er ihm befehlen, augenblicklich Berlin zu verlassen und nach Halle zu gehen. Der Vater that dies und der Sohn mußte gehorchen. Bei seinem Abschiede übergab er mir als ein Andenken das Tagebuch, welches er in den letzten Monaten geführt hatte, und an mich gerichtete Briefe, die ich damals jedoch zuerst zu Gesicht bekam. Ich muß gestehen, daß ich bis dahin sein Benehmen einer romanhaften Grille zugeschrieben hatte, aber nachdem ich diese Papiere gelesen hatte, mußte ich von dieser Ansicht zurückkommen. Es sprach eine Leiden-

ſchaft aus ihnen, die mir allerdings als eine wahnſinnige erſcheinen mußte, die mich aber den Entſchluß ſegnen ließ, ihn aus meiner Nähe entfernt zu haben." (Fürſt p. 185 ff.)

Am 10. Juli 1803 war Louis Baruch nach Halle abgereiſt; nicht ohne auf der Reiſe in Deſſau die perſönliche Bekanntſchaft Fr. von Matthiſſon gemacht zu haben, kam er am 13. Juli bei Profeſſor Reil an. Johann Chriſtian Reil, geboren am 28. Februar 1759 zu Rauden, einem Dorfe in Oſtfriesland, widmete ſich frühzeitig an der Göttinger Univerſität den mediciniſchen Studien, welche er in Halle 1782 beendigte. Bereits im Jahre 1787 (reſp. 1788) zum Profeſſor und Director der Klinik in Halle ernannt, verſchaffte er dieſer Hochſchule hauptſächlich durch ſeine eigene erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer und Arzt ihren großen Ruf. Im Jahre 1810 erhielt er eine Lehrkanzel an der neugegründeten Univerſität in Berlin, ſtarb aber bereits auf einer in ſeiner Eigenſchaft als Generaldirector der preußiſchen Hoſpitäler unternommenen Dienſtreiſe in Halle am 12. November 1813. Leider hat ſich Reil als einer der wenigen ſtarren Vertreter des Vitalismus in Deutſchland, durch das ungeſtüme Verlangen, dieſe Grundſätze zur wiſſenſchaftlichen Vollendung zu bringen, zuletzt in den Nebeln und Unklarheiten der Schellingſchen Naturphiloſophie verloren; dafür ſind von ungleich höherem, bleibenderem und unbeſtrittenem Werthe ſeine Arbeiten über die feinere Anatomie des Gehirnes, vor Allem aber ſeine Leiſtungen in der Pſychiatrie, welche geradezu eine neue Epoche in dieſem Gebiete bezeichnen. Am bekannteſten iſt aber der Name Reils durch ſeine auch in Börnes Schriften [1]) neben den

[1]) An die Herz p. 119; G. S. I, 79, XII, 89 f.; N. S. I. 279.

„Rhapſodien über die Anwendung der pſychiſchen Curmethode“ (Halle 1803) häufig erwähnten Arbeiten über die „Fieberlehre“ geworden.

Die damaligen Briefe Börnes geben, wie ſchon der erſte vom 19. Juli 1803, die Stimmungen, mit welchen er in die neue Umgebung trat, den Eindruck, welchen die Ueberſiedlung auf ihn machte, wieder. „Seit vergangenen Donnerſtag, alſo erſt 6 Tage, bin ich hier und ſchon hänge ich mit Leib und Seele an Halle. Vergeſſen iſt Berlin und alles, was mir theuer war. Mir iſts, als wäre ich hier geboren, und Zufriedenheit und Frohſinn erfüllen mein Herz. Nicht wahr, das kam geſchwinder, als Sie es erwarteten? Glauben Sie, daß ich traurig bin über meine veränderte Lage? — Nichts weniger als das. Wandelt mich je zuweilen ein ſchmerzliches Gefühl an, ſo mache ich einige Gänge durch das Zimmer, weide meine Augen an die ſchöne Fußdecke, betrachte mit Wohlgefallen die eleganten Meubles und weg iſt aller Schmerz; Sie wiſſen, ein Sopha war immer der Gegenſtand meiner heißeſten Wünſche geweſen; jetzt habe ich eins und es wiegt mir zum wenigſten den Thiergarten auf“. (An die Herz p. 76.) „Was überhaupt das Halle für ein Klatſchneſt iſt, davon können Sie ſich gar keinen Begriff machen“. (Ebd. p. 108.) „Ich denke, ein ſpashafter Satan hat, um dem Schöpfer ſeinen ſiebenten Tag zu parodiren, dieſes Halle erſchaffen. Denken Sie ſich die Frau eines Landmanns, die mit dem Himmel keift, daß er nicht regnen läßt, und ein Stück grobe haltbare Hausleinwand dem beſten Herzen vorzieht, da haben Sie Halle, wie es lebt und träumt. Eine ſolche Proſa, daß man raſend werden möchte, o Mutter, das iſt keine Stadt für mich“. (Ebd. p. 117.) Doch war er zugleich ehrlich und un-

befangen genug, offen zugestehen, daß er selbst diesen in der ersten Zeit seines Hallenser Aufenthaltes gefällten Urtheilen nur einen sehr bedingten Werth zuspreche: „Ich hatte mir so ernstlich vorgenommen, beste Mutter, nicht eher über einen der neuen Gegenstände, die mich hier umgeben, zu urtheilen, bis ich mich hier lange genug werde aufgehalten haben, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, aber gegen Sie glaubte ich mich jetzt schon äußern und Ihnen sagen zu können, wie ich jetzt die Sachen nehme. Wenn ich Ihnen also schreibe, das ist so und jenes so, will ich nicht sagen, daß es gewiß so sei, sondern daß es mir so vorkomme. Ich hoffe es, ja ich bin es gewiß, daß mir mit der Zeit manches gefallen wird, was mir jetzt mißfällt und sollte ich auch die Dinge immer so finden, wie sie mir jetzt scheinen, so macht doch die Gewohnheit das angenehm, was uns sonst mißfiel, und das erträglich, was uns unerträglich schien". (Ebd. 78 f.)

Reil selbst machte anfangs auf ihn nicht den besten Eindruck: „Ich versichere Sie, als ich Reilen zum ersten Male sah, habe ich mich recht erschreckt, denn seine rauhe Stimme, sein ernsthaftes Wesen und sein ganzes Aeußere überhaupt, hat für mich etwas sehr Abschreckendes ..... Reil hat mir diesen Morgen ausdrücklich gesagt: Sie wissen, ich habe unbändig viel zu thun, also ins Detail kann ich mich nicht mit Ihnen beschäftigen, was ich für Sie thun kann, besteht darin, daß ich Ihnen zuweilen einen guten Rath gebe und Ihnen sage, wie Sie es am besten machen können. Das ist ein theurer Rathgeber, und ich habe doch immer sagen hören, daß zum Rathgeben sich mehr Leute fänden, als wünschenswerth sei." (Ebd. p. 78.) Ueberdies erachtete Reil Börnes Vor-

kenntniſſe für höchſt mangelhaft und beſtand trotz dem heftigen Widerſtreben deſſelben darauf, daß er bis Oſtern 1804 noch das dortige Gymnaſium beſuchte,[1]) „und den ganzen Tag weiter nichts lernte, als Lateiniſch, Griechiſch und Zeichnen . . . . . Wenn Sie alſo Jemand frägt, liebe Mutter, warum ich nach Halle gekommen bin, ſo antworten Sie: um durch Reils Hand in die Schule zu laufen, und wenn ſich da Jemand wundert, daß es 500 Rthlr. koſtet, und meint, das hätte wohlfeiler geſchehen können, ſo mag er vernehmen, was Leſſing ſpricht: Was wohlfeil iſt, iſt theuer." (Ebd. p. 79.) Wenig darf es uns auch befremden, wenn Louis Baruch, der damals gewohnt war, an jede Frau das Maß einer Herz anzulegen, ein wenig ſchmeichelhaftes Bild von der Frau des Profeſſor Reil entwarf, welche er „kleinbürgerlich" fand. „Die Reilin fand ich weder über noch unter meine Erwartung, aber ganz anders, als ich ſie mir gedacht habe. Sie iſt klein, ſchmal, winzig und man ſieht es ihr an, daß ſie einmal ſchön geweſen war. So weit ich ſie bis jetzt kenne, iſt ſie ſehr ungebildet. Sie mag eine recht gute Frau ſein, ich könnte auch nicht ſagen, daß ich ſie nicht leiden kann, ſie iſt aber doch in meinen Augen — ich muß mich eines harten Wortes bedienen, weil ich ſonſt nicht weiß, wie ich mich ausdrücken ſoll —

[1]) Louis Baruch ſcheint in der That erſt zum Sommer-Semeſter 1804 an der Halliſchen Univerſität unter dem Rectorate des Prof. Fr. Jacobs inſcribirt worden zu ſein. In dem dortigen „Alb. Academic. (1791—1806)" begegnet man nämlich sub. 167 folgender eigenhändiger Eintrags-Vormerkung: „17. April 1804, Louis Baruch, Frankfurt a. Mayn, med. Vater Jacob Baruch, Kaufmann, Frankfurth a. M., mat." Damit ſtimmt natürlich auch die von der Hand des Decans abgefaßte Notiz des ſ. g. „Alphabetiſchen Namensregiſter" vollkommen überein.

ein erbärmliches Ding". (Ebd. p. 77 f.) Nach vier Wochen ward es ihm schon behaglicher. In den zwei Schreiben an die Herz vom 20. August und 8. October 1803 heißt es wörtlich: „Meine häusliche Lage mißfällt mir nicht, ich würde es aber nicht verbergen können, wenn mir etwas zuwider wäre. Reil gefällt mir jetzt besser als im Anfange, ich zweifle hingegen, daß ich ihn je werde lieb bekommen können . . . . . Er ist ein herzensguter Mann, ein schöner Mann, ein großer Geist, und noch viele Sachen mehr.

Doch — haben alle Götter sich versammelt
Geschenke seiner Wiege darzubringen?
Die Grazien sind leider ausgeblieben." — —

„Die Reilin, ich habe es Ihnen schon gesagt, ist eine charmante, herzensgute Frau. Ich kanns gar nicht genug rühmen, wie gütig und sorgfältig sie mich behandelt". (Ebds. p. 83—84; 90.) Am 11. März 1804 hatte Louis Baruch seine Ansichten über Reil schon so berichtigt, daß er in den Briefen schreiben konnte: „Den Reil ehre ich nicht blos, sondern ich liebe ihn auch wie meinen Vater, und er ist in meinen Augen ein Muster aller Vollkommenheiten". (Ebd. p. 105 f.) Doch hindert alles dieses natürlich nicht, daß wir von Zeit zu Zeit wiederum gewissen willkürlichen Symptomen einer alten Abneigung begegnen. „Die Reil ist in meinen Augen die gemachte Unausstehlichkeit. Sie begegnet mir mit sehr vieler Güte und Sorgfalt, aber ich kann es nicht über mein Herz bringen, ihr die gewöhnlichste Schmeichelei zu machen, und auf eine Wahrheit, durch die ich mich bei ihr empfehlen wollte, müßte ich 10 Jahre lang sinnen". (Ebd. p. 106.) „Je länger ich hier bin, je mehr lerne ich die Reil verabscheuen. Und es ist ihr Glück, daß sie es in

der Unausſtehlichkeit zur Virtuoſität gebracht hat, denn wäre ſie einer Vergrößerung fähig, ſo hätte ſie viel von mir zu leiden". (Ebd. p. 148). Er meint, nach der Phyſiognomie und dem Temperamente Reils, hätte er ihm ein ſolches Buch, wie die „Rhapſodien", nicht zutrauen können und erhebt ſchließlich den echt humoriſtiſchen Schmerzensſchrei: „Wollte ich doch lieber unter Bären leben, als unter ſolchen Fleiſchklumpen. Nicht mit dem beſten Herzen, nicht mit der größten Demuth kann ich dieſe Menſchen erträglich finden. Ich habe es geſehen, wie leicht es mir fiel, thätig zu ſeyn den ganzen Tag, wenn mir der Abend bevorſtand, der mein Lohn ſeyn ſollte. Aber hier! Geſtern Abend ſprang ich wie wüthend vom Stuhl und hob meine Hände flehend empor zu der Reil und ihren Kindern, und ſprach: ich bitt' euch um Gotteswillen, amüſirt mich ein bischen. Sie hätten nur ſehen ſollen, was die für Geſichter machten, ſo daß ich gar nicht aus dem Lachen herauskommen konnte und nun wirklich amüſirt ward." (Ebd. p. 171 f.)

Zu Schleiermacher, welcher gerade damals einen Ruf als Profeſſor und Univerſitätsprediger nach Halle erhalten hatte, kam er durch die dringendſten Empfehlungsſchreiben der Herz in ein näheres Verhältniß. Im Anfange war daſſelbe auch ein gegenſeitig recht freundliches. Börne war oft und gern bei Schleiermacher, welcher ſeinerſeits [1]) den beſten Willen hatte, ihm nützlich zu ſein: „Kömmt der Sokrates Schleiermacher bald nach Halle? Ich werde ihn lieben, weil er Ihr Freund iſt;

[1]) „Daß Louis gern mit mir iſt", ſchrieb er H. Herz unterm 21. November 1804, „freut mich; ich mag ihn auch ſehr wohl leiden und denke ihm noch nützlich zu werden, wenn wir recht zuſammenkommen." (Fürſt. H. Herz p. 188.)

und ich wünſche, daß ich ihm nicht mißfalle, weil Sie ſeine Freundin ſind. Ich werde verlegen ſeyn, wenn ich ihn zum Erſtenmale ſpreche; denn ich weiß, Sie werden mich ihm gemahlt haben und dann muß ich mich ſchämen. Man ſpricht ſchon in Halle von ihm, und die Studenten ſind begierig auf ſeine Vorleſungen. Eine Dame ſagte mir ohnlängſt, ſie habe gehört, er wäre ein Jakobiner. Soviel iſt vorauszuſehen, er wird in Halle mit manchen Herren hart zuſammenſtoßen, beſonders mit den Theologen. Ich werde ſeine Vorleſungen beſuchen, wenn ich Zeit habe, und ſeine Predigten fleißig hören, damit ich ein beſſrer Menſch werde. Dieſes iſt aber eigentlich mein Scherz, denn ich denke, Predigten, ſie mögen noch ſo gut ſein, vermögen keinen zu beſſern; und der Eindruck, den Reden zuweilen auf unſer Herz machen, iſt nur ein ſinnlicher, der bald vorübergeht und keine Spuren zurückläßt." (Ebd. p. 115.) Und da er Schleiermacher dann kennen gelernt hat, ſchreibt er (Ebd. p. 121 f.): „Schleiermacher iſt ein wahrhaft göttlicher Menſch, und lächeln muß ich doch über dieſen Ausſpruch. Denn daß mir je ein Mann gefallen könnte, das ſetzte ich immer in das Reich der lunariſchen Möglichkeiten. Ach, liebe Mutter, mir iſt ſo wohl, wenn ich bey ihm bin, und oft ſo ungezwungen kann ich ſeyn, daß in dieſen Stunden der jedem Menſchen anhaftende Egoismus bey mir weit zurücktritt. Ich rede wie ich denke, und ich rede alles was ich denke. In ſeiner Gegenwart ſpotte ich meines eigenen Herzens und ſpotte wiederum dieſes Spottes. Ich kann die Ethik nicht bey ihm hören, weil ich die Stunde ſchon mit einem andern Colleg beſetzt habe. Mit ſeinen Vorleſungen iſt man ſehr zufrieden, er hat aber doch wenige Zuhörer. Er wird nicht verſtanden. Wie aber die meiſten Stu-

denten so elende, dumme, erbärmliche Philister sind, das übersteigt alle Einbildung. Während Schleiermacher in seiner Ethik nicht mehr als 20 Studenten hat, zählt der Prof. Maas in eben dieser Vorlesung an 120 Zuhörer. Und wenn ich Ihnen erzählen wollte, was der Maas für ein flacher Mensch sey, ich würde in ein paar Stunden nicht fertig werden . . . . . Ich komme ohngefähr alle 5 bis 6 Tage zu Schleiermacher, ach, ich käme gerne alle Tage, wenn ich nicht fürchtete, ihn zu stören . . . . . Ich fand Schleiermachers Physiognomie sehr ironisch, gleich im ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft. Ich fragte ihn hernach selbst, ob er wohl so wäre? Er verneinte es, sagte aber zugleich, daß ihn schon viele seiner Bekannten dafür gehalten hätten, und Brenna nenne dieses sein Wesen Canaillerie. Das Wort drückt in der That die Sache sehr gut aus." (Ebd. p. 121 ff.)

Aber nach und nach wurde dem unermüdlich thätigen Manne, der sich durch seine eigene gewaltige Kraft über alle begründete innere Mißstimmungen hinaushob, der unthätige junge Mensch, der gar keine Anstrengungen machte, sich aufzuraffen, ja sich in seiner Unthätigkeit zu gefallen schien, ganz unangenehm. Schleiermachers Theilnahme für ihn nahm stets mehr ab und Börne seinerseits mied jenen fast. Ja Schleiermacher wurde vielleicht ungerecht gegen ihn, indem er ihn auf Grund sich widersprechender Aeußerungen über an sich unwesentliche Dinge, während diese Widersprüche vielleicht nur Folge ungleichartiger Stimmungen waren, des Mangels an Wahrhaftigkeit beschuldigte.[1]) „Ich habe mich auf Schleiermacher ge-

[1]) „Wegen Louis hast Du etwas Recht und er etwas Recht und ich gar nicht Unrecht. Freundlich bin ich ihm übrigens immer, aber gleichgültig ist er mir sehr. Wie soll man mehr Interesse an

freut, und mich oft mit ihm getröstet, wenn ich mich einsam fühlte, allein mit mir geht alles rückwärts, auch damit ist's aus. Sie haben mich ja dessen versichert, liebe Mutter, daß ich ihm gefallen habe, und auch mir entgieng es nicht. Aber seit einiger Zeit, so oft ich zu ihm komme, bin ich ihm so gleichgültig, daß er mich nicht einmal kalt aufnimmt. Immer sieht er aus, als werde er gestöhrt, und doch — heißt er mich nicht fortgehen. Ich mißtraue meinen Sinnen sehr, doch hier kann ich nicht irren. Nun bin ich auch nicht so thöricht zu denken, daß Schleiermacher zufällig übel gelaunt seyn könne, denn ein solcher Mann wird sich von Launen nicht beherrschen lassen. Aber der einzige Grund ist

einem Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich selbst an, vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich durch Faulheit und sieht das selbst mit der größten Gelassenheit an und sagt nur immer, es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas anderem zwingen wollte, so wäre es ja dann doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen wirken, der sich so den Willen selbst wegräsonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehen wird; manche Natur rettet sich aus diesem Zustande; aber in diesem Zustande ist nichts auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen. Dabei ziert er sich noch und ist falsch. So hat er sich z. B. gegen mich angestellt, als ginge er höchst ungern nach Frankfurt und fürchte sich dort vor der schrecklichsten Langeweile. Dagegen versichert mich die Reil, er habe sich gefreut darauf wie ein Kind. Wie er klagen kann, daß er trübe ist, begreife ich wohl, aber nicht, wie Du es als Klage aufnehmen kannst. Was hat ein gesunder junger Mensch, dem nichts abgeht, trübe zu sein. — Aber Trübsinn kommt aus seiner Unthätigkeit, die ihn schlaff macht. Du kannst ihm das Alles schreiben; ich sage es ihm auch selbst, wenn er wieder kommt. Schade ist es um ihn, wenn er in diesem Gange bleibt, aber helfen kann ihm niemand, wenn er sich nicht selbst hilft." — (Jonas-Dilthey, Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Zweite Auflage. II. p. 36 f.)

der, daß ich ihm, meiner Schwachheit und Trägheit wegen — verächtlich ſcheine. — Was ſoll ich machen?" (Ebd. p. 138.) Und ſpäter, da Schleiermacher einmal verreiſt iſt, wiederholt er: „Was ich Ihnen einmal von Schleiermacher geſchrieben habe, das kann ich noch nicht zurücknehmen, nämlich von mir, daß ich viel weniger Freude an ſeiner Geſellſchaft habe, als ſonſt. Ich weiß kaum die Viertelſtunde, die ich bei ihm bin, auszufüllen, und mir fehlen ſelbſt Wörter. Mir thut dies doppelt weh, einmal die Sache, an und für ſich, und dann der Grund deſſen, den ich wahrhaftig in mir ſuche." (Ebd. p. 146.) Und ein anderes Mal meldet er: „Ich habe . . . . . Schleiermacher dieſen ganzen Sommer nicht einmal geſehen, und wie wehe es mir thut, daß ich ſo gleichgültig gegen ihn geworden bin, kann ich nicht genug ausdrücken. Aber es iſt nicht meine Schuld, er will mich nicht mehr. Und warum nicht? Ich bin wahrhaftig nicht ſchlimmer geworden, ſeit der Zeit, daß ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe. Aber er hatte mich an ſich gezogen, um mich zu beſſern, und da er das nicht vermochte, ärgerte er ſich darüber, und jagte mich fort. Aber mein Gott, wie würde ich mich vor ſolche Freunde ſtets bedanken, die mir meiner vortrefflichen Tugenden, und nützlichen Eigenſchaften wegen anhingen, daß ich ſittlich, ordentlich, fleißig, mäßig, witzig und verſtändig, und weiß der Himmel was mehr bin und die mich nicht darum liebten, weil ich Louis bin und kein Anderer, und nichts anders! Wie Schleiermacher von ſeiner Reiſe zurückkam, ſah ich ihn zum erſten Male bei Galls Vorleſungen, ich ging ihn zu bewillkommnen, aber wie er mich ſo kalt anſprach, ſo unausſtehlich kühl, daß ich vor Aerger hätte weinen mögen,

wenn ich mich nicht geschämt hätte, und seit der Zeit gehe ich auch nicht mehr zu ihm." (Ebd. p. 149 f.) Die wohlgemeinten Vermittelungsversuche, sowie die liebreichen Ermahnungen der Herz schlugen vollkommen fehl.[1]) „Da es mir, liebe Mutter, so sehr daran gelegen ist, Ihnen zu zeigen, wie ich gegen Schleiermacher nicht unrecht habe, so werde ich alle meine Logische Wissenschaft, so viel mir von Bendavid beigeblieben ist, anwenden, meine Gedanken so klar auszusprechen und zu ordnen, daß Sie mir beistimmen müssen. Doch zuvörderst. Es hat mich erstens traurig gemacht, daß Sie es ächt biblisch für eine Versuchung halten, für oder gegen meine Behauptung zu raisonniren. Sind es meine Behauptungen nicht werth, so bin ich es doch. Ferner kränkten mich die Worte: „Bei Gall war er viel zu sehr beschäftigt, als daß er ganz besonders auf Ihren Willkomm hätte merken sollen", denn ich muß gestehen, Sie drückten sich sehr mahlerisch aus, und man könnte es nicht besser geben, wenn man jemand die Eitelkeit seiner Prätensionen vorhalten wollte. Doch wo ist hier die Eitelkeit? Sie halten mich doch

[1]) „— — Mit Louis Baruch und mir, liebe Jette, — schrieb damals Schleiermacher (Jonas-Dilthey II, 37) — wäre es, wie wir beide sind, nichts geworden. Er liebt und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmüthig über sie hinwegsehen. Das letzte kann er nicht über mich und das erste kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Auf diese Weise ist er eigentlich von mir abgekommen. Ein interessanter Mensch, wenn Du es so nennen willst, kann er wohl immer bleiben; aber weiter, glaube ich nicht, daß er etwas wird; zumal ich auch nicht einmal ein entschiedenes tüchtiges, bestimmtes Talent an ihm bemerkt habe, auf welches ich meine Hoffnung setzen könnte, daß es Herr über ihn werden und ihn durcharbeiten werde. — —"

nicht für einen ſolchen, der ſich beleidigt fühlt, wenn man die gewöhnlichen Höflichkeitsäußerungen, dieſe rohen Ausdrücke eines unorganiſchen Menſchengeſchlechts, gegen ihn vernachläſſigt? Im Gegentheil müſſen wir uns geſchmeichelt fühlen, wenn uns ein ſolches von einem edlen, geiſtvollen Menſchen widerfährt, wie von Schleiermacher. Von Prätenſionen, von denen ich wohl weiß, daß Sie mir ſolche zutrauen, iſt anders zu ſprechen. Sie haben mir abgemerkt, daß ich von ſolchen, die ich liebe und achte, ein gleiches Maaß von Liebe und Achtung erwarte, und dieſes nennen Sie Prätenſion. Erwarten thue ich ſie und fühle mich gekränkt, wenn ſie mir nicht zu Theil wird, aber das iſt was anders als prätendiren ..... Ich habe zu gut von Schleiermacher gedacht, als daß ich ihm hätte zutrauen können, zu faul zu ſein, einen Menſchen um ihn zu beſſern an ſich zu ziehen. Iſt es nicht das würdigſte Geſchäft eines edlen Mannes, andere zu veredlen? Und Schleiermacher ſollte zu faul dazu ſeyn? Wenn Schleiermacher meine Individualität aus meinen Briefen an Sie als eine gute erkannte, ſo möchte ich ihn fragen, ob ſie ſich denn verändert hat, daß er mich ſo kalt ſtehen läßt. Eine Individualität könne ſich verändern, wer wird einen ſo lächerlichen Gedanken Schleiermachern zutrauen? Und daß er die meinige doch anders fand, das beweiſt, daß er mich verkannt hat, entweder in meinen Briefen, oder da er mich perſönlich kennen lernte. Aber iſt das meine Schuld? Wenn er nur das Streben nach Vollkommenheit liebt, ſo hat er das mit allen Edlen gemein, denn da man Vollkommenheit nirgends findet, ſo bleibt nichts übrig, als das Streben zur ſelben zu achten. Aber wenn er meiner Trägheit wegen mich verachtet, ſo trete ich ſtolz zurück,

ich mag mich nicht brüsten mit meinen Kämpfen, und ich habe keine Trophäen meines Sieges aufzuweisen. Und ist es nicht grausam, die Waffen gegen mich zu gebrauchen, die ich ihm selbst in die Hände gab? Denn wenn er meine Schwächen kennt, und weiß von meiner Trägheit, von wem weiß er es, als von mir selber? Wie leicht wäre es mir gewesen, eine heilige Miene anzusetzen, und ihm was vorzulügen, und daß ich es nicht that, darum verachtet er mich? Aber, liebe Mutter, wie kommen Sie zu diesem unseeligen Irrthume, unseelig für mich, daß ich mich von ihm zurückgezogen habe, weil ich seinen Tadel nicht ertragen wollte. Ich, der ich allen Philistern Tod und Verderben geschworen habe, ich sollte gegen Tadel empfindlich seyn, welches die ärgste aller Philisterei ist? Und wie tadelte mich Schleiermacher? Wenn ich zu ihm kam, frug er mich jedesmal, ob ich heute im Collegio war. Da nun die Antwort oft verneinend ausfiel, so versetzte er mich oft in Verlegenheit. Zu was hilft ein solcher Tadel?" (Ebd. p. 151). Und später: „Sie glauben, liebe Mutter, daß ich nicht die wahre Ansicht des Verhältnisses habe, in welchem ich mit Schleiermacher stehen könnte, doch bin ich überzeugt, daß sie mir nicht fehlt. Er hat ein Etwas, was mich immer abhalten wird, ihm ganz zu vertrauen, und mich ihm warm und innig aufzuschließen. Aber halten Sie dieses Etwas nicht für ein antipathisches Gefühl, das mich abschrecke, es ist vielmehr die Reflexion, die mich warnt. Denn mit der höchsten Ausbildung des Verstandes, der uns zum Bewußtseyn unsrer Individualität und der Kraft, sie zu behaupten, bringt, auch jenes Gefühl zu verbinden, bei dem, wenn es uns beiwohnt, wir uns nur als Glieder eines Ganzen erkennen; das ist den Männern nie, den

Frauen ſelten nur gegeben. So iſt es mit Schleiermacher. Was ich mit Gefühl rede, fürchte ich, wird er für Deklamation, was ich mit Verſtand ſage, für Eloquenz halten, ſo daß ich ſelbſt nie meine Befriedigung dabei finde. Darum entſank mir auch immer der Muth, wenn er im Dialog mich ſo bedächtig mit ſeinen dialektiſchen Augen anſah, und mein Vertrauen war zu Ende ... Ich höre bei Schleiermacher die Ethik; es iſt mir die angenehmſte Stunde im ganzen Tage. Man lernt ſo vieles, und ich ergötze mich auch darin. Denn es iſt mir nichts angenehmeres als zu beobachten die Gewandheit ſeiner Sprache und wie leicht und beſonnen er ſich durch die ſchwerſten Dinge windet, ohne anzuſtoßen und unverſtändlich zu ſeyn. Jedoch wird der arme Mann von mir um ſein Honorar geprellt. Denn ich kann nicht überwinden, es ihm zu bringen, und es ihm zu ſchicken, das käme affectirt heraus. Indeſſen weiß er nicht, daß ich ſein Zuhörer bin, weil ich mich in der Menge verliere, und überdies auf der letzten Bank ſitze, daß ich nicht geſehen werden kann." (Ebd. p. 156 f.) Deſſenungeachtet war Schleiermacher einer der Erſten, die ihren früheren Irrthum einſahen, ſobald Börne als politiſcher Schriftſteller aufgetreten war. Stimmte er auch mit manchen Anſichten deſſelben nur theilweiſe überein, war ihm gleich die, wenn auch witzige und humoriſtiſche Form, in welcher er andere ausſprach, zu herb und düſter, als er im Jahre 1819 eine Reiſe an den Rhein vorhatte, lud er den „faulen Louis", der ſich ſeit einigen Jahren in einen der thätigſten politiſchen Schriftſteller umgewandelt hatte, zu einem Rendezvous ein. (N. S. I, 21—26.)

Das anerkennendſte und ausführlichſte Urtheil hat

Börne ſowohl über Schleiermacher und Reil als über das geſammte geſellige und wiſſenſchaftliche Leben des damaligen Halle in dem ebenſo trefflich als verſöhnend geſchriebenem Aufſatze „Die Apoſteln des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens“ [1]) ausgeſprochen: „Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorübergehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzu frühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſtbewegtes, wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, und es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen, altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelsſtand, reich an feſten, ſichern, unveräußerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes und die Lehre wie das Gelernte ging raſch von Mund zu Mund, von Hand zu Hand . . . . . Wolf, deſſen Ruhm nicht größer iſt als ſein Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelope's

[1]) III, 13—31, urſprünglich abgedruckt in den Nummern 73 bis 76 des „Morgenbl. f. g. St.“ vom 26. bis 29. März 1827, wo derſelbe auch in Nr. 151 vom 23. Juni 1827 eine Replik u. d. T. „Pour un fait Personnel“ von Seiten des Beurtheilers des Steffenſchen Buches „Vom wahren Glauben und der falſchen Theologie“ veranlaßte. Die Zeit der Abfaſſung des genannten Aufſatzes dürfte in das Jahr 1823 fallen. Vgl. W. Dorow, Denkſchriften u. Briefe zur Charakteriſtik d. Welt u. Litteratur, V, 116 f.

übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben des Menschen. Sein Hörsaal vereinigte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reiferen Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleichbedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrich des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reiferen Jahren, wo das Wissen nur noch in die Breite gewinnt, aber in die Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich

bewußt — äußerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchützen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte ſich die Lehren Cuviers angeeignet, und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zu höherer Schätzung ..... Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werners, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphiloſophie dahin ..... Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder und erſt am Ufer fing er zu überlegen an."

Von Halle aus unternahm Börne zu jener Zeit kleine Ausflüge in die nähere und entferntere Umgegend. Schon in den erſten Ferien beſuchte er mit einem akademiſchen Freunde Groſſing das ſächſiſche Erzgebirge und und befuhr einige der bekannteſten Stollen daſelbſt. Den Beginn des Monats October 1803 benutzte er zu einem achttägigen Aufenthalte in Leipzig, wo er bei ſeinem Schwager wohnte, der dort die Meſſe bezog. In den Weihnachtsferien des Jahres 1804 reiſte er mit Schleiermacher in einem Poſtwagen nach Berlin, wo Brenna, die Schweſter ſeiner Gönnerin, erkrankt war. Die Ferialzeit deſſelben Jahres (29. März bis 25. Mai 1805) verbrachte er im elterlichen Hauſe zu Frankfurt, wie ſehr er ſich auch dort zunehmend beängſtigt und fremd fühlen mochte. (An die Herz, p. 142 ff.)

So vergingen faſt drei Jahre, „eine lange Schnur

von Maimonden", Börnes inneres Seelenleben mochte ſich mit ihnen, wie G. Karpeles meint,[1]) nach und nach immer reiner, klarer geſtalten, die Schlacken ſeines Geiſtes, die eine traurige Jugend, eine mangelhafte Erziehung, eine unzeitig etwas leidenſchaftliche Liebe angeſetzt hatten, begannen allmählich unter dem reinen heiligen Feuer der Wiſſenſchaft hinwegzuſchmelzen — da ſcheuchte plötzlich das Geräuſch der Waffen das idylliſche Stillleben des deutſchen Muſenſitzes auf; „da wurde die Schlacht von Jena geſchlagen, die Franzoſen kamen, und die Univerſität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europa's Heere nicht, aber den Geiſt fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig." Auch an Börne ging die große Gährung, welche ſich in einer politiſchbewegten Zeit der Geiſter nothwendiger Weiſe bemächtigen mußte, nicht ſpurlos vorüber. In einer von der Cenſur unterdrückten „Rede an die Juden" forderte er ſeine Glaubensgenoſſen direct zu einer großen allgemeinen patriotiſchen Opferung heraus. Ironiſch meldet er ſeiner Freundin (p. 172): „Meine Rede an die Juden habe ich hier wollen drucken laſſen, die Cenſur ließ es aber nicht paſſiren. Der Profeſſor Maas, ein friedliebender Mann, ließ dem Buchdrucker ſagen, es wäre ohnedies ſchon alles in Gährung, er möchte das Ding ja nicht drucken." Indes wartete Börne den Schluß der Univerſität nicht ab. Wahrſcheinlich noch vor Beginn des Sommer-Semeſters 1807,[2]) begab er ſich zur

[1]) Ludwig Börne. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Mit einer Biographie. Leipzig 1870. p. 11.

[2]) In dem Matrikel-Buche des Großh. Badiſchen Carolo-Ruperto-Univerſität Heidelberg findet ſich folgende Notiz von der Hand L. Baruchs sub 126: „7. Mai 1807 Ludwig Baruch aus Frankfurth

Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg, welches sein Vater lieber gleich mit Gießen vertauscht gesehen hätte. Der letzte Brief aus Halle trägt das Datum 12. Januar 1807; der erste aus Heidelberg jenes vom 9. Mai 1807: „Wo ich jetzt bin, das werden Sie erfahren aus dem ersten Worte meines Briefes, aber wie? — das hören Sie ferner. Die neuen Verhältnisse, in die ich nun getreten bin, haben mich nicht verändert. Und das macht mir viele Freude, weil es Bürge ist der Klarheit meiner Ansicht, der die Mannigfaltigkeit der Fernen nicht vermag die Einheit des Wesens zu verhüllen . . . . Die Herrlichkeit der Gegend um Heidelberg und das hübsche Leben überhaupt, das man hier führt, kann ich nicht genug beschreiben . . . Meine Adresse: An Herrn Baruch, logirt in der Schiffsgasse beim Schreinermeister Crall . . . . .“ Den 25. September 1807: „Nun da ich beginne zu schreiben, frage ich mich, warum ich es so lange nicht gethan habe, und kann es nicht begreifen. Vielleicht darum nicht, weil mir die Zeit so schnell vorübergeflossen, die Tage wie die Stunden, und dieser Sommer wie ein Tag. Oder war es unterblieben, weil ich die schöne Natur, die mich umgiebt, und mir so nahe liegt, meiner Trägheit fröhnend an die Stelle setzte der Entfernten?“ Dann klagte er in dem Briefe, daß ihm von Frankfurt dann und wann ein Gewitter über den Hals komme. „Das heißt: mein Vater, der bald zufällig, bald absichtlich hierher kömmt, benutzt die Gelegenheit, seinen Herrn Sohn die Revue passiren zu lassen. Da nun aber die Taktik neuerer Zeit und die

---

am Mayn. Vater: Handelsmann, jüdisch, medicin ½ studierte in Halle.“

meinige, von der älteren meines Vaters sehr abweicht, so folgt natürlich, daß er immer mit mir unzufrieden ist . . . . .“ Und nicht mit Unrecht! Schon mit Rücksicht auf die finanziellen Verhältnisse des Sohnes. Louis Baruch war nie ein Oekonom gewesen, am allerwenigsten in Halle. Stets klagte er über die vielen Verdrießlichkeiten ob der unleidlichen Geldaffairen. Bei seinem Abgange aus dem Hause Reils, im Jahre 1807 hinterließ er Schulden.[1]) Seinem Vater mit dem großen Ordnungssinne und der Solidität des Kaufmanns mußte dies unerträglich gewesen sein; und doch mochte er sich nicht entschließen, für den Sohn einzutreten, eben weil ihm, der in ganz anderen Gedankenkreisen lebte, einerseits ein Student mit Schulden eine ungeheuerliche Erscheinung war, und andrerseits eine Begleichung derselben als indirecte Billigung erscheinen konnte. Nachdem die Gläubiger in Halle zwei Jahre fruchtlos gewartet und ermahnt hatten, erhoben sie im Jahre 1809 vor dem Fürstlich Primatischen Stadt- und Landgericht in Frankfurt a. M. eine Collektiv-Klage gegen den Vater. Aelteres war immer regelmäßig von Frankfurt gesandt und durch den Oberbergrath Reil regelmäßig bezahlt worden; mit wenigen 174 Thalern, 32 Groschen und 10 Pfennigen war der Student hängen geblieben — aus combinirten Rechnungen einiger Schnittwaarenhändler, Schneider und Conditoreien, kleinen Darlehen eines Conditorei-Marqueurs. Die Rechnungen der Buchhändler und des Buchbinders (April bis September 1806) enthalten meistens medicinische Bücher, doch auch Görres Glauben und Wissen, das Taschenbuch der Grazien 1806, Werners

[1]) Reinganum XII, 246 ff.

Kreuz an der Ostsee. Es war ein Rechtsstreit in aller Form mit dem vollständigen kostspieligen Apparat, derselbe zog sich bis zum 20. Juli 1813 hin. Das Enderkenntniß von diesem Tage verurtheilte den Beklagten zur Zahlung mit allen Zuthaten, hauptsächlich, „weil die angeklagten Posten Lebens- und Studienbedürfnisse betrafen, nicht aber von heimlichen Darlehen bedeutender Capitalien oder von lucrösem Borg hier die Rede ist." Der Buchhändler Schwetschke von Halle hatte den Reigen geführt, und dem Processe den Namen gegeben; auch der Conditor Schelling und der Chirurg Harschleben kommen darin vor, welche Börne in den Briefen an Henriette Herz in ihrem kleinstädtischen Wesen zeichnet (p. 108 vgl. N. S. VI, 289).

Um so weniger mochte daher Jakob Baruch seinen, wie er glaubte ziemlich leichtsinnigen Sohn auch in Heidelberg ohne Aufsicht lassen. Er stellte ihn vielmehr dort unter die Autorität des Professors Martin, dem er die strengsten Weisungen ertheilt haben dürfte, da derselbe seine Aufsicht in einer Weise versehen zu haben scheint, die zu mannigfachen Frictionen Anlaß gab. Die Folgen dieser Einschränkung waren die gewöhnlichen, Erstarkung des Schülers zu größerer Unabhängigkeit, unbändiger Trotz. —

Inzwischen bereitete sich in Börnes Vaterstadt ein so entschiedener Umschwung der politischen Verhältnisse vor,[1]) daß er von den unmittelbarsten Folgen für sein ganzes weiteres Leben werden mußte. Am 9. September 1806 nahm der Fürst-Primas des neu gegründeten Rhein-

[1]) K. Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit. Weimar. 1879. II, 44 ff. W. Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 1881. p. 1 ff.

bundes, Carl Theodor von Dalberg, „en toute propriété et souveraineté“ von Frankfurt a. M. Beſitz, wodurch auch das oberherrliche Schutzrecht über die dortige Judenſchaft auf ihn überging. Als einen der erſten Acte ſeiner großen und humanen, organiſatoriſchen ſowie vermittelnden Thätigkeit promulgirte der neue Souverain die aus Paris, den 30. November 1807 datirte, im Jahre 1808 gedruckte Stättigkeit- und Schutzordnung,[1]) welche ſeinen jüdiſchen Unterthanen mit dem Vorbehalte ſpäterer gänzlicher oder theilweiſer Aenderung, vorläufig weſentliche Erleichterungen zuſagte, während der § 3 des Neuen Primatiſchen Statutes (datirt von Paris, 10. Februar 1808) den Beſitz des Frankfurter Bürgerrechtes noch ausdrücklich von dem Bekenntniſſe eines der drei chriſtlichen Confeſſionen abhängig gemacht hatte: „Ein Hauptzweck, den ſie verfolgte, war die Loslöſung der Juden von manchen halsſtarrig beibehaltenen eigenthümlichen Inſtitutionen und ihre Heranziehung an die Regeln und Gewohnheiten des Staates, unter deſſen Schutz ſie lebten.“ Nach der Convention des Fürſten-Primas mit Napoleon vom 19. Februar 1810, reſp. nach der Botſchaft Napoleons an den Senat vom 1. März 1810, welche als die eigentliche Gründungsurkunde des neuen

[1]) Der vollſtändige Titel dieſer aus fünf Abſchnitten und 151 Paragraphen beſtehenden, auf vierzig Quartſeiten gedruckten Judenordnung iſt: „Neue Stättigkeits- u. Schutz-Ordnung der Judenſchaft zu Frankfurt am Main, deren Verfaſſung, Verwaltung, Rechte und Verbindlichkeiten betreffend, wie ſolche von Seiner jetzt glorreich regierenden Hoheit des ſouverainen Fürſten-Primas der Rheiniſchen Conförderation feſtgeſetzt und ſanktionirt worden iſt. Mit höchſtem Verbot alles Nachdrucks. Frankfurt a. M. gedruckt bei Varrentrapp und Wenner. 1808.“

Staates betrachtet werden kann, erfolgte die Bildung der Großherzoglichen Regierung, welche in § 11 und 13 ihres Verfassungs-Organisations-Patentes die völlige Gleichberechtigung aller Unterthanen und den Genuß gleicher Rechte zusagte, sowie in einer weiteren Verordnung vom 7. Febr. 1811 mit Bezugnahme auf den § 11 der Constitution verfügte, daß weder dem Staate, noch den Gemeinheiten, noch den einzelnen Einwohnern ein Nachtheil dadurch verursacht werde. Alle Lasten, welche die Leibeigenen, die Schutzverwandten und die Juden dem Staate und den Gemeinheiten rechtmäßig und herkömmlich zu bezahlen hatten, sollten abgelöst werden, zu welchem Ende insbesondere wegen Ablösung der Judenabgaben zwei landesherrliche Commissarien ernannt wurden. Diese traten am 2. December 1811 mit fünf Deputirten der Judenschaft zusammen und nach Auseinandersetzung des von Seiten der Großh. Regierung in der wahrhaft liberalsten Weise gepflogenen Ablösungsgeschäftes, wobei der Genuß des Bürgerrechts an die Zahlung von 150 000 Guld. vor Ende dieses Jahres geknüpft war, erhielten die Juden mittelst Declaration vom 28. December 1811 das volle Bürgerrecht. Ueber den Restbetrag der Ablösungssumme von 440000 Guld., also über 290000 Guld., stellten sie auf Verlangen des Großherzogs disponible Obligationen au porteur mit Zinsscheinen aus, worauf ein Rescript vom 11. October 1812 die Schuld der jüdischen Gemeinde für völlig getilgt erklärte. Die Frankfurter Stättigkeits-Juden genossen seitdem vollkommen gleiche Rechte mit allen Einwohnern des Großherzogthums. Schon im Jahre 1812 wurde Anselm Meyer Rotschild vom Großherzoge zum Mitgliede des Wahlcollegs des Departements Frankfurt ernannt, an seine

Stelle trat im Jahre 1813 der Dr. med. Oppenheimer (N. A. XI, 110; N. A. XI, 115).[1])

Auf dieſe Weiſe boten die neuen Verhältniſſe auch den ſtudierten Söhnen der Juden andere Ausſichten. Nur mit Widerſtreben und höchſt gezwungen hatte Börne das Studium der Medicin, wenn auch nicht ergriffen, ſo doch gewiß im Laufe der Jahre betrieben. „Ich weiß es — ſchrieb er unterm 24. Juli 1807 von Heidelberg aus ſeinem Vater — daß Du vollkommen zufrieden ſein wirſt, wenn ich einſt ſo geſchickt werde wie ein Dr. U. oder K., mein ehrliches Auskommen habe, bis endlich nach 20jährigem Streben mein Ruhm durch den vielgeſchäftigen Mund der Tanten und Couſinen bis an die äußerſte Stadtmauer dringt, wo mich ein Banquier N. N. beglückt, mir, wenn er den Schnuppen kriegt, ein Recept abzufordern. — Glaubſt Du, daß ſich mein Stolz begnügen würde, in die Wette mit einem gewöhnlichen Doctor um die Gunſt der Judengaſſe zu buhlen? — Dein Sohn iſt zu etwas Beſſerem geboren, als ſich herumzuwälzen im Staube der Gemeinheit, und ſeinem Gott zu danken, wenn der erſte beſte Krämerjunge ihm nachſagt: „der Baruch iſt gar kein übler Menſch, nur ſchade, daß er ein Jude iſt.“ Ich haſſe das gemeine Volk und es iſt mir zuwider.“ So ſehr auch ſeinen höheren Erkenntnißſinn die aus der Philoſophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heilſcheſätze der mediciniſchen Propädeutik anſprechen mußten, ſo wenig fühlte er ſich in jener Kunſt heimiſch, wenn er den Vorhof verlaſſen hatte, und ihr inneres Heiligthum ſelbſt betrat. Seine ſchwachen Nerven mochten den Anblick eines Lei-

[1]) J. H. Bender, Der frühere und jetzige Zuſtand der Israeliten zu Frankfurt a. M. 1833. p. 58 f.

denden ohnehin nicht ertragen, ja ein gewisses Vorgefühl mußte ihm sagen, daß er in seinem künftigen Leben die Bestimmung haben würde, sich zur Medicin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten. Wenn man aus seinem späteren Mißtrauen gegen die Arzneiwissenschaft, das er oft genug ausgesprochen (vgl. z. B. IX, 152 f.), folgern darf, so fühlte er sich bei seinem ernsten, wahrheitsuchenden Sinne durch die Unsicherheit seiner Prinzipien nicht befriedigt. Ihm fehlte der Muth mit der leidenden Menschheit Experimente zu machen.[1]) Betrachtungen und Erwägungen solcher Art mögen ihn vollends veranlaßt haben, sich jetzt von der Arzneiwissenschaft vollständig abzuwenden. Er entschloß sich zum Studium der Jurisprudenz, ging aber von dieser, da der Beruf eines Advokaten ihn nicht zu reizen vermochte, allmählich zur Cameralwissenschaft über, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben konnte. Dieser letztere Umstand dürfte auch dem conservativen Sinne des Vaters reichliche Entschädigung für die verloren gegangenen Jahre versprochen haben. Gern hätte vielleicht Louis Baruch dieses neue Studium der Cameralwissenschaften in Heidelberg beendigt. Jakob Baruch, der seinen Sohn durchaus in der Nähe haben wollte, benutzte die damals eben zum Ausbruch gekommene Hallenser Geldkrisis, um ihn zur Uebersiedelung nach Gießen zu veranlassen, wo er voraussichtlich weniger Gelegenheit zur Vernachlässigung seiner Studien hatte. In der That lag er denselben mit solchem Eifer ob, daß er schon nach kurzem Aufenthalte[2]) unter dem Rectorate des

[1]) K. Gutzkow, Börnes Leben. 3. Auflage. p. 264 f.

[2]) Nach dem Universitäts-Album der Großh. Hessischen Carl Ludewigs-Universität in Gießen (1807—1835) erfolgte seine In-

Geh. Rathes Dr. Karl Wilh. Chriſtian Müller, und dem Decanate des Prof. Dr. Aug. Friedr. Wilh. Crome am 8. Auguſt 1808 zum Doctor der Philoſophie promovirte. Von den beiden bei dieſer Gelegenheit geſchriebenen Abhandlungen ſcheint die eine nicht veröffentlicht worden zu ſein, die andere iſt ein Jahr ſpäter unter dem Titel „Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebiets“ im dritten Hefte dritten Bandes des von Aug. Fr. Wilh. Crome und Karl Jaup edirten „Germanien, Eine Zeitſchrift für Staatsrecht, Politik und Statiſtik von Deutſchland“ (Jahrg. 1809, p. 505—512; G. S. XVI, 15—22) mit einer verbindlichen Anerkennung von Seiten Cromes ſelbſt abgedruckt worden. Noch vor dem Erſcheinen dieſer Abhandlung brachte die von J. W. v. Archenholtz redigirte „Minerva. Ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts“ (Jahrg. 1808. November. p. 331—347; G. S. XVI, 1—14) einen Aufſatz Börnes „Das Leben und die Wiſſenſchaft“. Als er am 5. November 1809 zum correſpondirenden Mitgliede der cameraliſtiſch-ökonomiſtiſchen Societät in Erlangen gewählt wurde, ließ er im Journale dieſer Geſellſchaft, in J. P. Harls „Allgemeinen Kameral-Polizei-Oekonomie-Forſt-Technologie und Kameral-Korreſpondent (Beilage zu Nr. 152 vom 21. Dez. 1809 p. 651—658; G. S. XVI, 23—60) eine dritte und zwar volkswirthſchaftliche Abhandlung einrücken „Von dem Gelde.“ Dieſe drei Abhandlungen dürften nebſt den wenigen im dritten Hefte des vierten Bandes von Cromes „Germanien“ veröffentlichten Gedankenſpänen, ſowie einer andern erſt in neueſter Zeit aufgefundenen, an-

---

ſcription sub 10. May 1808; unter dieſem Dato findet ſich nachſtehende eigenhändige Notiz L. Börnes: „42) Louis Baruch, Sohn des Handelsmannes Jakob Baruch aus Frankfurt a. M., ſtudiert die Rechte.“

ſcheinend ſehr ſpärlichen literariſchen Thätigkeit L. Börnes in den „Gemeinnützlichen Blättern für das Großherzogthum Frankfurt und deſſen Umgebungen" ſeine erſten uns bekannt gewordenen ſchriftſtelleriſchen Verſuche bilden, ſie zeigen bezeichnend genug ſchon deutliche Spuren ſeiner ſpäteren polemiſchen Thätigkeit. Nach einer Definition des Staates als eines umfaſſenden Bandes für jede freie menſchliche Thätigkeit tritt er in dem Aufſatze „Leben und die Wiſſenſchaft" mit edler Wärme für die Vereinigung der herrſchenden Macht mit der Philoſophie ein. Er entwirft ein lebhaftes Bild von Preußens Lage vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geiſt der Mittelmäßigkeit, was damals regiert hatte. „Die preußiſche Staatsverwaltung war nie was Anderes, als eine kleinliche Tabellenkrämerei geweſen; man zwängte den Geiſt in rothe Linien ein, die er bei höchſter Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne ſollte erſetzt werden durch die fünf Species der Rechenkunſt. Man glaubte, daß das Theilungsprinzip der Arbeiten auch auf den Kopf angewandt werden müſſe, welcher arbeitet. Daher erſchöpfte man die Alphabete der alten und neuen Sprachen, um alle die Diviſionen und Sub-Diviſionen zu bezeichnen, in die man die Functionen des Geiſtes zerſpaltete. Man zerſchnitt das Gehirn gleichſam in Stücke und ſprach: Du thuſt Dies, und Du ſollſt Jenes thun. Darum beſetzte man die Aemter am liebſten mit ſolchen Menſchen, bei denen man ihrer angeborenen Einſeitigkeit wegen dieſe Theilung nicht erſt vorzunehmen brauchte. Man mußte im preußiſchen Staate ein mittelmäßiger Kopf ſeyn, um in einer Amtsbewerbung zu reüſſiren und die Glücksritter, die ſich klüger dünkten, bemühten ſich, Mediocrität zu affectiren. Wie

konnte ein ſolcher Staat ſich retten, in einem Kampfe, wo ihm die ungetheilte Intelligenz gegenüberſtand? Er mußte fallen . . . . . Nichts konnte den Staat mehr retten. Nicht die ſchön gedrechſelten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Corporalſtock; denn die Seele war aus ihm gewichen . . . . . O, wer da glaubt, daß es hinreicht, Geiſt und Wiſſenſchaft zu haben, um ein guter Fürſtenrath zu ſeyn, der kennt die Welt nicht, oder hat nie einen deutſchen Profeſſor geſehen. Steif, wie eine lateiniſche Declination, ſchreitet die deutſche Gelehrſamkeit einher und iſt rettungslos verloren, ſobald ſie es wagt, ein Compliment zu machen. Wie kann man aber von der blödſinnigen Menge, die nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß ſie dem Manne Kraft zutraue, der zu ſchwach iſt, ſeinen eigenen Körper zu beherrſchen? Auf dieſe Weiſe aber ward die Schranke unterhalten, welche Fürſten und Philoſophie ſich zu vereinigen verhinderte . . . . .“ In dem Eſſay „Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebiets“ begegnen wir folgender, für den ſpäteren politiſchen Schriftſteller charakteriſtiſchen Reflexion: „Frankreich und Deutſchland, die hängen ſo feſt zuſammen, daß ſie ſich ſchwerlich werden trennen laſſen. Hier ſieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schickſals, daß beide Länder nur einen Staat bilden ſollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn ſich die deutſche Natur mit der franzöſiſchen vermählte und beide ſich neutraliſirten!“ Auch die damaligen „Aphorismen“ laſſen mehr als ein intereſſantes Schlaglicht, mehr als einen glänzenden Widerſchein auf ihren geiſtreichen Autor zurückfallen: „Bedenkt Ihr denn nicht — doch nein, man ſoll nicht bedenken, wo man fühlen muß,

fühlt Ihr denn nicht, wie abgeschmackt es sei, mit der Elle des Schneiders das Weltmeer ausmessen zu wollen?" „Um Kindern Moral in Beispiel zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben." „Das Herz, auch des größten Bösewichtes, rechnet nie so schlecht, daß es nicht das Ein-Mal-Eins der menschlichen Gefühle kennen sollte." „Es giebt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte, wie in der Natur. Die unkundige Menge bebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt und weiß, daß sie vorübergehen." „Der Mensch ist wie eine Leyer. Ein unmerklicher Ruck — und er giebt eine andere Melodie an."

In Frankfurt selbst widmete sich Börne nach seiner Rückkehr aus Gießen zum großen Theil nur wissenschaftlichen Arbeiten. In seinem Nachlasse befanden sich mehrere Fragmente unvollendet gebliebener größerer Werke, wie ja auch seine erste Abhandlung „Ueber die geometrische Gestalt des Staatsgebietes" nur ein Bruchstück eines umfassenden Werkes war, welches den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit behandeln sollte. Ungeachtet dessen hatte er dort nicht den besten Ruf. Der beständige Wechsel seines Studienplanes und in Folge dessen auch seines Aufenthaltsortes hatte ihm in der klatschsüchtigen Heimath den Ruf eines Unbeständigen, Ruheloſen zugezogen. Sein eigenes Auftreten, das stille in sich gekehrte Leben, das er in der ersten Zeit führte, war auch nicht gerade geeignet, ihm die Sympathien der Frankfurter zu erwerben. Und so dauerte es volle drei Jahre, bis er im Jahre 1811 als Polizeiactuarius in Frankfurt a. M. angestellt ward. Dieses Amt hatte

er jedoch nur der Protection des seinem Vater befreundeten Oberpolizeidirectors Geh. Rath Anton von Itzstein zu verdanken. „Ein einziges Mal in meinem Leben sprach ich mit einem Fürsten, der die vielgelobte, aber meiner Meinung nach gar nicht löbliche Sitte hatte, jede Woche für seine Unterthanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittschrift um Anstellung als Actuar bei einem Amte und trug mein Gesuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache gesprochen, sagte der Fürst: er sehe gar kein Hinderniß ein, warum ich nicht Accoucheur werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die gnädigste Bewilligung, ließ meine Bittschrift zurück und ward bald darauf Actuar." (N. S. IV, 85 f.) Man ist in den Biographien gewohnt, diese Anstellung als Ironie des Schicksals zu betrachten, „als einen humoristischen Widerspruch, den uns die Geschichte in ihrer Lust an Contrasten aufzustellen pflegt." Und doch möchte sie vielmehr Reinganum (XII, 253 f.) als eine gute Schulung bezeichnen, welche den Genialen nöthigte, aus einem handwerksmäßigen Berufe die Mittel der häuslichen und physischen Lebensbedürfnisse zu gewinnen. Man denke eben hierbei weniger an H. Heine, den von seinem Lehrer, dem Rector Schallmeyer, zum Studium der Theologie anempfohlenen Knaben (S. W. XIV, 321 f.) als an den „Freiesten aller Freien", an G. E. Lessing auf der Fürstenschule zu Meißen. Uebrigens hatte Börne in seiner Stellung weder hohe Staatspolizei zu treiben, noch zu dienen (I, VIII f.). Er war ein pflichttreuer Beamter. Man betraute ihn namentlich in den späteren Jahren mit der Führung der Registratur und seine Arbeiten darin liefern ein Zeugniß der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit. Die erste locale

Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte er sich durch seine Vorträge in der jüdischen Freimaurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe." Friede und Liebe ist der Athem, der durch alle diese geistvollen Arbeiten weht. In den „Festgaben, dargebracht Brüdern der Loge zur aufgehenden Morgenröthe im Orient zu Frankfurt a. M. zur Feier des 25jährigen Jubiläums 1883" (p. 109—119) ist eine derselben mitgetheilt, später u. d. T. „Ueber Freimaurerei" in die „Gesammelte Schriften" (XVI, 61—71) wieder aufgenommen. Mit ergreifender Wahrheit erörtert er darin das Thema: „Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens frische Lüfte sie nicht berühren, wo der Sonne Strahl sie nicht beleuchtet, wo sie beim Dämmerschein der Kerzen hinschmachtet und ihre Farbe der Gesundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beschwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorsam bleiben? Wie lange noch soll das himmlische Licht, in die engen Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich sein, die dürstend nach der Quelle eilt? Ist dieses Weltall nicht geschmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht stark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wissenschaft schöner und lebendiger, als stumme Zeichen auf todte Leinwand gemalt? . . . . ." Mit vortrefflichem Sarkasmus geißelt er die Systemsucht der Logen, die Beschränktheit derselben: „Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder einen, und noch einen. Meine Brüder, kann denn das Heilige noch heiliger sein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre

Grade, und kann die Sonne heller leuchten, als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnöthiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; deſſen Auge trüb iſt, wird auch nur Trübes ſchauen; ſeid unbeſorgt, Jedem wird nur ſo viel Licht zu Theil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch nichts erbeuten. Oeffnet die Pforte, die Sehnſucht bleibt doch ſtets das Maß der Befriedigung. — Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laſter ſtreitet, dann bleibt das Herz des Zuſchauers nicht ganz ohne Troſt; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man ſeine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Gerechten trifft, ſo endet doch der Schmerz mit der That, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend mit Tugend ſich feindlich begegnen, woher ſoll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem ſoll man den Sieg, wem den Untergang wünſchen? Iſt nicht die Freude des Einen die Trauer des Andern? — So iſt es in der Maurerwelt. Syſteme kämpfen gegen Syſteme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar iſt es zu ſehen: Alle wollen ſie die Wahrheit ſuchen, doch Jeder will allein ſie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit Allen theilen, doch Jeder will allein ſie ſuchen. Das Licht iſt in ſeine Beſtandtheile zerfallen und Farbe kämpft gegen Farbe. Die Weisheit hat ſich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält ſtandhaft die Einigkeit von ſich entfernt. Die Morgenröthe, die das Licht verkündigt, wird von hohem Mittag verſpottet — verachtet; denn das ſtolze Sonnenbild hat ſeine Wiege vergeſſen, und ſchämt ſich ſeiner

Mutter. Meine Brüder, wann wird der Tag erſcheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinſchaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entſchlummern?" — Ein anderer Logenvortrag aus dem Jahre 1811 iſt in den „Blätter der Erinnerung an das erſte deutſche Sängerfeſt in Frankfurt a. M. und an die Gründung der Mozart-ſtiftung von Heinrich Weismann. Frankf. a. M. 1863. (p. 47—51)" veröffentlicht worden und enthält einen begeiſterten Hymnus auf die Muſik, „die jüngere Schweſter des Lichts". „Es giebt keinen ſtillen Raum in der Natur, keine ſtumme Zeit in der Geſchichte. Alles tönt, alles redet. Die Morgenröthe wird von den fröhlichen Sängern des Waldes begrüßt, und am Abend taucht die Sonne rauſchend in das Meer. Der Schmerz hatte ſeine Klagen, die Freude hat ihre Lieder und ſelbſt der Tod hat ſeine Worte. Nie endet die Muſik, und wenn das blöde Ohr des Menſchen das leiſe Reden der Nacht nicht vernimmt, ſo erinnert ihn der Schlag ſeines Herzens, daß das Leben noch vorhanden, daß die Töne nicht erſtorben ſeien . . . . . Und endlich, wenn alle Pulſe der Natur entſchlummert ſind und eine lange Nacht die Welt bedeckt, wenn keine Träume mehr uns beglücken, und keiner unſern Schlaf bewacht, als der Schöpfer aller Dinge: Dann tönt die Poſaune des Weltgerichts in unſer Ohr: wir erwachen, die erſtorbenen Töne ſteigen aus ihren Gräbern, und das erfriſchte Leben beginnt von Neuem ſeinen ſchönen Lauf. — Iſt keiner unter Euch, der einſt, das Herz von wilden Leidenſchaften zerriſſen, von Begierden feindlicher Natur umhergeſchleudert, von Ehrbegierde und Sinnlichkeit, von Wiſſensdurſt und

einer faden Liebelei bald hier-, bald dorthin getrieben, nicht wußte, was er that, und nicht that, was er wollte und nun plötzlich im Trompetenschall, stark wie der Felsen im Meer, und einsam wie der Wanderer in der Wüste, seine schlummernde Seele erweckte — wie nun die verworrenen Töne seines Herzens in eine Harmonie verschmolzen und dem Rufe des Feldherrn folgend, alle feigen Kräfte seines Geistes zu einem Ziele sich hinbewegten? — Seht, das kann Musik! — Sie öffnet die verborgenen Falten unseres Herzens, und das trunkene Ohr, zwischen Himmel und Erde geschleudert, schaut in einem Momente die Freuden des Elysiums und die Qualen der Hölle . . . . . Wenn auch das göttliche Bild der Musik sich nicht stets in denen spiegelt, die sie üben, wenn die Gemeinheit, die uns Alle bändigt, auch sie umstrickt; wenn sie rühren, während ihr eigenes Gemüth im Froste starrt, wenn sie erfreuen und selbst betrübt sind; wenn sie sanfte Gefühle erregen und ein Hohnlächeln um ihre Lippen schwebt: mindert das ihren Werth? Ist das Gefieder des Pfaus weniger schön, weil es ein einfältig Gemüth bedeckt? Spiegelt die Sonne sich in den Farben einer Schlange nicht ebenso reizend als in dem Gewand einer schuldlosen Turteltaube? . . . . .“ Auch die wenigen, aus einem anderen dritten „Vortrage des Jahres 1809“ uns bekannt gewordenen Stellen sind höchst beachtenswerth — echte Perlen des Geistes Börne. (N. a. XI, 115 f.; N. a. XI, 120 f.) „Entsagung ist das heilige Zauberwort, das jedes Glück hervorruft. Der Boden, auf dem wir bauen, kann uns keine Früchte geben. Der Thor genießt die Frucht und weiß nicht, woher sie kommt, der Weise säet und erntet und freut sich seiner That. Geheimnißvoll

iſt jede Saat. Der Schnitter ſieht, ſtaunt und betet an. Darum wollen wir die Gegenwart der Zukunft opfern, wie die Vergangenheit war der Samen für die Gegenwart. Die Tugend iſt die Schutzmauer des Glücks, und Mäßigkeit und Gerechtigkeit ſind die Grundſteine der Tugend. Sehnſucht iſt die Wurzel des Lebens und Genuß iſt das Grab der Sehnſucht. Trinket mäßig aus dem Becher der Freude, daß Euch noch ein Abſchiedstrunk übrig bleibe in der bittern Stunde, wenn Ihr Euch von dieſem Leben trennt. Das iſt die Natur, o Menſch, und Du beherrſcheſt ſie. Freue Dich Deiner Herrſchaft, doch mißbrauche ſie nicht; regiere mit Milde, daß ſie ſich nicht der Sklaverei erinnere: denn das gefeſſelte Volk iſt furchtbarer als das freie. Fliehe die Sättigung, ſie iſt die Verrätherin Deines Glückes und Deiner Majeſtät. Sei mäßig — — —. Die Liebe wird aus dem Haſſe geboren, und ohne Streit wäre keine Verſöhnung. Im Kampfe der Dinge bilden ſich die Kräfte aus, und die ſchlummernden erwachen. Jedes einzelne Weſen muß ſeine Selbſtheit fühlen lernen, um ſie der allgemeinen Harmonie der Welt freiwillig als Opfer darzubringen. Licht iſt Wahrheit; Finſterniß iſt die Mutter des Lichts, Irrthum der Vater der Wahrheit. Wer Wahrheit ſucht, hat ſie ſchon gefunden; wer ſie nie vermißte, beſaß ſie nie. Es giebt keinen Irrthum, als den, daran zu glauben. Die Sinnlichkeit iſt das Prisma der Vernunft, wir kennen nur die Farben des Lichtes; doch wir ſahen nie das reine farbenloſe Licht. Denn wir leben im Lichte, und das Auge kann ſich ſelbſt nicht ſchauen. Gewalt nahe ſich nicht, wo kindliche Hingebung und Pflicht iſt und wo Liebe feſſelt, bedarf es nicht der Schmeichelei. Der Freund warnt

vor Abgründen, doch indem er zeigt, wie man die Gefahr vermeide, lehrt er die unvermeidliche Noth mit Standhaftigkeit ertragen. Sei unveränderlich in den Gesinnungen für das Gute, und ausdauernd in dem Bestreben, die Gesinnungen durch gute Thaten lebendig zu machen. Das Herz prüft, was der Verstand erdacht, die Hand vollführt's. Nur eine gemeinschaftliche Formel giebt es für alle unsere Handlungen — die der Gerechtigkeit. Doch verschieden sind die Wege zur Wahrheit; am Ziele aber treffen wir uns alle."[1]) — So leidenschaftlich Börne hier für den Zweck der Freimaurerei glühte, später erkaltete er.[2]) Das Particuläre ihres Handels störte ihn wie später die Sonderbestrebungen seiner eigenen Glaubensgenossen, zu einer Zeit, wo die ganze Welt in Banden zu liegen schien.

Börnes Lieblingsschriftsteller waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei jenem mochte ihn die gedrungene Taciteische Ausdrucksweise, der lapidarische Charakter seines, uns jetzt allerdings gekünstelt erscheinenden Stiles anziehen, bei diesem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernster Gegenstände zu hauchen wußte, sein Witz, sein Urtheil, das, wenn unbestochen, unbezahlt, immer freimüthig war. Börnes erste publi-

[1]) Einige andere originelle Antworten Börnes auf mehrere ihm von dem Vorstande jener Gesellschaft vorgelegten Fragen finden sich in der „Gartenlaube." (1863. Nr. 38, p. 608 f.)

[2]) Börne war aus dem Freimaurer-Orden, dem er in einer Zuschrift vom 18. Oct. 1808 seinen Beitritt gemeldet hatte, bereits am 4. Mai 1811 ausgetreten; doch meldete er in zwei andern Zuschriften vom 27. Juni 1811 seinen Wiedereintritt, „nachdem der hochwürdige Meister vom Stuhl die unzubeseitigenden Gründe, die ihn bewogen hatten, die Loge zu decken, zu beseitigen gewußt hatte." (N. A. XI, 103 f.; N. A. XI, 109 f.)

zistischen Versuche, welche sämmtlich in dem damals von seinem Freunde Dr. Stifel geleiteten „Frankfurter Journale" erschienen, tragen unverkennbar das Gepräge eines sich an diesen beiden Mustern heranbildenden Studiums. Bemerkenswerth genug ist einer derselben „Was wir wollen" (XVI, 72 f.) erfüllt von patriotischer Begeisterung und römischem Ernste (III, 10 f.), daß er mit rhetorischem Pathos hinreichend versehen, an Wirkung den berühmten Aufsätzen von Görres im „Rheinischen Merkur" vielleicht nicht nachgestanden wäre. Börne theilte darin ganz vollkommen den damaligen exclusiv deutsch-nationalen Standpunkt; er ist in seinem Innersten beseelt von Vertrauen und Hoffnung. Zuvörderst wendet er sich an die Jünglinge Deutschlands: „Aber, laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde . . . . . Wir wollen freie Deutsche seyn, frei in unserm Hasse, frei in unsrer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen, einem fremdem Volke ergeben . . . . . Wir sind Waffensöhne; in dem Eisen ist unser Gold. Wir wollen freie Deutsche seyn, und damit wir es bleiben, über sclavische, willenlose Völker auch nicht herrschen . . . . . Wir wollen Deutsche seyn, ernsten ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gesichtlosigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächsernen Flügeln in das Reich der Sonne steigen. Wir wollen stark seyn, der Gebieter in seiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich, so daß Jedem gleich geschützt, was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am leichtesten verloren. So geschah's. Man hatte im Wahnsinn die Stufen abgebrochen, die von der friedlichen Werkstätte

zu dem Throne führen, und nun, als das Gebäude abbrannte, war nirgends Hülfe — in Asche ging der Scepter und der Wanderstab. Man hatte alle Dämme eingerissen und als das Ungemach fluthend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläste trafen, sich hinab bis zu den niedrigsten Hütten geschlängelt und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgestoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürsten einzudringen, sie sind besser als wir. Wir haben das Schwert, sie uns geführt; aber das Schwert kann nur tödten; der Wille siegt." Aber auch den Frauen der Zeit gilt Börnes begeisterter Mahnruf: „Auch sollen unsere Frauen sich dem eitlen Tand entwöhnen, thun, was ihnen ziemt, nicht Netze stricken. Penelope, die Mutter der Grachen, und des Ritters züchtige Braut, saßen nicht am Spieltisch moderner Damen. Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt. Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen, das Eine, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wiederfinden und versöhnen — die Liebe. Denn wahrlich, das ist's, was vor Allem Noth thut: daß sich die Sitten mit den Zeiten verschwistern; damit nicht etwa nach Jahren des Friedens wir wie aus dem Schlummer erwachen, uns selbst nicht mehr kennen, unsere eigene Thaten belächeln, und hingehen, um in Assembleen die sehr komischen Träume zu erzählen." Als Louis Baruch diese Zeilen niederschrieb, ahnte er freilich nicht, „als eine recht gläubige Seele, und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf" (III, 10), daß

er eines Tages eines der ersten Opfer des Sieges sein sollte.

Am 2. November 1813 hatten die Truppen der gegen Napoleon verbündeten Mächte Frankfurt a. M. besetzt. Am 5. November hielt daselbst Kaiser Alexander I. von Rußland, am 6. Kaiser Franz I. von Oesterreich, am 13. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ihren feierlichen Einzug; die siebenjährige Herrschaft des Fürsten Primas hatte damit ihr Ende erreicht; am 23. December 1813 hatte das Großherzogthum Frankfurt auch officiell aufgehört zu existiren. Die Stadt Frankfurt wurde von den drei verbündeten Herrschern der sogenannten Central-Verwaltung übergeben, welche unter der Leitung des bekannten Ministers, Freiherrn von Stein, die wiedereroberten deutschen Länder einstweilen zu verwalten und deren Kräfte zur Theilnahme am Kriege herbeizuziehen hatte. Ein besonderes General-Gouvernement ward schon am 6. November für Frankfurt und die fürstlich Isenburgischen Länder eingesetzt, und mit demselben wurde Prinz Philipp von Hessen-Homburg, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, betraut. Mittelst Rescriptes vom 16. Januar 1814 verordnete dieses General-Gouvernement: „Von diesem Zeitpunkt an erhalten die ehemaligen, vor Einführung des Code Napoleon, in jedem einzelnen Landestheil in Gültigkeit und Gebrauch gewesenen eigenen älteren Rechte, Verordnungen, Vorschriften, Gewohnheiten und Verfassungs-Normen wiederum ihre vorige verbindliche Kraft und Gültigkeit.“ Schon am 10. December 1813, bevor noch der zu bewerkstelligende Rücktritt der Stadt Frankfurt in eine eigene Administration ausgesprochen war, inhibirte dasselbe jegliche Zahlung auf die Obligationen

der für das erwähnte Bürgerrecht entfallenden Ablösungssumme. Die im Januar 1814 zur zeitgemäßen Revision der alten Frankfurter Verfassung ernannte Commission der Dreizehner, sprach sich dahin aus, den Juden müsse man unter Verweigerung politischer Rechte die erworbenen privatbürgerlichen lassen. Da indes der von dieser Commission entworfene Entwurf einer ganz neuen „Staatsverfassung für die freie Stadt Frankfurt" durch das General-Gouvernement zurückgewiesen ward, wurde eine eigene Senats-Commission eingesetzt, welche im § 4 des nach langen Verhandlungen zu Stande gebrachten sogen. vierten Constitutions-Entwurfes vom 19. Juli 1814 erkannte: „Wegen der bürgerlichen und Gemeinheits-Verhältnisse der israelitischen Glaubens-Verwandten und der Behandlung der zu den letzteren gehörenden Gegenstände bleibt die Bestimmung vorbehalten." Darüber beschwerte sich der Jüdische Gemeindevorstand mit einer Vorstellung beim obersten Verwaltungs-Departement, welches jedoch unterm 7. September 1814 die wenig befriedigende Erklärung gab, daß es „in Betracht des Verhältnisses der israelitischen Glaubensgenossen in der Stadt, keine Aenderung oder nähere Bestimmung über die deshalb in der Constitution gemachte Festsetzung treffen kann, sondern sie das weitere darüber von der Gerechtigkeit und dem Gemeinsinn der constitutionellen städtischen Behörde zu gewärtigen haben." Da den Juden die Stimmung in Frankfurt viel zu gut bekannt war, als daß sie nicht das Schlimmste von dieser Seite besorgt hätten, so warteten sie die weitere Entscheidung des Senats nicht ab, sondern sandten zwei Deputirte an den damals versammelten Wiener Congreß, näm-

lich Jakob Baruch und J. Gumprecht.[1]) Dieſe überreichten eine Denkſchrift,[2]) worin die Gründe für das Recht der Frankfurter Juden nach allen Seiten hin auseinandergeſetzt wurden, das formelle Recht, daß ſie ihre Gleichſtellung mittelſt einer hohen Summe nach beſter Form erworben, und das patriotiſche Recht, daß ſie auch an der Befreiung Deutſchlands Theil genommen hätten. Hauptſächlich war es ihnen darum zu thun, die Oberherrlichkeit des Senats über ſie zurückzuweiſen, denn ſelbſt wenn politiſche Veränderungen auch Rechtsverhältniſſe aufheben könnten, kämen ſie nicht in das Schutzverhältniß der Frankfurter Patricier, ſondern unter diejenige Macht, welche das ehemalige deutſch-römiſche Kaiſerthum vertreten würde, deſſen beſondere Unterthanen ſie bis 1806 geweſen wären.

In der That ſcheinen die beiden Staatsmänner, welche den Congreß für deutſche Angelegenheiten unbedingt beherrſchten, die beiden Fürſten Metternich und Hardenberg, dieſe Auffaſſung getheilt zu haben. Letzterer erklärte geradezu in Erledigung einer an ihn gerichteten Bittſchrift der jüdiſchen Deputirten vom 12. Mai 1815: „daß es in Rückſicht der Gerechtſame, welche die jüdiſchen Einwohner der Stadt Frankfurt aus einem beſondern mit dem vorigen Landesherrn am 28. December 1811 errichteten und von ihrer Seite erfüllten Vertrage geltend zu machen

---

[1]) An Stelle J. Gumprecht's trat ſpäter G. G. Uffenheim. Ueber die Thätigkeit insbeſ. J. Baruchs vgl. u. A. Tagebücher von Friedrich v. Gentz. II. Band. Leipzig 1873. p. 373, 376, 377, 378, 470, 488, 490; III. Bd. Leipzig 1874. p. 39, 40, 42, 47, 48, 79, 103, 139, 142.

[2]) J. L. Klüber, Acten des Wiener Congreſſes. Erlangen 1816. VI. Bd. p. 396—415.

berechtigt ſind, der Preußiſchen Interceſſion bei dem Congreß gar nicht bedarf, indem die Verhältniſſe der Frankfurter Judenſchaft als geſetz- und rechtmäßig feſtſtehend, nicht bezweifelt werden können." Am 9. Juni 1815 wurde der Stadt vom Fürſten Metternich die Selbſtändigkeitsacte zugefertigt, doch zugleich „auf die Erhaltung aller wohlerworbener Rechte jeder Klaſſe von Einwohnern feſt beſtanden, damit jede zurückwirkende Maßregel vermieden werde," welcher Paſſus den jüdiſchen Deputirten zu ihrer Beruhigung noch an demſelben Tage mitgetheilt wurde. Am 20. Juni 1815 ſtellte das General-Gouvernement ſeine Functionen ein, und noch an demſelben Tage trat kraft einer Proclamation des Rathes die „geregelte, auf die alte reichsſtädtiſche gegründete Verfaſſung" in Wirkſamkeit. Ungeſäumt begann man aber auch zugleich aller Orten in optima forma mit einer vernewerten und moderaten Reactivirung der „Juden zu Franckfurth Stättigkheit undt Ordnung, wie die im Nahmen der Kayſſerlichen Maytt. geendert und verbeſſert worden, de anno 1616." Es ſpukte förmlich von Frankfurter Juden-Reſtrictionen, Ausſchließungen von Bürgerverſammlungen, Gewerbe-, Ehe-Verboten u. ſ. w. Damit hob ſich die Anſtellung Börnes von ſelbſt auf. Da man ihn aber trotz der ſchimpflichſten Zurückweiſungen und Chicanerien nicht zum Rücktritt bringen konnte, wurde er mit einer Penſion von vierhundert Gulden in den Ruheſtand verſetzt, welche er auf Betreiben ſeines Vaters auch annahm. „Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutſchen Vaterlandes gekämpft. Doch als ſie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden ſie gleich wieder

unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall, bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß, während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, als ich noch jung war, und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät, den König von Preußen, ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit todtgeschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war.“[1]) (XV, 116 f.) Vergebens erhoben Hardenberg und namentlich Metternich von Paris aus kategorische Einsprache und erinnerten daran, daß Frankfurt nur unter der Bedingung, die städtische Freiheit zu wahren, die Selbständigkeit wieder erlangt hatte und daß es die wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Einwohnern, also auch der Juden, achten würde. Der Senat bemühte sich auf Grund jenes bekanntlich etwas unklaren und juridisch nicht unanfechtbaren Textes des § 45 und 46 der Wiener Congreß-Acte und des Art. 16 der Bundes-Acte die Streitfrage als bloßen Rechtsstreit erscheinen

---

[1]) In dem Buche „Das Jubelfest der Freiwilligen zu Frankfurt a. M., den 11. Dec. 1838. Fr. a. M. 1839. p. 20.“ findet sich u. d. R. „Standeslisten der Cavallerie“ Philipp Baruch als Sergeant der 1. Compagnie 1813 verzeichnet.

zu lassen, und erbat sich resp. provocirte das Gutachten der drei Juristen-Facultäten Gießen, Marburg und Berlin. Das Enderkenntniß der letzteren war das gewünschte. Das Unterthanen-Verhältniß der Juden zu Frankfurt und die Judenstättigkeit von 1616 bestehe noch zu Recht; die Ertheilung des Bürgerrechts an dieselben von Seiten des Großherzogs sei null und nichtig; dem Frankfurter Senate stehe es frei, die Juden zu beschränken, ihre Verehelichung zu verbieten. Der Bundestag sei gewissermaßen nicht einmal berechtigt, ein Wort darein zu sprechen, da die Juden in unmittelbarem Subjections-Verhältnisse zu dem Senate und der Bürgerschaft stünden.

Auch Börne spitzte seine Pfeile zum Kampfe für seine Glaubensgenossen. Auf Veranlassung seines Vaters verfaßte er damals eine derartig geharnischte Broschüre: „Die Juden in der freyen Stadt Frankfurt und ihre Gegner“ [1]), daß sie ersterer aus Furcht, vollständig compromittirt zu werden, unverzüglich zu unterdrücken bemüht gewesen sein soll. Die Frankfurter Judengemeinde setzte sich ebenfalls zur Wehr. In ihrem Auftrage besorgte Börne eine lichtvolle, streng actenmäßige Geschichte dieser Periode, welche später unter dem Titel „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main bei W. Heidenheim in Rödelheim

[1]) Der vollständige Titel ist: „Die Juden in der freyen Stadt Frankfurt und ihre Gegner. Motto: Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn. Verstand ist stets bey Wen'gen nur gewesen. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Staat muß untergehn, früh oder spät, Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet. Schiller. Im Julius 1816. Kl. 8°. 51 S.“ z. gr. Th. wiederabgedruckt in „Zeitschwingen.“ Nr. 67, vom 21. August 1819, p. 269—272; G. S. XVI, 172—183.

1816" gedruckt erſchien.[1]) Mit dieſem Memorandum in der Hand ergriff dieſelbe den Recurs an den Bundestag „Der Großherzog von Frankfurt hatte die Juden frei gemacht, die republikaniſche Regierung will ſie wieder zu Heloten machen. Und da in Frankfurt alles Waare iſt, ſelbſt die Freiheit, ſo führen dort die Chriſten mit den Juden vor der Bundesverſammlung einen Rechtsſtreit, den man ſich nicht lächerlicher ausmalen kann. Die Juden ſagen, ſie hätten ihre Freiheit gekauft, die Chriſten behaupten, der Kauf gelte nichts, und ſo wird auf beiden Seiten von den heiligſten Menſchenrechten geſprochen, als ſei von einem Kartoffelfelde die Rede. Die Juden haben die Angſt über den ungewiſſen Ausgang ihrer Sache wohl verdient, weil ſie keine andere Herzen zu gewinnen ſuchten, als juriſtiſche. Von allen den Einreden, welche ihnen wegen ihrer Anſprüche auf das Bürgerrecht entgegengeſetzt werden, will ich nur eine, die mir ſehr ſpaßhaft erſcheint, ausheben. Nämlich man ſagt: Ihr habt freilich das Bürgerrecht erworben, aber es war das Großherzogliche, nicht das freiſtädtiſche Frankfurter Bürgerrecht. Es iſt gerade, als ſagte man zu einem Landmanne: Du haſt dieſes Baumſtück gekauft; aber damals waren die Bäumchen noch jung; jetzt aber, da ſie Früchte tragen, iſt das Feld nicht mehr Dein. Oder, um mit den Herren Kaufleuten in ihrer Handelsſprache zu reden, von zwei Handelsgeſellſchaftern ſpräche einer zum Andern: Als wir einen Geſellſchaftsvertrag geſchloſſen, war ich ein armer Teufel, und galt nicht

[1]) Die Litteratur über die Judenverfaſſungsfrage 1816—1817 iſt verzeichnet in „J. H. Bender, der früh. u. jetz. Zuſt. d. Isr. zu Fr. a. M. 1833." p. 69 f. und „W. Stricker, Neuere Geſchichte von Fr. a. M." p. 99 f.

viel; jetzt aber bin ich reich, unſer Vertrag iſt daher ungültig geworden. Darum nehme ich die Kaſſe, und Du ſcheere Dich zum Teufel. Und dieſer Grund ſoll, was faſt unglaublich ſcheint, auf einige der Herren Frankfurter Bundesgeſandten Eindruck gemacht haben!“ [1]) Und in der That entſchied nach langen Hangen und Bangen am 1. September 1824 der Bundestag den Proceß dahin, daß er jenen inzwiſchen entſtandenen neuen bez. alten Verhältniſſen, von Unweſentlichem abgeſehen, aber mit ſeinen 15jährlichen Ehen, „wovon zwei, bei welchen die Frau oder der Mann fremd iſt“, die geſetzliche Weihe ertheilte. „Aber“, ſchrieb Börne unterm 1. Febr. 1831 voll ſittlicher Entrüſtung, „von den ekelhaften Geſchichten mit den jüdiſchen (Frankfurter) Heirathserlaubniſſen und jüdiſchen Handwerksgeſellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen ſoll, ſei es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abſcheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann ſtirbt das Schlammgezücht von ſelbſt weg.“ (X, 37.)

Es iſt ein vielverbreiteter Irrthum, daß die trüben Erfahrungen, die Börne in jenen Tagen machen mochte, auf ſeine politiſche Bildung weſentlich influirt hätten.[2]) Seine jeweiligen ſchriftſtelleriſchen Verſuche, ſowie ſein ganzes Leben ſind eben die ſchlagendſte Widerlegung einer ſolchen Hypotheſe. Zu jeder Zeit war Börne er-

[1]) Zeitſchwingen, Nr. 65, 14. Auguſt 1819, p. 263 bis 264.

[2]) In rüder Weiſe hat ſolchem Irrthume Ausdruck verliehen: „Max. Joſ. Stephani Heinrich Heine und ein Blick auf unſere Zeit. Halle 1834.“ p. 57 f.

haben über eine politische Weltanschauung, die sich lediglich durch persönliche Erfahrungen, durch Leiden und Mißgeschick bildet. Auch waren die Keime zu seiner späteren oppositionellen Stellung so sehr schon bei seinem ersten Auftreten entwickelt, daß man höchstens von einer weiteren Ausbildung und Entfaltung derselben reden könnte.[1])

Im Jahre 1815 hatte Börne auf seiner Vergnügungsreise nach Stuttgart Gelegenheit gehabt, den berühmten Buchhändler Cotta, der als Anhalt neuer Talente bekannt war, kennen zu lernen. Doch erfolgte damals keine nähere Verbindung. Umsonst bot ihm dieser allgewaltige Verleger die Spalten seiner Weltblätter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", sowie des „Morgenblattes für gebildete Stände" an. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil wohl auch durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er schrieb leicht nieder, aber „Börne hatte die Gewohnheit, seinen Gegenstand reiflich zu durchdenken und vollständig im Kopfe auszuarbeiten, so daß er beim Schreiben wenig oder nichts mehr änderte."[2]) Dazu war er im Ausdruck wählerisch. Ein fehlendes Bild störte ihn lange, und hatte er es, so sann er wieder auf die passendste Art es anzubringen. Es war ihm, wie Gutzkow (p. 279) meint, gänzlich eine Haupttriebfeder des Schriftstellers, der Ehrgeiz, fremd; Neuerungssucht, in dem Sinne, andere Menschen verbessern zu wollen, große Umwälzungen

[1]) Der Freihafen III, 4, p. 196 f. sowie Th. Mundt, Gesch. d. Litt. d. Gegenwart. 2. Aufl. p. 610 f.

[2]) L. Kalisch, „Pariser Leben". Mainz 1880. p. 313.

zu veranlaſſen, oder wenn nichts, doch wenigſtens Aufſehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in ſeinem ſpäteren ſchriftſtelleriſchen Wirken von der Anſicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth ſei, ſo konnte ihn Ausſicht auf Gewinn eben ſo wenig locken. So gingen einige Jahre in planloſer Zerſtreuung hin. Seine Lieblingslektüre wurde um dieſe Zeit Jean Paul. Er las in den Häuſern, die er am liebſten beſuchte, bei Stiebel, Ochs, Reis, zuweilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweiſe liebte, vor, ließ ſich aber von dem eigenen Intereſſe, das er an dem Dichter nahm, ſo bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle ſein Vortrag im unauslöſchlichen Lachen, das er ſelbſt nicht zurückhalten konnte, erſtickte. Börne war eben, wie H. Steinthal in ſeiner trefflichen Charakteriſtik[1]) bemerkt, eine ganz und gar ſenſitive Natur, er war von einer allmälig bis zur Krankhaftigkeit geſteigerten Reizbarkeit. Was auch immer ſeinen Geiſt berührte, das ward auch Object ſeines Gefühls. Der Gedanke that ihm wohl oder wehe. Wenn es nun aber meiſt geſchieht, daß bei der höchſten Empfänglichkeit für gewiſſe Reize ſich eine gewiſſe Gleichgültigkeit oder Stumpfheit gegen andere zeigt, ſo muß man von Börne ſagen, daß dies bei ihm nicht der Fall war. Ich wüßte nicht, welches Gebiet der Bildung, welcher Kreis wiſſenſchaftlicher Forſchung, welche Form künſtleriſchen Schaffens ihm fremd geblieben wäre; er iſt an nichts kalt vorübergegangen, und obwohl ihm der Menſch ſeiner Zeit vor allem am Herzen lag, ſo ward er doch auch von der Naturſchönheit ergriffen. Alſo nicht irgend welche Einſeitigkeit betreffs

[1]) Weſtermanns illuſtr. deutſche Monatshefte L, 297, p. 310 f.

der Gegenstände des Interesses, nicht die überwuchernde Entwickelung eines Organs hat jene Reizbarkeit bewirkt, sondern die absolute Herrschaft eines Grundtriebes in seinem Wesen, vermöge welcher er alles Einzelne, das sich ihm darbot, nur in Beziehung zu jenem Grunde und Mittelpunkte seiner inneren Welt erfaßte. Dieser Punkt war die Freiheit und in derselben Recht und Sittlichkeit.[1]) Von hier aus erhielt jedes Einzelne seine Beleuchtung, und damit gewann jedes eine Gefühlsmacht, wie sie diesem an sich selbst nicht zukam, sondern nur dadurch zu Theil ward, daß es zugleich alle Fäden des Bewußtseins in Mitleidenschaft versetzte. Daher ging sein Urtheil nicht den langsamen Weg der Logik, sondern flog als Witz mit der Schnelligkeit des Blitzes, und seine umhersprühenden Funken zündeten. Er sieht eine unendliche Fülle von Einzelheiten, aber er bringt sie sämmtlich unter denselben Brennpunkt. Darum ist er ganz und gar subjectiv, sieht Alles aus sich heraus und ist immer extrem, die Enden mit dem Anfang zusammenfassend. Die Mitte ist für ihn eine Hemmung der Bewegung zur Wahrheit, und die Objectivität, ach, sagte er (VI, 208), „die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken!“ Von den objectiven Künstlern und Kunstkennern heißt es dann (Ebd.): „Nicht, was die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, wie es sie darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alle gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie.

[1]) vgl. A. Jung, Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften. Königsberg. 1848. I, 35 ff.

Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und ſo habe ich über Geſchichten, Menſchen und Bücher geurtheilt.“ Da es ihm indeſſen nicht um die Wahrheit in der bloßen Erkenntniß zu thun war, ſondern um die Verwirklichung der Wahrheit, nicht um den Forſcher und den Künſtler, ſondern um den Menſchen, ſo konnte er nicht in der freien Schöpfung von Phantaſiegebilden ſeine Befriedigung finden; nur die Wirklichkeit mit ihren harten Objecten drängte ſich ihm auf und nahm ſeinen Kopf und damit ſein Herz, oder ſein Herz und damit ſeinen Kopf in Anſpruch. Nun war er aber, obwohl auf das Gegenſtändliche hingewieſen, doch nicht objectiv, und ſo war auch ſein Denken nicht ſyſtematiſch. Er bezog wohl jede Einzelheit, die ihm begegnete, auf den Mittelpunkt ſeines eigenen Weſens, aber er verband nicht die vielen Einzelheiten mit einander. Im Centrum ſeines Geiſtes trafen unzählige Strahlen zuſammen, nur daß dieſelben durch keine Peripherie verbunden waren. Darum vermochte er es nicht, ein umfaſſendes litterariſches Werk, weder ein poetiſches noch ein hiſtoriſches, zu Stande zu bringen, er konnte kein Großes, Ganzes ſchaffen. Nur einzelne Blätter konnte er ſchreiben. „Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beſchien, was jede Nacht bedeckte, dieſes zu beſprechen“, ſagt Börne, „hatte ich Luſt und Muth.“ So war er ganz eigentlich Feuilletoniſt, aber einer, wie Deutſchland keinen zweiten hat. Indem er auf dieſe Weiſe die am weiteſten von einander liegenden Gegenſätze vereinigte, blieb er ungeachtet aller Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und trotz der größten Beweg-

lichkeit seines Witzes unentwegt bei dem Einen, der Idee, Gott. Dies waren die Contraste, welche sein Humor zusammenband; und in dieser Nebeneinanderstellung des kleinen Menschlichen gegen das Unendliche ist er ein wahrhafter Prophet. „Ich strebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers, ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte, so gut ich kann."

Am 17. April 1818 erschien im „Frankfurter Intelligenzblatte"[1]) folgende Anzeige:

„Dr. Baruch macht seinen Freunden und Allen, mit welchen er die Ehre hat in Verbindung zu stehen, die Aenderung seines Namens bekannt. Von jetzt an nennt und unterzeichnet er sich

Dr. Ludwig Börne.

Frankfurt a. M., den 14. April 1818."

Am 5. Juni 1818 trat Börne zur protestantischen Kirche über. Pfarrer Bertuch in Rödelheim leitete die geistliche Handlung und sein Sohn nahm als Taufzeuge Theil. Von diesem Pathen nahm Börne den Namen Karl an, Karl Ludwig Börne. Wie er auf diesen letzten Eigennamen kam, ist erst in neuester Zeit[2]) einigermaßen klar geworden, am wenigsten ist dieses natürlich durch seinen humoristischen Stammbaum in den „Briefen aus

---

[1]) M. Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. 1851. X, 92.

[2]) Laut einer Mittheilung der „Frankfurter Zeitung Nr. 126 vom 6. Mai 1886" finden sich nämlich auf der vorletzten Seite eines aus Anlaß der Börne-Jubiläumsfeier bekannt gewordenen Taschenkalenders von Börnes Hand die Worte: „Namen — Börde — Börne — Börker": Börne ist unterstrichen. Diesen Spuren der Selbsttaufe gemäß hätte Börne den berühmt gewordenen Namen sich selbst zusammengesetzt.

Paris“ (XII, 223 ff.) möglich, wo sich Börne von dem großen Bör ableitete. Damals mußte er nur in üblicher Weise bei dem Senate durch Zeugnisse aus den Büchern des Standesbeamten darthun, daß kein zweiter Börne in Frankfurt existirte. Es gab nur einen Schuhmacher Börner. Persönliche Vortheile hatte er bei diesem Uebertritte zur christlichen Religion nicht gesucht. Deshalb mochte er auch sonst von diesem für seine nächste Zukunft entscheidendem Schritte wenig Aufhebens machen. Selbst in Frankfurt war seine Taufe wenig bekannt; seine eigenen Eltern mochten es lange Zeit nicht glauben (N. S. II, 56 f.). Als er im Winter desselben Jahres zur Aufnahme in die Lesegesellschaft sich meldete, wurde ihm diese abgeschlagen, weil man ihn für einen Juden hielt. Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen. Letzteres verschmähte er. Man erfuhr seine Religionsänderung erst, als er einige Jahre später einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehrere Tage wegen eines Mißverständnisses auf die Hauptwache brachte. Der Actuar wollte damals zur Einleitung des Verhörs Namen, Stand, Religion u. s. w. aufschreiben, hatte schon die Rubrik Religion mit Israelitisch ausgefüllt, und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Christ war.

Was war also die Ursache des Uebertrittes zum christlichen Glauben? Betrachten wir Börnes Verhältniß zu Christen- und Judenthum. Von seiner frühesten Jugend hatte Börne eine Art Mißstimmung gegen seine ursprünglichen Glaubensgenossen offen getheilt, welche sich mit den Jahren immer mehr und mehr vergrößerte. „Die staatsbürgerliche Gleichheit soll den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein un-

veräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu sein, muß der Deutsche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der starke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch sein Herz zu meistern wissen. Sie wissen, wie meines für die Juden schlägt! Und habe ich sie darum nicht doch immer vertheidigt?" (XI, 248.) Wiewohl er für ihre bürgerliche Gleichstellung zu jeder Zeit seines Lebens mit Wärme eintrat, stieß ihn doch ihre stark realistische Richtung, welche sich mit dem Drucke der Zeit besonders herausgebildet hatte, erheblich ab. Nicht mit Unrecht hat schon Steinthal darauf hingewiesen, daß Börnes Abneigung gegen die Juden mit seiner Ansicht über den Handel, den Kaufmannsstand im Allgemeinen zusammenhing, „denn die Juden Frankfurts waren Kaufleute." — „In Leipzig" — schreibt Börne unterm 8. October 1803 an Madame Henriette Herz (p. 88) — „habe ich mit Veit und Fränckel gesprochen. Ersterer, wie ich erfahren habe, hat meinem Schwager erzählt, ich hätte in Berlin zu viel Zerstreuung gehabt, und dergleichen. Das war mir sehr unlieb zu hören; denn wie ich Ihnen sage, die Frankfurter Juden leben auch noch so in Gottes Namen fort und bekümmern sich wenig um das wie? und warum? und denken nicht weiter als ihre Sinne reichen. Sehen Sie das Wasser trübe, gut, so schließen sie auf Schlamm, und die Blödsichtigen erkennen nicht den trüben Widerschein der Gewitterwolken, die im Wasser sich bespiegeln." Und ein anderes Mal (Ebd. p. 142 f.). „Was mich betrifft, war ich in Frankfurt so lebensfroh, wie noch nie, obzwar das Element, in dem ich athmete, mir so fremd war.

Die Leute amüsirten mich erstaunlich, weil sie so gar excentrisch waren, außer meinem Mittelpunkt. Ich spreche immer von Juden, denn mit Christen gehen wir nicht um, noch weniger sie mit uns. Was nun das für Menschen sind, welch' ein Leben das ist, welch' ein Handeln. Die alten Juden von Abraham bis zum weisen Salomo sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollen, lesen Sie das Buch Josua und der Könige, und Sie werden finden, wie Blumauerisch alles drin aussieht. Das war nun schlimm. Aber die jetzigen, mein Gott, die thun das nicht einmal, höchstens parodiren sie jene Travestie. Drei Dinge sind, die sie zu schätzen wissen, erstens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. Es ist die Blüthe ihres Witzes, daß sie den Hamlet'schen Monolog übersetzen: Geld oder nicht Geld, das ist die Frage? u. s. w." Ein gleicher Athem weht aus einigen anderen Aeußerungen des Jahres 1821 und 1822. „Jede Leidenschaft, jeder Wind ist mir willkommen, daß ich nur fortgetrieben werde. Doch ein Gebiet gibt es im menschlichen Leben, wo ich zur Eisscholle erstarre, die kein Frühling schmilzt — der Handel. An *** ist mir das so klar geworden. Das ist ein verständiger, gebildeter, ja geistreicher Geschäftsmann. Nun sollten Sie ihn reden hören, über Rotschild, über Oesterreichische Anleihen und dergleichen. Mit Entsetzen höre ich ihn an. Diese Leidenschaftlichkeit, diese Gluth, diese Lebendigkeit, dieses Mienenspiel, diese Begeisterung. Es ist nicht die Habsucht, von der er mir ganz frei erscheint, die würde ich bedauernswürdig aber erklärlich finden. Er spricht von solchen Dingen, wie ein Kunstfreund von einem Raphaelschen Gemälde, das er mit Entzücken anschaut, ohne daß der leiseste Wunsch,

das Kunstwerk eigenthümlich zu besitzen, seine Empfindung störe. Ist das nicht fürchterlich? Und so sind alle in Frankfurt." (N. S. I, 304 f.) „Der Widerwille gegen Handelsleute und gegen die Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben genießen." (N. S. II, 133.) „Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie gibt heute dieser Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach Allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an, und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papier-Windmühle an, und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau, und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich, wie die Feigen in der Schlacht, todt an, daß man sie nicht tödte. Sie wissen recht gut, daß sie gleich dem Rasen um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden." (G. S. VI, 170 f.) „Alles Unglück in der Welt kömmt daher, daß die Einen mehr Geld als Verstand, und die Andern mehr Verstand als Geld haben — ich wollte sagen, alle Unzufriedenheit. Was ist das für eine erbärmliche Welt, wo man in Zeitungen von Rotschild und Wertheimer spricht, als wären sie Napoleon? Der *** füllt alle Blätter an mit seinen langen langweiligen Metalliques-Geschichten, der Hund sollte Mäkler werden." (N. S. II, 171 f.) Sechs Jahre später aber schrieb er aus Hamburg: „Hätte ich nur Zeit, das großartige Handelswesen zu studiren. Davon hatte ich gar keine Vorstellung. Die Börse zu sehen,

verlohnte der Mühe, eine Reiſe von hundert Meilen zu machen. Es iſt alles hier ächt republikaniſch.“ (N. S. IV, 36.) Dann weiter: „Was der Handel Großes, Schönes ſchafft, die Hafen, ſchwachen Menſchen göttlicher Muth, Erfindungsgeiſt, Ehevereine zwiſchen Völkern.“ (N. S. IV, 110.)

Danach iſt die Sache klar. Der Handel in Frankfurt beſtand vorzugsweiſe in Geldgeſchäften und ſo waren ihm die Juden, Rotſchild an der Spitze, Wechsler und Papierer, deren Intereſſe mit der Erhaltung der deutſchen Zerriſſenheit, mit der politiſchen Reaction zuſammenhing, alſo mit Allem, was ihm das Verhaßteſte war. Nämentlich das in den „Briefen aus Paris“ aufgeſpeicherte Beweis-Material läßt an Deutlichkeit und präciſer Ausdrucksweiſe in dieſer Beziehung gewiß nichts zu wünſchen übrig. Mögen einige derartige Documente documenta publica ac testimonia morum chronologiſch folgen und ſelbſt für ſich reden. Vorerſt am 1. Januar 1831: „Die Zeit wird auch bald für Deutſchland kommen, wo die bürgerlichen Verfaſſungen Verbeſſerungen erfahren werden, und das nicht bloß durch Revolution, ſondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede ſein, und unſere Juden thun ſo Vieles, ſich bei den Freunden der Freiheit, unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Dieſe Menſchen ſind doch ſonſt ſo klug auf ihren Vortheil und wiſſen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen ſie denn jetzt noch von den Fürſten und Miniſtern haben? Es iſt nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie ſollten ſich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkaſten verſchließen, und den großen Herren den

Rücken zukehren." (IX, 234.) Sodann am 26. Januar 1831: „Hat man in Frankfurt auch die jüdisch-polnische Zeitung, deren erste Nummer hier angekommen ist? Sie wird von Rabbinnern geschrieben und es werden darin alle jüdischen Glaubensgenossen aufgefordert, mit Geld beizustehn. Unsere deutschen adligen Juden, die auf Du und Du mit allen Ministern und fürstlichen Maitressen sind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumuthung jener polnischen Canaillen und sich um die stinkenden Polen und ihre stinkende Freiheit wenig bekümmern." (X, 13.) Am 1. Februar 1831: „Also Israel in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, ihr Lebenspuls hat sich wieder einmal gehoben? Israel jammert mich manchmal, seine Lage ist gar zu betrübt, Kurse oben, Kurse unten, wie der tolle Wind das Rad schwingt — es sind — es sind die Qualen des Ixion. Aber ist es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigste und gemeinste aller Leidenschaften so viele Aehnlichkeit hat mit der erhabensten und edelsten, die Gewinnsucht mit der Liebe? Ja wohl, Gott hat das Volk verflucht, und darum hat er es reich gemacht." (X, 36 f.) Am 5. Februar 1831: „Die zehn Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit gestern sind die Renten um 4 pCt. gefallen." (X, 59.) Am 16. Febr. 1831: „Haben die italienischen Nachrichten nicht auf der Frankfurter Börse eingeschlagen? Sind nicht die Metalliques davon geschmolzen? Schreien die Juden: O wai geschrieen! Wanken die Mauern Jerusalems? Lächelt der Herr Baron bei seiner Kolik? Sagen die Helden Levis von den Italienern: was wollen die Gäscht?" (X, 92.) Am 11. März 1831 heißt es von der französischen Regierung: „Wenn der Jude Rotschild König

wäre, und sein Ministerium aus Wechselmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden." (X, 192.) Am 15. März 1831: „Ein Bankier sagte mir neulich, Lafitte habe dreißig Millionen gehabt, und jetzt sei er zu Grunde gerichtet. Wenn sich der Friede erhält und die Staats-Effecten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höchstens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht so viel, daß er seine Gläubiger befriedigen kann. Lafitte ist ehrenvoll gefallen, er hat sein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer gesagt, er setze allen seinen Reichthum daran, die Bourbons zu stürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leistete Lafitte aus Politik jedem Hülfe, der ihn um Beistand ansprach. Er wollte sich dadurch Anhänger erwerben, um sie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Lafittes Capitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und so ist Lafitte zu Grunde gegangen. Rotschild aber wird bestehen bis an den jüngsten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen!" (X, 210 f.) Und als „non plus ultra" am 28. Januar 1832: „Rotschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kommt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßt dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rotschild sein römisches Anleihen statt zu 65 pCt. zu 60 erhalten und so dem Cardinal-Kämmerling zehn tausend Ducaten mehr spen-

diren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind denn doch die Rotschild, als deren Ahnherr Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rotschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön." (XII, 136 f.)

Bei seinem Uebertritte zum Christenthum ward Börne einzig und allein von dem Bestreben geleitet, sich von der einseitigen Stellung zu seinen Glaubensgenossen zu emancipiren und sich zu einem übersichtlichen, freien Höhepunkte aufzuschwingen, von dem aus er alle Interessen Deutschlands überschaute. Nur auf der Höhe eines allgemeinen Menschenthums, erhaben über allen confessionellen und Parteihader glaubte er gedeihlich wirken zu können. Der Einwand, daß er als Jude nicht unbetheiligt sein könne, wiewohl ihn zu den Juden nur die äußerlichsten Beziehungen verbanden, mußte zurückgewiesen werden. Er ahnte nicht, daß seine Feinde dennoch, so oft sie sich an Börne stießen, „den Nothanker Baruch auswerfen würden." (XV, 25 f.) Alle seine litterarischen und politischen Gegner von Meyer, Wurm, Menzel, Münch, Lindner angefangen, welchen er selbst in seinen eigenen Werken ein gleich verewigendes als nachschwärendes Brandmal angeheftet hat, bis auf Julian Schmidt und Epigonen haben diesen Uebertritt zum Christenthume zur Basis ihrer eben so grund- als maßlosen Beschuldigungen genommen. Hatte doch selbst in der allerneuesten Zeit der objective Litterarhistoriker Karl Goedeke sich das Geständniß nicht versagen zu können geglaubt: „Daß sein Uebertritt nicht aus innerem Bedürfniß hervorging, bedarf keines Beweises; doch hielt er äußerlich Frieden mit dem angenommenen protestanti-

ſchen Bekenntniß.“ Und war denn Börne auch wirklich Chriſt? „Wenn Börne ſich taufen ließ, ſo kann gar kein Zweifel darüber erhoben werden, daß er glaubte Chriſt zu ſein.“ Börne war in aller weſentlichen, namentlich in aller Hinſicht, die auf chriſtliche Humanität hinaus geht, ein Chriſt. Er erblickte im Chriſtenthume die Erfüllung des Judenthumes, nämlich die von jeder Aeußerlichkeit befreite, rein innerliche Erfaſſung der Gottheit und die ohne Schranken anerkannte Humanität, in jenem Sinne, wie ſie der Proteus der katholiſchen Demokratie, Robert de Lamennais erblickte, an den er ſich ſpäter auch mit einer wahrhaft kindlichen Begeiſterung anſchließen ſollte. „Börnes Herz war ſtets voll theilnehmendſter Liebe und wenn er den Gegnern ſpäter juſt in dieſem Punkte verhärtet erſchien, ſo verwechſelten ſie die Aeußerungen um eines politiſchen Princips willen, ſie verwechſelten die Rathſchläge eines unerbittlichen Verſtandes mit den Eingebungen des Herzens.“[1]) Solches geſchieht gar leicht, wenn nicht ein politiſches Leben die Feindſchaften der Anſicht fern vom Privatleben zu halten lehrt. Börne hatte noch, da er die heftigſten „Briefe aus Paris“ ſchrieb, jenes Herz eines ſchwärmeriſch angehauchten Idealiſten, das ihn zittern, weinen, wohl auch verzweifeln ließ über die Leiden des jüdiſchen Volkes. Darin war er doch im chriſtlichen Rechte.[2]) Und wenn es heißt, er ſei immer ein Jude geweſen, wie eine zornige Aeußerung von ihm über das Taufgeld bezeuge (XI, 319 f.), (welche übrigens ohne wahrhaft Shylockſche Interpretation im Zuſammenhange geleſen nicht im geringſten für eine ſolche Annahme ſpricht), ſo iſt dies nur allzu wenig

[1]) H. Laube, Geſchichte der deutſchen Litteratur, IV, 180.

[2]) Pauli Brief an die Römer, 11. Cap.; Ev. Matth. V, 44 u. ſ. w.

richtig. „Wegen meiner Aeußerung", schreibt Börne unterm 17. Januar 1833, „daß ich bedauerte, drei Louisdor an den Pfarrer gewendet zu haben, die dem *** auffiel, kann ich Ihnen wirklich nichts sagen. Das sind Dinge, bei denen alle Verständigung nichts hilft. Sie wissen, wie das gemeint ist, und das ist genug. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die an meiner aufrichtigen christlichen Gesinnung oder meiner Religiosität überhaupt zweifeln. Die Grundzüge meiner Gesinnung müssen doch in meinen Schriften zu erkennen sein, und für einen Heuchler halten mich auch meine Gegner nicht." (N. S. VI, 72 f.) Das Christenthum war ihm nicht so sehr Sache des Glaubens, als der Bildung. Sache der Bildung war es ihm in so hohem Grade, daß er sich von den speculativen Ideen herbe abwandte, welche Grundsätze des Christenthums in den Hintergrund stellten. Den St. Simonismus, eine Speculation, die man ihm so nah und werth erachten sollte, da sie die Religiosität auf Gesellschaftsinteressen begründen, wenn nicht gar auf sie beschränken wollte, verspottete er schonungslos (IX, 78 f., XII, 15 f.), und wo die nach ihm kommende junge Litteratur über Positivitäten christlicher Sitte und Art hinaus ging, da mochte er nichts mit ihr zu thun haben. „Was sollen", äußerte er sich z. B. in Bezug auf das „Leben Jesu" von D. F. Strauß zu dem Schriftsteller Beurmann,[1]) „die Untersuchungen über die factischen Wahrheiten des Christenthums; der Glaube an das Christenthum ist ja eben das größte Wunder desselben und den wird man nicht hinwegraisonniren können . . .

[1]) „Ludwig Börne in den letzten Monaten seines Leben" im „Frankfurter Telegraph", Nr. 23—27, Jahrg. 1837 (z. gr. Th. wiederabgedruckt in Beurmanns „Börne", p. 81 f.).

Voltaire ist nur in dem Mittelstande von Paris zu finden, unter jener Bourgeoisie, die man als die Stütze der Monarchie betrachtet, im Volke gewinnt der liebe Gott wieder an Ansehen ... Gegen den Himmel hab' ich mich nie aufgelehnt, ... da sei Gott vor, daß ich den Menschen die Religion nehmen will. Ich freue mich vom Herzen, daß man in Frankreich in den untersten Classen wenigstens an Gott glaubt, die Kirchen sind überfüllt." Börne sah in der christlichen Religion „die Religion der armen Teufel" (N. S. III, 97), die Religion der Freiheit, die Weltreligion, er erkannte, daß sie vielleicht früher zur Emancipation der Menschheit geführt haben würde, hätte man nicht, um die Mißbräuche des Glaubens auszurotten, die Mißbräuche der Wissenschaft und des Verstandes eintreten lassen. Jene würden von selbst gefallen sein, während der Glaube rein und unvermischt erhalten, und nicht in Beziehungen zu dem Staate gebracht sein würde. „... Das Christenthum hat die Menschen nicht unglücklich gemacht, es hat sie bei seinem Erscheinen so vorgefunden und hat sie in ihrem Elend getröstet und emporgehoben. Das Christenthum ist der Arzt der römischen Welt gewesen, als sie durch ihre zügellosen Leidenschaften und ihre rohen Ausschweifungen in Krankheit sank. Herren und Sklaven trugen daran gleiche Schuld, die einen schwammen im Blute, die andern verkümmerten in dem Schlamme der Dienstbarkeit; das Christenthum reinigte die einen und zog die andern empor. Es schlug Allen eine heilsame Diät für Leib und Seele vor; und diese strenge Diät hat der Welt das Leben gerettet und sie geheilt. Das Christenthum hat die Rechte des Fleisches nicht aufgehoben, es hat nie das Opfer der sinnlichen Genüsse ge-

fördert, es hat sie nur unter die Aufsicht des Geistes gestellt, um sie reiner und dauernder zu machen. Keine Religion hat je so viel Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen gezeigt, wie die christliche. Der Katholicismus, weit entfernt die Völker entnervt zu haben, hat ihnen die Stärke und die Energie wiedergegeben, die sie unter der römischen Herrschaft verloren hatten und die Völker der neueren Zeit, welche sich vom Katholicismus trennten, zum zweiten Male eingebüßt haben. Das einzige Volk im Norden, das seit dreihundert Jahren nie aufgehört, sich für die Freiheit zu erheben, ist das polnische, und es blieb katholisch. Der Katholicismus ist nicht ein „düsterer, farbloser Gottesdienst" . . ., er ist die heiterste, freudevollste Religion, die je erschienen. Nein, die Sinne wurden nicht durch das Christenthum zum Heucheln verdammt, diese Religion verlangt nur einen Schleier für die sinnlichen Genüsse, sie fordert nur . . . Scham, die einzige Gottheit, welche sogar die verderbtesten Menschen nicht zu verläugnen wagen . . . Ist es denn so schwer, ein Christ zu sein . . . Jeder, der Liebe hat, ist Christ. Und jeder Mensch muß, sei es auch nur aus Liebe zu sich selbst, etwas lieben und verehren, was nicht er selbst ist. Es ist ein wohlbegriffener Egoismus, einen Theil seines Besitzes bei dem Allgemeinen niederzulegen, das nicht entwendet werden kann, und seine Seele der Ewigkeit zu verschreiben, welche nie etwas schuldig bleibt. Dieser verehrt die Ehre, Jener den Ruhm, ein Anderer die Tugend oder die Tapferkeit, die Treue oder die Freiheit, die Wahrheit, die Liebe oder die Freundschaft. Fürwahr, das Christenthum ist das Pantheon für alle diese göttlichen Kräfte. Tretet ein in den Tempel, knieet hin vor der Ehre oder vor

der Freiheit, ihr betet Gott ſelbſt an, ihr ſeid Chriſten. Man iſt ohne Glauben niemals glücklich, man lebt von ſeinem Tagelohn und ſorgt für den andern Morgen. Der Gläubige wird von der mütterlichen Sorge der Vorſehung gepflegt; der Ungläubige iſt ein Bettler, der von dem Almoſen des Glückes lebt. Der Glaube iſt die Wurzel des Wiſſens; getrennt von ihm iſt das Wiſſen nur ein todter Stamm, der weder Blüthen noch Früchte trägt. Ohne Glauben hat man kein Herz; und die großen, die lebenden Gedanken kommen aus dem Herzen. Man kann ohne Herz wohl Talente beſitzen, aber das ſind nur getrocknete Früchte, welche nicht den Durſt ſtillen. Man kann wohl ohne Herz Geiſt beſitzen, aber das iſt nur plattirter Geiſt, welcher der Witterung nicht widerſteht und bei dem geringſten Reiben der Kritik roth wird." (XVII, 53 f.)

Anderſeits freilich hatte Börne ſich auch in den mißmuthigen Stunden der früheren Jahre ſehr hart über die Entwickelung ausgeſprochen, welche das Chriſtenthum nahm. Doch bildeten eben dieſe herben Aeußerungen einen grellen Contraſt zu den ähnlichen anderer Autoren; ſie wandten ſich nie gegen den eigentlichen Kern des Chriſtenthumes, oder wenigſtens gegen jenes Etwas, welches er dafür erachtete. Denn mochte ihm auch zeitweilig die Form nicht conveniren, der großen Grundidee und Tendenz des Chriſtenthums hat er zu jeder Zeit ſeines Lebens mit der aufopferndſten Liebe und Wärme gehuldigt. „Religion" — heißt es unterm 11. Auguſt 1819 — „iſt Liebe und Verſöhnung; ſchon im Worte liegt es: ſie verbindet wieder, was getrennt war. Wären alle Menſchen gleich weiſe, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie

ist die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unsteten! sie verzeiht die Schuld und löst die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menschen daraus gemacht! Ein Blutstrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte und an seinen Ufern wohnt das Christenthum. Wie haben sie das Heiligste geschändet! Religion war eine Waffe in räuberischer oder meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt, und seine Lehre zum Gesetz ihrer Herrschsucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechtes mißbraucht! Hat das Christenthum je zu etwas anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troste wehrloser Schlachtopfer? Versöhnt seine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judenthum, und es stirbt. Vernichtet die Religionen und ihr habt die Religion zerstört. Oder ist die Christuslehre nur die zerreißende Pflugschaar der Menschheit? Wie mühsam und schmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erscheint, rufe ich leise und mit erstickter Stimme: o, närrische Leute, o komische Welt!" (XVI, 171.) Er tadelt die „Mythologie der Christen", wie er es nennt (N. S. I, 288). Während er den Zauber des gothischen Domes und des katholischen Cultus völlig versteht, tadelt er eine Münchener Procession aufs bitterste und meint schließlich, „freie Staaten auf das Christenthum gründen wollen, ist ein Wahnsinn, der noch viele Jahrhunderte des blutigen Jammers über die Welt bringen wird." Trotzdem ist und bleibt jedoch die katholische Religion „der Wein, der die niedergedrückte Menschheit die Leiden und Entbehrungen vergessen machte, Wein für männliche, und Milch für kindliche Naturen." (N. S. I, 290.) In

ſolchen grauen Stunden mag er dann auch in gewiſſem Sinne dem Judenthume, dieſer häßlichen Mutter einer ſchöneren Tochter noch eine hohe Miſſion zugewieſen haben: „Die Nationalität der Juden iſt auf eine ſchöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; ſie iſt zur Univerſalität geworden. Die Juden beherrſchen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Chriſtenthum beherrſcht die Welt, dieſer ſchöne Schmetterling, der aus der garſtigen Raupe des Judenthumes hervorgegangen. Die ſcheinbeherrſchte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden ſind die Lehrer des Cosmopolitismus, und die ganze Welt iſt ihre Schule. Und weil ſie die Lehrer des Cosmopolitismus ſind, ſind ſie auch die Apoſtel der Freiheit.“ (XIV, 72 f.)

Die That, durch welche Börne begann, nach ſeiner Art Gerechtigkeit zu üben, und ſeinem eigenſten Weſen das äußere Wirken zu verſchaffen, — in der Litteratur die freieſte Kritik, in der Politik die ungebundenſte Oppoſition — dieſe That war die Herausgabe der „Wage“. „Die Wage, eine Zeitſchrift für Bürgerleben, Wiſſenſchaft und Kunſt“ erſchien in zwangloſen Heften; die erſten fünf in den Monaten Juli, Auguſt, September, October, November 1818, das ſechſte und ſiebente im Monate April 1819, das achte im Juli 1820 zu Frankfurt a. M. bei der Hermann'ſchen Buchhandlung; das erſte Heft des zweiten Bandes auf Koſten des Verfaſſers in Frankfurt am Main (Auguſt 1820), die übrigen vier Hefte im Jahre 1821 bei Heinrich Laupp in Tübingen. Der Verfaſſer, welcher damals in dem jetzt abgebrochenen Johanniterhofe, einem öſterr. Beſitzthume, wohnte, nahm ſelbſt die Beſtellungen, wandte ſelbſt die erſten Ausgaben an

und hatte bald einen so guten Erfolg, daß er das erste Heft in zweiter Auflage[1]) drucken lassen konnte. Das Programm schon als Flugschrift vom 26. Mai erschienen, nachher als Einleitung vorgedruckt, erregte allgemeines Aufsehen. „Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als Stöhnen einer bewegten Brust, welches Bedrückung verräth und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu sein, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Secundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt — dieses zu thun, wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigter Blätter sein." (III, 119 f.) Als sicherster Maßstab, wie Börnes erster publicistischer Versuch in gebildeten Kreisen aufgenommen wurde, kann nachstehende günstige Meinung gelten, welche Gentz[2]),

[1]) „Die Wage, Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Ludwig Börne. Erstes Heft. July. Zweite Auflage. Frankfurt am Main 1819. In der Hermann'schen Buchhandlung." Es ist nur um ein „Vorwort zur zweiten Auflage" vermehrt (III, 145—148).

[2]) Es verdient bei dieser Gelegenheit vielleicht hervorgehoben zu

ein eifriger Leſer[1]) der neuen Zeitſchrift, einerſeits über den Herausgeber zu Rahel Varnhagen von Enſe ausſprach, und anderſeits letztere ſelbſt fällte. Dieſe ſchrieb[2]) an Auguſt Brede in Stuttgart unter „Karlsruhe, den 18. Mai 1819, Dienſtag Mittag, Gewitterſchwüle . . .“ „Ich habe jetzt einen neuen Freund, Doctor Börne in Frankfurt a. M. Ich hab' ihn nie geſehen. Den preiſe ich Ihnen dringend an! Er ſchreibt ein Journal, die Wage, das muß Ihr Freund halten oder noch viel beſſer! machen, daß es auf dem Caſino gehalten wird. Mir empfahl es Gentz. Als das Geiſtreichſte, Witzigſte, was jetzt geſchrieben würde; er empfahl es mit dem enthuſiaſtiſchen Lobe; ſeit Leſſing, ſagte er mir — nur ein Artikel darin — ſeien ſolche Theaterkritiken nicht erſchienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk ſein Lob; an Witz, ſchöner Schreibart. Er iſt ſcharf, tief, gründlich, wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen, wie einer der guten Alten; empört, wie man ſoll. Und, ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Mann. Keck, aber beſonnen. Kurz, mein

werden, daß mindeſtens noch zwei andere Urtheile Gentz' über Börnes litterariſche Thätigkeit vorliegen, ein indirectes, von dem Börne ſelbſt berichtet (N. S. I, 215), ſowie ein directes, welches ſich in den „Tagebüchern von Friedrich von Gentz III, 133“ vorfindet. Gentz macht nämlich dort zu einem in den „Allgem. polit. Annalen VIII, 124—142“ veröffentlichten Aufſatze Börnes „Ueber Herrn von Villele und deſſen politiſche Stellung. Paris 1822“ (G. S. XVI, 396—418) folgende Notiz: „Ueber Villele — Ueberſetzung der bekannten franzöſiſchen Broſchüre mit Noten von Börne. In dieſen Noten erſcheint der Uebermuth und die Verwegenheit der revolutionären Parthei in ihrer höchſten Vollendung.“

[1]) vgl. F. v. Gentz, Tagebücher II, 290.

[2]) Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde II, 576 f.

großer Favorit. Wenn Sie seine Theaterkritik lesen, und nie die Stücke gesehen haben, die sie betrifft, so kennen Sie sie, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an: Mad. Weißenthurn den ihrigen. Machen Sie ja, daß es angeschafft wird, bei allen Ihren Freunden. Sie lachen sich gesund. Anderes von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte. — . . . Ich grüße Lindner! und ich bin sehr böse über Mad. Huber, daß sie da als Stiefmutter Weisheit Uhland den Morgen in ihrem — Blatt verdirbt. Was soll das vorstellen? Soll ich ihr Börne schicken? Adieu!" Später wurde Rahel gar Mitarbeiterin an der „Wage". Das letzte Heft derselben bringt (p. 1—28) Briefe, die zum Theil durch mancherlei Persönlichkeiten unklar sind, zum Theil aber auch feine Aperçus und Apprehensionen über damals gelesene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Neben oder vielmehr vor Rahel Levin wären noch als Mitarbeiter von Kraft und Ansehen J. Görres und Johann Jakob Willemer zu nennen. Görres veröffentlichte in der „Wage" (I, 6, 243—254) einen auch historisch interessanten Aufsatz „Kotzebue und was ihn gemordet"; Willemer glänzte durch den Abdruck eines größeren, geistvollen, im „Frankfurter Museum" gehaltenen Vortrages: „Von den Vorzügen des Preßzwangs vor der Preßfreiheit oder von der Erlösung der Freiheit von der Presse durch den Zwang" (I, 7, 291—301). Adolf Müllner, ein als Redacteur und Kritiker sonst in vieler Beziehung unerreichtes Vorbild kleinstädtischer Krakehlsucht und litterarischer Winkelschreiberei, begrüßte in Nr. 104 des von ihm damals geleiteten Stuttgarter Litteratur-Blattes vom 12. December 1820 die neue journalistische Erscheinung

mit einer maßvollen, im Ganzen günſtigen längeren Beſprechung, welche nur einen leicht begreiflichen Proteſt gegen die „nergelnde Kritik des Houwald'ſchen Bildes“ aufwies. Börne ſetzte dieſer Kritik eine Anti-Kritik im dritten Hefte des erſten Bandes der „Wage“ entgegen. Auch dieſer Antikritik hat er, wie den meiſten eigenen Arbeiten aus der „Wage“ ſpäter in ſeine „Geſammelte Schriften“ Aufnahme gewährt (II, 161—168), nachdem vorher noch Müllner eine Replik als „Genugthuung“ in Nr. 35 des Litteratur-Blattes vom 1. Mai 1821 von Stapel gelaſſen hatte.

Börne ſprach in ſeiner „Wage“ über Kunſt, Litteratur, Geſellſchaft und hatte dabei immer nur den Maßſtab der Politik. Es iſt in neuerer Zeit zu einem folgenreichen Streite über die Frage gekommen: Inwieferne politiſche Maßſtäbe zur Beurtheilung dichteriſcher Eigenthümlichkeiten ausreichen. Mag man dieſem Maßſtab Berechtigung ganz und gar abſprechen, die Thatſache, daß man die Frage anregte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unſere Litteratur hat ſich während der ſchönſten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuſtänden heimiſch gefühlt, die dem unmittelbaren Bewußtſein in der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, in Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten ſich die Anſchauungen der Dichter und die Philoſophen beſchäftigten ſich eher damit, das Räthſel der Weltſchöpfung zu löſen, als eine ſchwebende Frage der Zeit. Gegen dieſe idealiſtiſche Welt, deren Ideal Goethe war, welchem das Studium der Galliſchen Schädellehre, der Streit zwiſchen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire wichtiger erſchien als die Neuerungen unſeres öffentlichen Lebens ſeit Napoleon, trat eine bedeutende Reaction ein; ſie war um ſo gewaltiger, als ſie mit

den Stürmen der politiſchen Erlebniſſe ſelbſt heraufzog und ſich nach und nach ſogar mit Geiſtern und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen der nächſten Zeitgeſchichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländiſch-freiſinnigen Geſängen ſtimmten. Während man unter der romantiſchen Schule in das Mittelalter zurückgegangen war, dehnte man jetzt ſeine Oppoſition auch über die Gegenwart aus und übertrug ſie in eine Vergangenheit, welche ſich unter Umſtänden entwickelt hatte, die ſie für den politiſchen Standpunkt von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Geſinnungen ging man zum Talent über und glaubte, nachdem man erwieſen, daß Goethe ein Ariſtokrat war, auch erweiſen zu können, daß er kein Genie hätte (vgl. X, 272). An die Spitze der nun organiſirten Bilderſtürmerei trat Wolfgang Menzel, der entgegen der romantiſchen Tradition zwar Schiller auf den Schild erhob, ohne ſich jedoch dadurch hindern zu laſſen, Tieck für den größten deutſchen Dichter zu erklären. In ſeiner „Deutſchen Litteratur", in dem ſeit 1819 von ihm geleiteten Litteratur-Blatte zum Cotta'ſchen Morgenblatte ſowie früher in den „Europäiſchen Blättern" führte er vom „deutſchthümlichen Standpunkte" [1]) eines „moraliſchen Rigorismus" [2]) aus eine an Wahnwitz grenzende Polemik gegen Goethe. Börne, der das Genie der Kunſt ſeinen eigenen Geſtändniſſen (XI, 9, 12 f., 65 f.; XIII, 10; XIV, 192 f.) nach nicht beurtheilen konnte, dem Leben weniger galt, als Leben veredeln, der ebenſowohl moraliſche Reſultate als künſtleriſche von dem Dichter verlangte, ſtimmte dieſer neuen Richtung vielfach

[1]) Joh. Scherr, Allg. Geſchichte der Litteratur. 6. Aufl. II, 303.
[2]) K. Roſenkranz, Goethe und ſeine Werke. 1847. p. 16 f.

in Wort und Schrift zu. Man ist deshalb gewohnt, Börnes und Menzels Angriffe gegen Goethe trotz den Warnungen Wienbarg's[1]) als identisch zu bezeichnen, wozu auch nicht wenig der bekannte dichterisch phantasievolle, offenbar weniger den Stempel treuer Erinnerung als den der späteren Gehässigkeit an sich tragende Bericht H. Heines (s. W. XII, 20 f.) beigetragen hat. „Börne" — bemerkte mit Recht schon Heinrich Laube[2]) — „erzürnte sich gegen die politisch indifferente Person Goethe und mäkelte mit politischem Wunsche an einigen Figuren Goethe'scher Erfindung, die an politische Beziehung streiften und darin sich anders verhielten, als Börne für wünschenswerth hielt. Menzel packte alsbald den ganzen Autor Goethe mit dessen sechzigjähriger Wirksamkeit, und warf ihn unter Schimpf und Hohn aus dem Tempel der Nation hinaus, erklärend, hier sei nur einiges Darstellungstalent gemißbraucht gegen die vaterländischen Ideale." Deshalb wandte sich auch Börne am liebsten gegen Goethes gelegentliche, mündliche und schriftliche Mittheilungen, weniger gegen dessen dichterische Schöpfungen. Sodann mochte er nicht, daß seine Urtheile ins Französische übersetzt werden, die Franzosen dürften das Gefühl der Hochachtung vor Goethe nicht verlieren.[3]) Wolfgang Menzel machte in seinem unsinnigen Teutonismus Goethe geradezu ein Verbrechen aus seiner politischen Unparteilichkeit und

[1]) Menzel und die junge Litteratur. Programm zur deutschen Revue. Mannheim 1835. p. 4 f.

[2]) Geschichte der deutschen Litteratur IV, 191.

[3]) Europa, Chronik der gebild. Welt, hsgb. v. August Lewald, Jahrg. 1836 II, 307 f.; Zeitung f. d. elegante Welt, Nr. 113 vom 11. Juni 1836 (theilweise auch Aug. Lewalds ges. Schriften VIII, 167 f.).

aus der Vollendung ſeiner Kunſt. Börne kämpft nicht unter dieſem Banner Menzels. Er vergeudet nicht wie der Sophiſt von Stuttgart ſeine Zeit damit, alle Werke des großen Dichters perfid zu zergliedern, geborgte Gedanken oder Nachahmungen auszuſtöbern, die geheimen Einflüſſe auszuzeichnen, denen auch der unabhängigſte Künſtler ſich nicht entziehen kann, und dann zum Schluß des Meiſters Genie abzuleugnen. Das Genie, das Talent erkannte Börne vor allem Andern an, aber er zieht es zur Rechenſchaft.

„Ich Dich ehren? Wofür?
Haſt Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt Du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?"

In dieſen charakteriſch genug von Börne ſelbſt zum Motto einer Recenſion des Goethe'ſchen „Briefwechſel mit einem Kinde" gewählten herrlichen Verſen des „Prometheus" iſt Börnes wahrer Gedanke in ſeinen Beziehungen zu Goethe ausgeſprochen.[1]) Einer der älteren und geiſtvollſten Erklärer Goethes, Karl Roſenkranz, hat mit feinem Verſtändniß darauf hingewieſen, wie die Bewunderung im Hintergrunde von Börnes Anſchuldigungen eines „patriotiſchen Rigorismus" ſteht und wie gerade dieſe Anſchuldigungen einen unbegrenzten Glauben an des Poeten Autorität beweiſen. Sie ſind nicht verleumdende Kritiken wie die Angriffe Menzels, ſie ſind nur ſtolze Bittſchriften. Börne fordert von Goethe Aufhebung der Uebelſtänden des Vaterlandes, er verlangt von ihm die verſprochenen

[1]) René Taillandier „Publicistes revolutionnaires de l'Allemagne" in „Revue des deux mondes" 15. Fevr. 1849, p. 589.

Reformen und liberale Institutionen. Als Fürst im Reiche der Poesie und der Intelligenz ist es Goethe, der für die Souveraine Deutschlands antworten soll. Das ehrenvollste und schönste Zeugniß gibt aber in dieser Beziehung Börne Niemand Anderer als Franz Grillparzer, welcher ihn im Jahre 1836 persönlich kennen gelernt hatte. „Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe" — schreibt er in seinem „Tagebuche" [1]) — „fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethes sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Werth, den Börne auf den größten unsrer Dichter legte." Doch hören wir Börne selbst: Den 11. September 1819: „Zwischen Höchst und Mainz las ich in Goethes schon erwähntem Buche ein Kapitel: „Herbsttage am Rhein." Behagt mir nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, seine Empfindung nur künstlerisch, so vornehm lächelnd, so herablassend zu den Gefühlen unserer niederen Brust! Ich habe ihn nie leiden können. In seinem Werther hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben" (N. S. I, 5). Am 19. September 1819: „Ich liebe diesen Mann nicht und höre ihn gern tadeln. Er ist der Sänger des Fruchtbringenden, aber darum auch des Alltäglichen und überall Sichtbaren, für Jeden der Augen hat. Er gibt uns Brod, freilich gesundes ausgebackenes Brod, aber ich will Kuchen haben. Er erhebt mich nicht, er führt mich nur in der Breite weiter. Doctor Clemens, in

[1]) Fr. Grillparzers sämmtl. Werke. Stuttg. 1872 X, 197 f.

ſeiner an Goethes Geburtstag im Muſeum gehaltenen Rede, hat dieſes, ob zwar anpreiſend, ziemlich gut auseinander geſetzt. Er nennt ihn den Dichter der Wahrheit. Jünglingen und Weibern ſagt er nicht zu. Allein, wer anders als ſolche, ſind die Urtheilsſprecher des Dichters "(N. S. I, 31 f.). Den 19. November 1821: „Nächſtens wird Goethes Taſſo aufgeführt. Da will ich mich recht con amore oder eigentlich con odio darüber hermachen. Da iſt der ganze Goethe darin, mit aller ſeiner Größe und aller ſeiner Niedrigkeit" (N. S. I, 339 f.). Den 25. November 1821: „Der größte deutſche Dichter iſt ſeines Volks, wie das deutſche Volk ſeines größten Dichters würdig. Sie wiſſen, ich achte Goethe wenig, ich liebe ihn gar nicht, aber doch empört mich die Art, wie ſich Deutſchland rückſichtlich ſeines Denkmals beträgt" (N. S. II, 2 f.) 1827: „Meinungen ſind frei. Philoſophie und Kunſt mögen ſie beurtheilen, verurtheilen darf man ſie nie. Ganz perſönlicher Art, ſtehen ſie unter keinem Geſetze und übertreten kein Geſetz, wohin ſie auch ſchweifen. Geſinnungen aber ſtehen unter dem Geſetze der Sittlichkeit und werden gerichtet. Nicht was Goethe meint, wie er geſinnt iſt, zeigt der Divan. Mahomed hat betheuert: er wäre Prophet und kein Poet. Goethe will nun den Unterſchied zwiſchen Propheten und Poeten näher andeuten und ſagt: „Der Poet vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorbringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen; allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke verſäumt er ... Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen beſtimmten Zweck ... Irgend eine Lehre will er verkünden. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaubt, er muß alſo eintönig werden und bleiben." — Nein, den Propheten und den Poeten

unterſcheidet nur ein Wort. Für den Poeten gibt es keine Zukunft, denn ihm iſt Alles gegenwärtig; für den Propheten gibt es keine Gegenwart, denn ſie iſt ihm die Hülle der Zukunft. Beide lehren, beide ſind eintönig; doch eintönig nur, wie der gleiche Himmel ſich über alle irdiſche Mannigfaltigkeit verbreitet. Man kann im gleichen Tone verſchiedene Melodien ſpielen. Der Prophet zeigt ſeinen Gott überall, die Kunſt, die Einheit in der Mehrheit. Wehe dem Dichter, der nicht wie der Prophet Glauben ſucht und findet; dreifach wehe ihm, wenn er nur Genüſſe erſtrebt und gibt, und um ſchnöden Beifall und um ſchnödern Gewinnſt des Himmels heilige Gunſt vermäkelt! Mit der ſeeleninnigſten Behaglichkeit preiſt Goethe in ſeinem Divan die Despotie. Kein Liebchen im Leben und im Gedichte war ihm je ſo werth als dieſe ſtolze Schöne, die ihre Verächter in eiſernen, ihre Verehrer in goldenen Ketten nach ſich ſchleppt und ſich feilbietende Menſchenwürde mit nichts als einer dummen Farbe bezahlt. Wer noch ſonſt, als der einzige deutſche Goethe, war je ſo ſchamlos, das Knechtiſche in der Natur des Menſchen zu verherrlichen und nackt zu zeigen, was ein edler Menſch mit Trauer bedeckt? Tyrannen hat ſchon mancher Dichter geſchmeichelt, der Tyrannei noch keiner" (N. S. IV, 325 f.). Am 4. Mai 1830: „Goethe haſſet alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber gibt es nicht Werdendes noch Bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Punkte und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes

Daſein aufzufaſſen mag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen gibt es keine Geſchichte und keine Gährung; alles iſt geſchehen, alles feſt, alles erſchaffen. Aber Goethe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten" (G. S. VIII, 36 f.). Am 20. Mai 1830: „Goethe hätte ein Herkules ſein können, ſein Vaterland von großem Unrathe zu befreien, aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die größten Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Genuß und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleisneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wohlbeſtellte Perücke, feine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen Händen Schuldlos-Gerichtete vom Galgen herab.

Rouſſeau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und ſtolz, und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Goethe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenjunge Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl mochte ſein. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhms unantaſtbar, ſpäter in hohem Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein anderer wagen durfte . . . Goethe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geiſt, haſt Du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab Dir eine Feuerzunge, haſt Du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber Du warſt nur immer Dein eigner Wächter! Glücklich haſt Du gelebt, aber Du haſt gelebt" (G. S. VIII, 90 f.). Den 8. October 1831: „Hätte Deutſchland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verſchmachten müßte in der Sandwüſte des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tauſendmal lieber labte ich meinen Durſt mit Kotzebues warmer Thränen-Suppe,

die mich doch wenigſtens ſchwitzen macht, als mit Goethes gefrorenem Wein, der nur in den Kopf ſteigt und dort hinauf alles Leben pumpt" (G. S. XI, 33). Und im Jahre 1835 ſchreibt er von den „Goethianern": „Eure Kunſt, eure Poeſie iſt nichts als Formſchneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr, und weil körperlich auch ſchattenlos, und im reinſten Lichte ſeines Daſeins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längſt aufgehört haben wird euch zu verſchmähen, wenn man euch vergeſſen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunſt iſt eine Tochter der Zeit, aber die eure iſt ein Findelkind, wie eure Kunſt, ſo ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran feſt. Darum zittert ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt ihr, wer ſie rüttelt, darum haßt ihr, was wird und noch nicht iſt, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genuſſe" (N. S. VI, 300).

Für Börne gab es eben keine Größe, die nicht auf dem Piedeſtale der Geſinnung ſtand und er taſtet zweifelnd an Goethes Lorbeer, weil er ihm nicht die Fahne des Rechts zu ſchmücken ſchien. Seine Polemik gegen Goethe richtete ſich gegen deſſen Geſinnungen und Altersſchwächen, nicht inſofern ſie ſolche waren, ſondern weil ſie ihn den weitern Fortſchritt des politiſchen Lebens in Deutſchland zu beeinträchtigen ſchienen. „Geſtern," mochte damals ſogar ein Goethomane wie Laube[1]) mit der ihm eigenen coquetten Emphaſe ausrufen, „am 22. März iſt er geſtorben, glücklich geſtorben, wie er glücklich gelebt, der große Goethe; und ich fühlte es an

[1]) Briefe eines Hofraths oder Bekenntniſſe einer jungen bürgerlichen Seele. Leipzig 1833 p. 179.

meiner innerſten Bewegung, als mir die Kunde ward, eine ganze Epoche hat mit ihm die Augen geſchloſſen, und Börne kann wohl recht haben, daß aus ſeinem Sarge die Freiheit ſteigen werde; mit allen Jungfrauen hat er gekoſt, aber mit dieſer ſchönſten nimmer. Sie wird zu Weimar in der Kapelle ſeinem Grabmal vorübereilen, aber einen Moment bei ſeinem Nachbar, dem edlen, freiheitsluſtigen, nach ihrer Umarmung ſehnſüchtigen Schiller, verweilen." Die göttliche Ruhe des Olympiers, die ſtoiſche Ruhe des Weiſen, die Unerſchütterlichkeit des ſelbſtgewiſſen Mannes ſchrieb Börne dem Egoismus zu. Dem Grundſatze des Dichters: Die Muſe ſei nur Begleiterin, nicht Leiterin des Lebens, ſchob er alltägliche Motive unter. Goethe war ihm ein verzogenes Kind der Glücklichen, der Ariſtokraten, der Fürſtendiener; er griff in ihm den Ariſtokraten[1]) an, und den Dichter nur inſoweit, als letzterer mit erſterem vermengt war. „Gegen Goethe" — ſagte Frau Jeanette Wohl-Strauß zu Ludwig Kaliſch[2]) — „hegte Börne einen Groll, der mit den Jahren wuchs. Die olympiſche Ruhe Goethes erſchreckte ihn. Er verkannte deſſen Dichtergröße durchaus nicht; er war aber darüber empört, daß ein ſolches Genie ſich nicht an die Spitze der Freiheitspartei ſtellte. Er, deſſen ganzes Leben einem Parteikampfe gewidmet war, den er mit großer Leidenſchaft führte, wollte überall nur leidenſchaftliche Parteikämpfer ſehen. Die Ruhe Goethes, die er irgendwo „ſteinerne Ruhe" nennt, ſchien ihm haſſenswerther als die heftigſte Reaction. Er ſah darin eine herzloſe Gleichgültigkeit . . . . Börne

[1]) K. Grün, Bauſteine. Darmſtadt 1844 p. 22 f.

[2]) Gartenlaube 1868 Nr. 11 p. 175 f. ſowie Pariſer Leben, Mainz 1880 p. 318 f.

liebte von Goethes Werken nur den Werther, Götz von Berlichingen und Egmont. Diese Dichtungen las er mit Vergnügen und hielt sie sehr hoch, weil er in denselben viel Jugendfeuer und die Sprache der Leidenschaft fand. Die übrigen Schöpfungen des großen Dichters ließen ihn kalt. Wilhelm Meister erregte sogar seinen Unwillen, und selbst Faust konnte ihm keinen Beifall abgewinnen." Ueberdies muß man bei der Beurtheilung Börnes als Schriftsteller die Zeitumstände gebührend würdigen und nur in Beziehung zu diesen seine sämmtlichen Productionen beurtheilen. Die Zeit, welche unsere Amme ist, bemächtigt sich immer eines gewissen Einflusses auf ihre Creaturen, mögen dieselben nun derselben vorzueilen trachten, mitten in ihr herumtanzen, oder wie kleine boshafte Götter die Weltgeschichte zurückzurollen beabsichtigen. Als Börne die trotzigen Worte schrieb: „Goethe hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum" (IX, 148), damals war in der That die Verehrung Goethes auf ihr besinnungslos Aeußerstes gekommen, man verehrte ihn wie den Heros, den Messias der deutschen Nation, man sank vor diesem Dalai Lama der Nationallitteratur geistig in den Staub und küßte ihm den Pantoffel; was er aussprach, was er schrieb, wurde Gesetz und hatte bindende Kraft. Ja die Goethomanie grassirte förmlich und hätte Goethe das Stillstehen der Erde in den elendsten Knittelversen besungen, man hätte vielleicht nicht genug Rühmens von dieser Poesie machen zu können geglaubt. Goethe wurde der kleine Herrgott, weil man Vieles von ihm nicht verstand, aber deßwegen gerade war er unfehlbar; Alles von ihm war Weisheit

und Nectar, und jeder Menſch galt für einen Halbtollen, der nicht jeden Vers von Goethe für den Ausdruck göttlichſter Poeſie hinzunehmen Willens war. Mit kurzen Worten: Man opferte ihm alle individuelle Entwicklung in der Litteratur. Die Pietät gegen Goethe wurde faſt zur Carricatur, wie ſelbe namentlich in dem Berliniſchen Kreiſe, mit dem Börne in vielfachen Verkehr trat, ausgebildet wurde. Die dortige Mittwochsgeſellſchaft hat uns eine charakteriſtiſche Erinnerung aufbewahrt, ein Geburtstagskarmen des Geheimrath Schultz:

„Ich wollt', ich wär ein Fiſch,
So wohlig und friſch,
Und ganz ohne Gräten,
So wär ich für Goethen
Gebraten am Tiſch
Ein köſtlicher Fiſch!"

Höheres dürfte darin freilich noch Zelter geleiſtet haben. Da heißt es: „guter Mann, Du biſt beſcheidener als Gott will!" oder „verzeih mir, wenn ich an Dich denke, ſo könnt' ich mein Herz wie Honig auf Brod eſſen!" oder „die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unſrer Tage ein ſolches Werk — den Elpenor — hervorgehen ſah!" oder „in Frankfurt a. M. habe ich zuerſt und allein das Haus beſucht, wo mein Heiland geboren iſt!" Und dieſe Ausſprüche rühren von demſelben Manne her, welcher bei einer Gelegenheit in Bezug auf Goethe ausrief: „Ja, von einem Genie laſſ' ich mir Alles gefallen, das Genie kann mich mit Füßen treten!" Von Goethe belobt zu werden, mit ihm befreundet zu ſein, ja nur mit ihm geſprochen zu haben, galt als der beſte Empfehlungsbrief und es iſt ein ernſthaft gemeinter Scherz, wenn Prinz Louis Ferdinand, nachdem ihn Goethe beſucht hatte, der Freundin Rahel dies wichtige Ereigniß

mit den Worten melden ließ: „Jetzt bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth.“ Man mochte eben, wie es H. Markgraff[1]) genannt, übersehen, daß Goethe allerdings der größte Mann von damals war, und auch noch lange Zeit nicht seines Gleichen hat, aber nicht das Größte, was man verlangen kann und soll. Dem gegenüber hat auch die Impietät Börnes wie sogar theilweise (namentlich bei ihrem ersten Beginne) die Menzels nichts so Furchtbares und Schauerliches als diese Frazze von Pietät, bei der es gleichgültig erscheint, ob sie gemacht, gewaltsam aufgeschraubt oder von Natur wahnsinnig war. „Das mit einziger Keckheit niedergelegte schneidende Urtheil über Goethe behält volle Wahrheit, wofern es nur auf seine überlebte Periode angewendet wird, die im höfischen Dienst und orientalischen Nebel die ganze Zeitgeschichte über die Achsel ansah; der Standpunkt in seiner Berechtigung wird am klarsten, wenn man ihn mit seinem Gegensatz, dem Goethecult der Romantik, zusammenhält“.[2]) Börne glaubte seinerseits die Nation immer und immer darauf hinweisen zu müssen, daß Kunst und Wissenschaft allein nicht hinreichen, ein Volk groß und glücklich zu machen, ja daß Kunst und Wissenschaft selbst ihre Blüthe auf die Dauer nicht behaupten können, wenn sie nicht auch in dem Boden eines thätigen, selbstbewußten Volkslebens wurzeln, und nicht der Himmel der Freiheit auf sie herniederstrahlt. Wir Andern wissen jetzt freilich zur Genüge, was aus diesen und ähnlichen Hoffnungen und Wünschen geworden ist, und wie

[1]) Deutschlands jüngste Litteratur- und Culturepoche. Leipzig 1839 p. 237 f.

[2]) J. J. Honegger, Grundsteine einer allg. Culturg. d. neuesten Zeit, III, 134 f.

bitter die geträumten Lorbeeren geſchmeckt haben. Und doch iſt gewiß nicht zu verkennen, daß auch dieſer Richtung wieder trotz der Uebertreibungen, in denen ſie ſich vielleicht gefiel (wie denn auch jede Uebertreibung auf der einen nothwendige, eine andere nach der entgegengeſetzten Seite hervorruft) etwas Wahres und Richtiges zu Grunde liegt, ja daß ſie ſelbſt in ihren einzelnen Uebertreibungen als ein nothwendiges und berechtigtes Product der Zeitſtimmung aus der allgemeinen Entwicklung dieſer letzten Jahre hervorgegangen war. „Die Poeſie der Zeit iſt in die Geſchichte getreten. Sie fliegt nach einem andern Rythmus als dem ſechsfüßigen, und Wahrheit und Dichtung heißt jetzt die Biographie der Menſchheit.“ [1]) Hatte man es früher ganz und gar natürlich und angemeſſen gefunden, die Litteratur als etwas Selbſtſtändiges, Organiſches von der übrigen Entwickelung Unabhängiges zu betrachten, ſo wurde jetzt die Macht der Perſönlichkeit nach K. Schwenk[2]) die feſte Operations-Baſis in dem Kampfe Börnes gegen Goethe, wieder in ihre Rechte eingeſetzt, oder wie W. Menzel es nannte: „man fing an, den Dichter nach dem Menſchen zu beurtheilen.“ An die Stelle der Goethe'ſchen Kunſtperiode, d. i. der gefliſſentlichen Abwendung der Kunſt von den Anſprüchen der Welt, ſtatt dieſes Indifferentismus in der Kunſt wurden jetzt Geſinnung und Charakter die Stichwörter nicht nur des öffentlichen Lebens, ſondern auch der Kunſt und Wiſſenſchaft, politiſche und nationale Freiheit wurden mit einem

[1]) Alexander Jung, Briefe über die neueſte Litteratur. Hamburg 1837 p. 21.

[2]) Litterariſche Charakteriſtiken und Kritiken, Frankfurt a. M. 1847 p. 90 f. (aus dem Duller'ſchen „Phönix“ Nr. 4 u. 5 vom 5. u. 6. Januar 1836).

Male das Schiboleth der ganzen Litteratur. Man wollte und glaubte sich aufs Neue überzeugen zu können, daß es nicht genug ist, ein großes Talent zu sein, sondern daß man dabei ein tüchtiger Mensch sein müsse, ja daß, bei Lichte besehen, das erstere gar nicht möglich ohne das letztere und daß alle Kunst und alle Bildung nur ein todter Flitter, wenn sie nicht zugleich den Charakter veredelt und zu entsprechenden Thaten anfeuert. „Jene früheren Großen unserer Litteratur lebten in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten, idealen Welt, und sterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend. Die neuern Schriftsteller sind von dieser sichern Höhe herabgestiegen, sie machen einen Theil des Publikums aus, sie stoßen sich mit der Menge herum, sie ereifern sich, freuen sich, lieben und zürnen, wie jeder Andere, sie schwimmen mitten im Strome der Welt und wenn sie sich durch etwas von den Uebrigen unterscheiden, so ist es, daß sie die Vorschwimmer sind, und sei es nur trocken und elegant auf dem Rücken eines Delphins, wie Heine, oder naß und bespritzt, wie Börne, den Gestaden der Zukunft entgegeneilen, welche die Zeit für „ihre hesperischen Gärten glücklicher Inseln" ansieht. Behaglichkeit ist in solcher Lage und bei solchem Streben nicht wohl denkbar, die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte, die Dichter und

äſthetiſchen Proſaiſten ſtehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienſt der Muſen, ſondern auch im Dienſt des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbeſtrebungen, ſind ſie Verbündete. Ja ſie finden ſich nicht ſelten im Streit mit jenem ſchönen Dienſt, dem ihre Vorgänger huldigten, ſie können die Natur nicht über die Kunſt vergeſſen machen, ſie können nicht immer ſo zart und ätheriſch dahin ſchweben, die Wahrheit und Wirklichkeit hat ſich ihnen zu gewaltig aufgedrungen und mit dieſer, das iſt ihre Schickſalsaufgabe, mit dieſer muß ihre Kraft ſo lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengeſetzte iſt.“[1]) Wie paradox auch dieſe neue Aeſthetik erſcheinen mochte, man mußte zugleich eingedenk bleiben, daß ohne Leidenſchaft nichts Großes und Edles jemals durchgeſetzt worden iſt, ſowie daß das eine ſchlechte Wahrheit wäre, die an ihrer eigenen Carricatur zu Grunde ginge. „Und tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet! Macht nicht das Thal den Berg?“ Auch iſt es ein Naturgeſetz aller hiſtoriſchen Entwickelung, daß jede neue Epoche damit anfängt, ſich feindlich aufzulehnen gegen diejenige, die ihr unmittelbar vorangeht und in der ſie ſelbſt ihren eigentlichen Urſprung hat; es kommt kein Kind zur Welt, ohne daß es ſeiner Mutter Schmerzen macht, und ſo war auch die Einſeitigkeit und Strenge des Urtheils, mit welcher Börne über die Thätigkeit der unintereſſirten Kunſt und Litteraturepoche das Ende der Idee der Kunſt, zu Gerichte ſaß und gleichſam im Handumdrehen eine Menge von Berühmtheiten zerſtörte oder doch wenigſtens zerſtört zu haben glaubte, an die ſich bis dahin kein

[1]) Wienbarg, Aeſthetiſche Feldzüge. Hamburg 1834 p. 297 f.

Zweifel gewagt hatte, etwas vollkommen Natürliches und Nothwendiges. Indem man im Begriff ſtand, gleichſam ein neues litterariſches Conto zu eröffnen, „der alten Zeit zu Grabe zu läuten und eine neue einzuführen," war es zunächſt erforderlich, die alte Rechnung abzuſchließen und ſich zu überzeugen, was denn eigentlich als dauerndes und wahrhaft werthvolles Eigenthum vorhanden und was als ſchlechter Poſten ein für allemal aus den Büchern zu ſtreichen. „Der Boden", ſagt R. E. Prutz,[1]) „beſtimmt, eine neue Saat großzuziehen, mußte vor allem erſt gereinigt werden, und wenn man dabei in jugendlichem Eifer auch hie und da ein wenig zu weit ging und wenn hier ein Trieb mit abgehackt, dort ein Keim mit ausgeriſſen wurde, die vielleicht einer ſchonenderen Behandlung werth geweſen wäre, ſo mußte das gutgerechnet werden auf die große Ernte, die man von dem neubeſtellten Acker zu gewinnen hoffte." „Denn in der Litteratur," — könnte hier vielleicht H. Heine (VI, 106) ergänzen — „wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden." Um ſo ſonderbarer mag uns dann jene Art einer ſouverainen Kritik berühren, als deren claſſiſches Protypon G. O. Marbach in einem vielgenannten Buche[2]) erſcheinen könnte: „Goethe iſt der Sohn eines reichen Frankfurter Patriciers, Börne der Sohn eines Frankfurter Juden. Goethe hat von der Emancipation der Juden mit Verachtung geſprochen."

Vorzüglich waren es die Theaterkritiken, welche in der „Wage" allgemeine Bewunderung erregten. Freilich ſchimmerte dabei die Satyre auf die politiſchen Zuſtände

[1]) Die deutſche Litteratur der Gegenwart. Leipzig 1870 I, 6 f.
[2]) Der Zeitgeiſt und die moderne Litteratur. Leipzig 1838 p. 219 f.

immer ſichtbar durch und es war Börne eben auch nicht einzig um die Theaterkritik zu thun, „Börne ſchoß auf die harmloſen Schauſpieler und Schauſpielerinnen; aber der Pfeil ſaß ganz anderswo im Fleiſch.“ [1]) Er hatte ſicherlich auch ganz andere Abſichten, als ſeinen Witz glänzen zu laſſen, er wählte die Schauſpieler zur Zielſcheibe deſſelben, nicht etwa, weil ſie einen Körper bildeten, auf den man ungeſtraft ſeine Witze fliegen laſſen durfte, ſondern weil in jener Zeit das freie Wort in der Politik ſtrengſtens verpönt, ſich in die Litteratur und Dichtung, ja auf die weltbedeutenden Bretter flüchten mußte, als den einzigen Ort, wo ihr verſteckter Spielraum geboten ward. „Herr Kaintz, Mitglied des Königl. Ständ. Theaters zu Prag, ſtellte den Herzog dar. Wenn die Böhmiſchen Stände keinen beſſeren Redner als Sänger haben, dann ſteht es ſchlecht um ihre Volksvertretung“ (XVI, 217). Sein äſthetiſcher Maßſtab war der des Gemüths und der Ehre, er war aber höher als der einer einſeitigen nationalen Freiheit, von welchem ausgehend ſich der ſpezifiſche Standpunkt Wolfgang Menzels entwickelt hatte. Das Malhonette, Unhonorige war ihm verhaßt; er war aber kein Jacobiner und Terroriſt. Nichts konnte ihn mehr ſchmerzen, als Geſinnung und Talentloſigkeit gepaart zu ſehen. Daher die mit einer ihm ſo eigenen wehmuthsvollen Trauer geſprochenen Worte „Ach ſo ſind die Liberalen!“ Als Kritiker ſtellt er ſich entſchieden auf den Standpunkt des Lebens, nie auf den Katheder, er erklärte die verſchiedenen Individualitäten nach dem Maßſtabe der geſunden Vernunft, nie nach einem beliebigen Schema. „Ich ſetzte die wohlweiſe Per-

[1]) A. Grün, Ludwig Börne (XII, 117).

rücke auf, und ſprach Recht in den wichtigſten hitzigſten Streithändeln der deutſchen Bürger — in Comödien-Sachen. Wie ein Geſchworener urtheilte ich nach Gefühl und Gewiſſen; um die Geſetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte ſie gar nicht. Was Ariſtoteles, Leſſing, Schlegel, Tieck, Müllner und Andere der dramatiſchen Kunſt befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Natur-Kritiker in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube, er hieß Maus — der Gedichte machte, einen Natur-Dichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals ſehr ſchonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoſte ſie. Eine gleiche Nachſicht fand ich auch, wahrſcheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewiſſe bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menſchen ſind gar nicht ſo ſchlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie laſſen jedem gern ſeine Meinung, häßlich oder ſchön, wenn er nur feſt darin ſteckt, wie in ſeiner Haut; verſteckt man ſich aber hinter einer Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauiſch den Vorhang weg, um zu ſehen, wer dahinter iſt . . . Der Kritiker befördert ſo wenig die ſchöne Kunſt, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide ſchrecken nur von Vergehungen ab, beide beſtrafen ſie nur.“ (I, X f.). Als eine unabläſſige Forderung für die kräftige Entwicklung der dramatiſchen Litteratur betrachtete er die politiſche Freiheit. „Die Gebrechen des franzöſiſchen Dramas ſind die ihrer Nationalität; die Gebrechen des deutſchen Dramas zeugen von der Unnationalität der Deutſchen, und das iſt zum verzweifeln, das iſt keine bloße Comödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das außer demſelben den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter

kommt, die Köpfe zuſammenſteckt und geduldig über ſich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresſchluſſe der Geſchichte gar nicht mitgerechnet wird, ja das ſich ſelbſt nicht zählt, wo es ſelbſt die Rechnung macht, — ein ſolches Volk mag recht gut, recht mollig, ganz brauchbar für das Haus ſein; aber es wird kein Drama haben; es wird in jedem fremden Drama nur der Chor ſeyn, der weiſe Betrachtungen anſtellt, es wird nie ſelbſt ein Held ſein. Alle unſere dramatiſchen Dichter, die ſchlechten, die guten und die beſten, haben das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterloſigkeit. Unſer ſtilles, beſcheidenes, verſchämtes Weſen, unſere Tugend hinter dem Ofen und unſere Scheinſchlechtigkeit im öffentlichen Leben, unſere bürgerliche Unwürdigkeit und unſer großes Maul am Schreibtiſche — alles dieſes vereint, ſteht der Entwickelung der dramatiſchen Kunſt mächtig im Wege." (G. S. I, XV f.) Aus ähnlichen Gründen hielt er bibliſche Stoffe beſonders für ſchwache Dramatiker geeignet. „Schwache Dramatiker thun wohl, ſich ſtarke hiſtoriſche Perſonen zum Gegenſtande zu wählen; der Leſer verwechſelt oft die Natur mit der Kunſt, die Geſchichte mit dem Drama, und letzteres müßte ſehr ſchwach ſein, wenn es nicht wenigſtens Galettis Weltgeſchichte gleich käme." (I, 20.) Die Wahrheit lag ihm ſtets näher als der Effect. An die Schauſpieler ſtellte er die ſtrenge Anforderung, daß ſie ihm die Wirklichkeit wiedergeben und uns die Illuſion vergeſſen ließen; ſpäter freilich, als er die Leiſtungen anderer Bühnen kennen zu lernen Gelegenheit gefunden, konnte er häufig die frühere Strenge ſeiner dramaturgiſchen Beurtheilungen nur aufrichtig bereuen. (I, XXVIII f.) Herbe tadelte er die Unnatur, wo und wann er ſie immer finden

mochte. Um ſeine Aufmerkſamkeit allein auf das Spiel richten zu können, und nicht in Gefahr zu gerathen, vom Intereſſe der Fabel derartig beſchäftigt zu werden, daß er darüber Mängel der Darſtellung überſehe, ſuchte er ſich ſtets vor Aufführung des Stückes mit demſelben bekannt zu machen. Vollſtändig unabhängig hatte er keinen Grund und ſcheute er keine Urſache, den einen oder andern zu ſchonen oder zu rühmen. So kam es wohl zu manchen unangenehmen Auftritten zwiſchen dem tyranniſch-gerechten Kadi und den Frankfurter Schauſpielern, die es an Drohungen und Ränken nicht fehlen ließen, um dem ehrlichen Kritiker die Oppoſition zu verleiden. Indes beſaß er den Muth, ſeine oft ſchneidenden Behauptungen voll glänzender und neuer Aperçus und voll natürlichen Witzes gehörig zu unterſtützen. Börne ſelbſt wußte ſpäter einem Freunde von einigen derartigen Luſtſpielſcenen Mittheilung zu machen. „Eines Tages ſaß ich in meiner Loge. Der erſte Act des „Wilhelm Tell“ war eben zu Ende. Da trat einer meiner Freunde zu mir ganz bleich und erſchreckt und ſagte mir haſtig: „Es iſt ein Complott gegen Sie im Werke; man wird Sie heute Abend nach dem Theater auf der Straße überfallen und — durchprügeln. Hr. X. hat geſchworen, Ihnen Arme und Beine entzwei zu ſchlagen. Ich weiß Alles. Bringen Sie ſich in Sicherheit.“ Ich dachte, und, ich glaube, ich antwortete auch: „Ich habe nicht die entfernteſte Luſt, mich mit Hrn. X. und ſeinen Freunden in ein Stiergefecht einzulaſſen, denn die Natur hat mich nicht zum Matador geſchaffen. Gehen wir daher klugerweiſe bei Tage nach Hauſe.“ Mein Freund begleitete mich und kehrte dann zurück. Zu Hauſe aber ärgerte mich die Sache doch. Ich hatte ein

wahres Zucken, den „Tell“ bis zu Ende zu ſehen. Und was ſollte aus meiner „Wage“ werden, wenn man mich ſo ohne Umſtände nach Hauſe ſchicken könne. Aber was war zu machen mit meinen Splitterknöchlein? Da fiel mir zufällig eine gewaltige Piſtole in die Augen, ein Cabinetsſtück, das den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Ich ſteckte die Piſtole in die Bruſttaſche meines Rockes und ging ganz ruhig wieder ins Theater. Vor demſelben ſtanden mehrere Leute, die ich in Verdacht hatte, mit zu den Verſchworenen zu gehören. Ich gab mir einige Mühe, ſie den Kolben meiner Piſtole ſehen zu laſſen. In meiner Loge angekommen, ſetzte ich mich ſo, daß mit Hülfe des Ellenbogens die Piſtole ebenfalls ſich recht breit machte. Abends ging ich dann allein und ungefährdet nach Hauſe. Freilich wußten ſie nicht, daß die Piſtole nicht geladen war und nicht einmal einen Hahn hatte . . . Ein anderes Mal . . . wäre es mir aber doch beinahe ſchlimm gegangen. Trotz meiner Ordre drang eines Morgens der Schauſpieler X., an dem ich, ich weiß nicht mehr welchen Hochverrath begangen hatte, bis in mein Zimmer hinein. Herr X. war wenigſtens nur um einen halben Kopf größer als ich und hatte Schultern wie zwei Börne. „O weh!“ dachte ich, „das nimmt ein ſchlechtes Ende“, denn er ſah gar gefährlich drein, als er ſagte: „Sie ſind der Börne!“ — „Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen“, war meine Antwort. Ich weiß nicht, woher mir augenblicklich die Idee kam, aber ich dachte, wenn er erſt ſitzt, iſt er kleiner als ich und dann will ich ſchon mit ihm fertig werden. Er aber frug von neuem: „Sie ſind der Börne, nicht wahr?“ — „Geniren Sie ſich nicht, mein Herr, nehmen Sie doch gütigſt Platz.“ — „Iſt gar nicht nöthig, Sie

ſind der Börne?“ — „Setzen Sie ſich gefälligſt in dieſen Ruheſtuhl;“ ich ſchob ihm denſelben hin und wirklich ſetzte er ſich endlich. Ich aber hütete mich wohl, mich ebenfalls zu ſetzen, reckte mich im Gegentheile ſo hoch auf, als ich nur konnte, ſah ſtolz von oben auf ihn herab und frug ſo keck als möglich: „Was wünſchen Sie; ja, ich bin der Börne!“ — „Sie haben den geſtrigen Artikel der Wage gegen mich geſchrieben!“ — „Ja, mein Herr! und was nun mehr?“ ſagte ich vielleicht zu keck, denn Hr. X. wollte aufſtehen. Aber ich ließ ihn nicht dazu kommen, ſondern legte ihm freundlich beide Hände auf die Schultern und ſagte: „Bemühen Sie ſich nicht, bleiben Sie gefälligſt ſitzen.“ Er ließ es geſchehen und ich blieb der Größere, der Stärkere. So ging das fünf Minuten fort und ſitzend konnte ſein Zorn nicht zum Ausbruch kommen. „Das Mittel iſt probat, merken Sie ſich's“ — ſagte Börne, ſich lächelnd an uns richtend und fuhr fort — endlich lenkte ich ein und zwar, indem ich ihm vorſtellte: „Wenn Sie wollen, ſo werde ich kein Wort mehr von Ihnen ſagen.“ Das ſchien ihm ebenfalls nicht zu behagen, denn er antwortete: „Nein, Sie ſollen von mir ſprechen, aber mit Gerechtigkeit.“ — „Die ſoll Ihnen werden, wie bis jetzt“ — einer meiner Bekannten, der zufällig ins Zimmer trat, erlöſte endlich Hrn. X. aus ſeiner Sitzung und mich aus meiner Stellung, und ſo ſchieden wir in Freundſchaft. Allein als er zur Thüre hinausging, überlief mich doch ein kleiner Schauer, indem mir ſein dicker Knotenſtock, den ich jetzt erſt recht bemerkte, bleiſchwer in die Gedanken lief.“ [1]) Jede perſön-

[1]) Blätter für lit. Unterhaltung, Nr. 202, vom 20. Juli 1840. Die Richtigkeit eines andern, urſprünglich von Aug. Lewald in den „Memoiren eines Banquiers“ (Geſ. Schrift. XII, 369) erwähnten,

liche Intervention, jeder Versuch einer captatio benevolentiae wurde von ihm sofort veröffentlicht. Am 23. October 1818 berichtet er seinen Lesern aus Anlaß der Aufführung von „Fanchon", einer Oper Himmels: „Da ich soeben des Hrn. Keller erwähnte, so will ich meinen Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Mal verfehlt hatte. Die Meinungen sind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen, mich zu bitten, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun seine Absicht gewesen sein mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht meinem Urtheile über ihre Darstellungen eine gewisse Richtung zu geben, mich besuchen zu kommen. Sie mögen sich hierin das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, obzwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Ansicht Einfluß zu erlangen, und sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend sein, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen,

und von dort in die „Mitternachtsztg. f. g. St., Nr. 36, vom 3. März 1837 sowie in den „Neuen Necrolog XV, 221" übergegangenen Attentates des Schauspielers Heigel hat Gutzkow (p. 304 f.) in entschiedene Abrede gestellt. Indes scheint vielleicht dieser Berichtigung Gutzkows der in Börnes Schriften (XI, 319) enthaltene Passus, sowie die Mittheilung aus dem „Telegr. f. Dtschld., Nr. 4, 1840", zu widersprechen, demzufolge die Kritik der „Emilia Galotti" (II, 9 f.) Anlaß zu einem Rencontre gegeben hat.

die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen." (XVI, 244 f.) Am 27. October bei der Kritik der „Kreuzfahrer", Schauspiels von Kotzebue: „Madame Keller von Hannover spielt die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erwähnt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urtheilen, so thue ich es hiermit." (XVI, 246.) Am 31. October 1818 nach einer Aufführung des Dramas von Körner: „Hedwig, die Banditenbraut": „Madame Keller von Hannover spielte die Hedwig. Ich schone sie noch einmal." (XVI, 247.) Eine kleine Fehde mit dem Schauspieler Urspruch gab damals Veranlassung zu einem interessanten Briefwechsel. Im zweiten Hefte des ersten Bandes der „Wage" bei Gelegenheit des Iffland'schen Stückes „Elise von Valberg", sagte Börne: „Herr Urspruch, Hofjunker v. Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen als auf der Bühne." [1]) — Herr Urspruch fand diesen Passus so auf die Schrauben gestellt, daß er seinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt fühlte. Er forderte Börne auf, sich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweisende, doch kühle Antwort gab, wiederholte er sein Verlangen in einem Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replicirte im dritten Hefte der „Wage" mit dem humoristischen Aufsatze „Der Mitarbeiter wider Willen." (XVII, 209—216.) Von den Schauspielern übertrug er seine Kritik zuweilen auf die Direktion. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoire: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer,

[1]) Dieser Passus ist in allen Gesammtausgaben gestrichen, z. B. I, 36—39.

derſelbe abgeſchmacktere Spaß. Es iſt nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß mich die Vorſtellungen auf unſerer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Bruſt beklommen iſt, wenn ich an den Theaterabenden dieſe fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe." Ueber die ungenügende techniſche Darſtellung und Regie klagt er ebenfalls. Am 5. Juli 1818: „Wer Kants oder eines Anderen phyſiſche Geographie beſitzt, den bitte ich dringend nachzuleſen, ob es wirklich auf Domingo zugleich Tag und Nacht ſei — die Sache wäre äußerſt merkwürdig. Wenigſtens war es im Schlafzimmer des Guſtav von Ried der Fall geweſen; dort fiel durch das eine Fenſter grauſe, finſtere Nacht, und durch das andere der hellſte, freundlichſte Sonnenſchein. Die Handlung ſpielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes." (XVI, 213 f.) Am 27. Juli 1818: „Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei faſt nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrſcheinlich, um akuſtiſch darzuthun, wie einſtimmig das Volk in ſeiner Freude ſei." (XVI, 218 f.) Am 25. Juni 1819: „Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphſchachtel ſähe, worin Licinius herbeigeſchoben wird. Welch' ein dünnes Kriegsvolk, welch' eine wandelnde Trödelbude, welche Scenerie, welch' eine ſchäbige Buchbinderarbeit? Es iſt zum Erſtaunen, wie man ſich an alles gewöhnen kann!" (I, 35.)

Mit dem regſten Eifer wandte ſich der Zorn Börnes gegen die damals auf der Bühne herrſchende Schickſalstragödie und deren Hauptvertreter Houwald: „Was ſie unter Schickſal verſtehen," ſagte er gelegentlich einer

ſolchen Beurtheilung, „habe ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt das Schickſal untragiſch; oder es iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, dann iſt es unchriſtlich. Euer Schickſal iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebären.“ Seine Analyſen ſolcher Dramen gelten bis heute als Meiſterſtücke. Zu den berühmteſten Kritiken Börnes gehörten jedoch die erſt ein volles Decennium ſpäter entworfenen Beſprechungen des „Hamlet“ und des „Wilhelm Tell.“ „Das hat mir viele Mühe gemacht. Ich habe tief graben müſſen,“ ſagte Börne, und ſtrömte wie immer in Bewunderung Shakespeares über, den er Gott ähnlich pries, dem nichts verborgen, der Alles kenne, das Tiefſte und Höchſte, vor dem in der Natur und der menſchlichen Seele kein Geheimniß unergründet bleibe; er ſchloß mit den bezeichnenden Worten: „Die Welt ſtaunt Shakespeares Wunderwerke an. Warum? Iſt es denn ſo viel? Man braucht nur Genie zu haben, das Andere iſt leicht. Shakespeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, ſproßt, wächſt empor, bringt Blätter und Blüthen, und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht ſie. Er hat ſich um nichts bekümmert, Luft und Sonne ſeines Geiſtes haben alles gethan, und die Art iſt ſich treu geblieben. Aber den Hamlet ſtaune ich an. Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachſehen, ihn nicht zurechtweiſen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergeſſen! Immer daran zu denken, daß man an nichts

zu denken habe! Ihn nichts und Alles ſein zu laſſen! Ihn immer handeln und nichts thun laſſen, immer ſich bewegen und nie fortkommen zu laſſen! Ihn immer ſich als Kreiſel drehen zu laſſen, ohne daß er ausweiche! Das war ſchwer. Und Shakespeare iſt ein Britte! Hätte ein Deutſcher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern! Ein Deutſcher brauchte nur eine ſchöne leſerliche Hand dazu. Er ſchreibt ſich ab, und Hamlet iſt fertig.“ [1]) (II. 198.) Das Schiller'ſche Drama iſt zwar auch ihm eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben; doch wären die Fehler des Gedichtes die Tugenden des Dichters. „Aus Schillers liebevollem, weltumfluthenden Herzen entſprang Tells beſchränktes häusliche Gemüth und ſeine kleine enge That.“ Tell erſcheint ihm nicht als der Freiheitsheld, ſondern ein ehrſamer Philiſter und — feiger Meuchelmörder. „Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein großer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen, im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge, iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis

[1]) Vergl. Jahrbuch der deutſchen Shakespeare-Geſellſchaft XVI, 274 ff.

ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landesleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie freilich ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmärchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der ſelbſt, unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm und furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen, und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt mit edlem Trotze eine ſchöne That zu thun . . . . . Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an eine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden . . . . . Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden . . . Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, ſo rechtlich ſtattfinden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den

Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.“ (II, 54 f.)

Im Uebrigen war Börne beſonnen genug, ſelbſt die Vielſeitigkeit des Kotzebue'ſchen Talents anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bitterſten Lauge übergoß, wenn ſich der durchtriebene Kenner der Bühne, der deutſche Scribe, herausnahm, von uns für ſeine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit Kotzebues erhaben werden will, war ſie auch ihm unerträglich (I, 64 f.). Ueber die „Spieler“ von Iffland heißt es: „Die Spielſucht auf die Bühne bringen? Man könnte ebenſo gut die Schwindſucht dramatiſiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, da der junge Menſch nach einem Walzer ein Glas kalten Waſſers trinkt, bis er ſeinen Geiſt aufgiebt. Sagt mir, Ihr lieben Leute, wie ertragt Ihr es nur, auf der Bühne alle den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darſtellen zu ſehen, die Ihr in Eurem Hauſe ſo viel natürlicher habt? Kein Geld, Schulden, nichts zu frühzuſtücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — ſind dieſes ſo ſeltene Erſcheinungen, daß man deren Anblick erſt erkaufen muß? Auf der Bühne ſoll der Menſch eine Stufe höher ſtehen, als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer ſpielten Fabeln und Göttergeſchichten darauf; wir, die weniger ſind, haben nicht nöthig, ſo hoch zu ſteigen; wir brauchen nur die wirklichen Menſchen der alten Völker darzuſtellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts

Großes erfahren, und denen das furchtbare Schickſal, höchſtens unter der Geſtalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erſcheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unſerer Leidenſchaften auf die Bühne kommen. Alſo doch Leidenſchaften? . . . . ja, aber Spielen iſt nur eine Schwäche. Was iſt der Menſchheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde ſei oder nicht? Was kann daraus Großes entſtehen? Oder meint Ihr, die Bühne ſoll eine Sittenſchule ſein? Erwachſenen iſt nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig, ins Schauſpiel zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielſucht ſtürze? — —" (I, 31 f.). Von Raupachs Talent, das ſich damals erſt entwickelte, hatte Börne kein ſchmeichelhaftes Vorgefühl; ſein Trauerſpiel „Iſidor und Olga" unterzog er einer ätzenden Kritik (I, 1—12). Mit warmer Anerkennung ſprach er von Immermann's „Trauerſpiel in Tirol", obzwar ihn auch an dieſer Dichtung vieles ſtörte, um nur zu einigem Vollgenuſſe zu gelangen (I, 179—210). Ein gleiches Schickſal widerfuhr Immermanns „Cardenio und Celinde" (I, 135—147) und dem „Correggio" von Oehlenſchläger (I, 103—105). Von Immermann heißt es u. A.: „Wir ſind ſo ungewohnt, bei den dramatiſchen Dichtern unſerer Tage Fülle der Geſundheit, Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über dieſe ſchönen Gaben, wo ſie ja einmal uns überraſcht, uns zur Nachſicht ſtimmt, und wir der Fülle die Ungemeſſenheit, dem Muthe den Uebermuth und der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihen. Der Dichter . . . hat ſich als ein ſolcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbeſſern werde. Beſonnen-

heit gibt die Zeit, Begeiſterung der Herr der Zeit; die eine iſt Lohn, die andere Geſchenk. Wem aber der Himmel ſich gnädig zeigte, dem ſoll auch der Menſch gewogen ſein, und er ſoll nicht murren, daß dem Schlafendem geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen . . ., ſo geſchieht es nur, um zu zeigen, wie groß die Nachſicht ſei, die dem Dichter gebührt und wie viele Schulden ſeine gütige Natur für ihn bezahlt.“ Vom „Corregio“ ſchreibt Börne: „Konnte der Verfaſſer dieſer herrlichen Dichtung für ſein eignes Werk ſo wenig Liebe haben, daß deſſen Darſtellung auf der Bühne ſein Wunſch und ſeine Veranſtaltung ſollte geweſen ſein? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff ſinnlos waltender Menſchen. Correggio iſt ein didaktiſches Gedicht und die Lehren, die es enthält, ſollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche ſie geben, nach ihren eigenen Vorſchriften ſich bewegend, vor unſern Augen erſcheinen. Es iſt nichts Aeußerliches hierbei, als das Wechſelwirken zwiſchen Kunſt und Künſtler, welches aber dennoch nur eine, dem innern Auge ſichtbare Thätigkeit iſt, und ganz außer dem Kreiſe ſinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunſt geſagt, und auch das Bekannte iſt uns in ſeiner neuen und gefälligen Form höchſt willkommen. Allein alles, was hier der Dichter unſerem Herzen und Geiſte darbot, können wir nur leſend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das ſceniſche Geräuſch ſtört unbehaglich des Künſtlers Still-Leben und der Blüthenſtaub der Kunſt wird durch das täppiſche Erfaſſen der handfeſten Komödienfreunde leicht verwiſcht.“ Höher ſtellte er Heinrich von Kleiſt und deſſen „Käthchen

von Heilbronn.“ „Dieſes Schauſpiel iſt ein Edelſtein, nicht unwerth, an der Krone des brittiſchen Dichterkönigs zu glänzen . . . . . Fürwahr, es iſt Mark darin, und Geiſt und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und beſonnen waltet, führt uns ein lockender Weg mit abwechſelndem Reize bald zwiſchen lieblichen Winden, blumigen Auen und beſonnten Feldern, bald zwiſchen ſtürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildniſſen und Wäldern voll Sturm und Brauſen. Gleich anmuthig iſt Wanderung und Zeit. Warum haben die tückiſchen Parzen dieſes blühende Dichterhaupt ſo frühe in das Grab gebeugt?“ (I, 119 f.) Dieſer glühenden Apotheoſe des dichteriſchen Talentes H. von Kleiſt reihen ſich würdig an jene anderen Aeußerungen der innigſten Sympathie und des beinahe uneingeſchränkten Lobes, mit denen er das Auftreten der jungfräulich ſchönen und holden Muſe (I, XX) Franz Grillparzers feierte. Schon in der „Ahnfrau“ (I, 24—31) glaubte er die erſten Spuren einer echten dichteriſchen Schöpfungskraft entdeckt zu haben, welche Vermuthung er zu ſeiner wahren Herzensfreude in der „Sappho“ (II, 96 f.) und im „Traum ein Leben“ (XVII, 247 f.) beſtätigt fand. „Soll . . . . . ich ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nichts für Herz und Phantaſie. Zier-

liche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragee bestecken — aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter . . . Grillparzers Dichtungen gleichen weder tauben Blüthen, die spurlos vorüberwelken, noch dem ungeschmückten Herbste deutschen Obstes. Sie sind wie die Gewächse des südlichen Himmels, die Blüthe und Frucht auf einem Zweige tragen." [1]) Solche interessante Ausführungen mögen es um so mehr bedauern lassen, daß dem gewissenhaften Dramaturgen in Folge der mehrerwähnten Hetzereien bald die Lust verging. Die Hefte der Wage verspäteten sich Monde und Jahre lang und die beiden letzten ließen das Theater ganz bei Seite liegen.[2])

Der ruhmvolle Name, welchen sich Börne schon durch die ersten Hefte der „Wage" erworben hatte, bestimmte den Frankfurter Buchhändler Johann Friedrich Wenner

[1]) Wenig werden an diesem Faktum jene herben Worte Börnes über das „goldene Vließ" ändern (N. S. III, 28 f.); auffallend genug ist hingegen die wohlwollende Anerkennung des Dramatikers Müllner. (Vgl. Wage II, 1, p. 21.)

[2]) Ursprünglich unterließ Börne im vierten Hefte des II. Bandes der „Wage" die dramaturg. Kritik mit der beschwichtigenden Erklärung: „Die Frankfurter Dramaturgie fand in diesem Hefte keinen Raum, sie wird im nächsten nachgeholt werden." Er ist jedoch diesem Versprechen im 5. Hefte nicht nachgekommen. Daß das unregelmäßige Erscheinen der „Wage" frühzeitig auch sonst nicht ohne gewisse Recriminationen und Reclamationen von Seiten der Abonnenten geblieben ist, könnten vielleicht einige in der Beilage zur „Zeit. d. fr. St. Frankfurt vom 15. u. 19. Januar 1819" erschienene Privatbekanntmachungen Börnes beweisen. (Vgl. Belli-Gontard Leben in Frankf. X, 102.)

(geb. 27. Januar 1772, geſt. 5. Juni 1835) ihm die Redaction des ſehr zurückgekommenen „Staatsriſtrettos“, das unter dem Titel einer „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ erſcheinen ſollte, zu übertragen. Aus dieſem Unternehmen entſpannen ſich nun jene mehrmonatlichen Guerillakriege mit der von einem früheren Collegen, dem ehemaligen General-Secretär der fürſtlich Primatiſchen Ober-Polizeidirection, Johann Joſeph Severus geleiteten Cenſur, deren eingehender, wenn auch nicht vollſtändiger Hiſtoriograph Börne ſelbſt in ſeinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur“ (IV, 182—242) geworden iſt. „Launenhafter, einſichtsloſer“, ſchrieb er, „wird wohl in ganz Deutſchland keine Zenſur verwaltet als die hieſige. Ihre Strenge hat mich nie ſo erbittert als es ihre Nachſicht that, weil ſich aus dieſer ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel geſtrichen, die in den Reſidenzen der Regierungen oder Fürſten, von denen ſie handelten, ſelbſt gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Iſt es nicht die billigſte Forderung von Preßfreiheit, daß ſie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen ſprechen, in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden dürfte ... Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen . . .“

Allein eine ſolche Cenſur, wie ſehr ſie auch dem durch ſie betroffenen Litteraten weiter nichts einbrachte, als Nachtwachen und Geldſtrafen, ſowie etwa noch die Nothwendig-

keit, in Feinheiten des Stiles, diplomatiſchen Unbeſtimmtheiten, graziöſen Zweideutigkeiten das Spiel der Katze mit dem Brei zu ſpielen, ſcheint trotz aller Willkür und Strenge nichts weniger als allgemeine Billigung gefunden zu haben. Die drei folgenden Schreiben dürften in ihrer lakoniſchen Kürze ohne jeglichen Commentar dieſes Factum am beſten zu illuſtriren im Stande ſein:

Hochwohlgebohrner Herr

Ew. Hochwohlgebohrn ſchätzbarſtes Schreiben vom 30. vorigen Monates ließ mich eine baldige Erledigung der Beſchwerde hoffen, welche ich aus a. h. Auftrage S. M. des Kaiſers meines Herrn gegen die Cenſur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt ſchon unterm 19. Mai erhoben habe. Indeßen iſt mir nichts weiter hierüber zugekommen. Dem älteren Herrn Bürgermeiſter habe ich ſeiner Zeit durch vertrauliche Vorweiſung meiner Inſtruktionen dargethan, daß Se. Majeſtät Perſönlich den höchſten Unwillen über jenen Vorfall geäußert und mir den gemeßenſten Befehl ertheilt haben, dieſer Beſchwerde die vollſtändigſte Folge zu geben, daß ich insbeſondere die Beſchleunigung der Beſtrafung zu verlangen und keinen Vorwand irgend einer Entſchuldigung anzunehmen habe.

Meine Note habe ich am 19. Mai abgegeben; — ſeitdem ſind 3 Wochen verfloßen in einer Sache, die — wenn ſie mit Beachtung der Sr. Majeſtät gebührenden Verehrung behandelt wird, keine 8 Tage zur gänzlichen Erledigung bedarf; — ich habe mit den in der Zwiſchenzeit abgegangenen 3 Courieren jedesmal Entſchuldigungen vorgebracht und zulezt Ew. Hochwohlgebohrn gefälliges Schreiben nach Neapel eingeſendet.

Morgen Abends geht der 4te Courier — was ſoll ich durch dieſen melden? Ich bitte Ew. Hochwohlgebohrn

mich in den Standt zu ſetzen mit Erfüllung meiner Dienſtpflicht meinem allh. Hofe auch die erneuerte Beſtätigung anzeigen zu können, daß der h. Senat den Vorfall mißbilligt, beſtraft und auf ſolche Art dem Verlangen des Monarchen entſprochen hat, der mit Recht fordert, in jedem Bundesſtaate geehrt zu werden und der nicht ohne Anſprüche auf den Dank der freien Stadt Frankfurt für ſo manche freundſchaftl. Rückſichten iſt.

Mit vollkommenſter Hochachtung beharrend

Ew. Hochwohlgebohrn

gehſr Dr

Frankfurt 10. Juni 1819. Frhr v. Handel.

Francfort 11 Juni 1819

Aus wahrer Hochachtung und Zutrauen gegen Ew. Hochwohlgebohrn und aus Liebe zu der Stadt Francfurt erlaube ich mir eine Bitte an Sie.

Schon **vor 3 Wochen** führte ich Beſchwerde gegen die Cenſur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt. Die Verehrung, die ich gegen meinen Monarchen mit Recht anſpreche, hätte eine **ſchleunige** Erledigung erheiſcht — ich bekam nicht einmal binnen 4 Wochen eine Antwort!

Geſtern Morgens erinnerte ich die Sache dringend bei dem jüngern Herrn Bürgermeiſter, der mich aber auch im Laufe des ganzen Tages nicht einmal einer Antwort würdigte. Ich muß nun einſchreiten; — heute Nachts geht mein Courier nach Italien; — der Kaiſer hat perſönlich dieſe Sache hoch aufgenommen — Ich will alſo heute durch anliegende Note dem Senat eine Erinnerung machen — die Abſchrift davon ſchicke ich an meinen Hof; können mir Ew. Hochwohlgebohrn aber eine befriedigende Erledigung noch heute zuſichern, ſo unterlaße ich es; — im Gegentheile muß ich 1.) dieſe

Note übergeben und 2.) dem h. h. Hofe anzeigen, daß man mir binnen mehr als 3 Wochen in einer dem Kaiſer perſönlichen Injurien-Sache weder **geantwortet** noch weniger dem Kaiſer Satisfaction gegeben hat. Die Folgen laſten dann auf jenen, die ſich ſolche unverantwortliche Zögerung zu Schulden kommen ließen!

Welch erbärmliche Zeiten, wo es einem Senate an Muth fehlt, elende Scribler und Calumnianten oder Cenſoren beim Kopfe zu nehmen? Was wird man in einem Kabinete, das Ruhe und innern Frieden ernſtlich zu erhalten wünſcht, von einer ſolchen Regierung halten, die es nicht wagt, in den erſten 24 Stunden nach erwieſenem und vorliegendem Thatbeſtande den Schuldigen zu ſtrafen?

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Freundſchaft

Ew. Hochwohlgebohrn

Ich bitte um Remißion der Anlage.

gehorſamer Dr Handel.

Hochwohlgebohrner Herr Bürgermeiſter;

Ew. Hochwohlgebohrn erlauben mir gütigſt die Anfrage, ob die Verleger der Zeitung der freien Stadt Frankfurt dem Befehle des h. e. Senats vom 12. laufenden Monates entſprochen und nach nunmehr abgeloffener 8 Tägiger Friſt einen andern Redacteur angenommen haben oder nicht? Deßgleichen ob Boerne gegen den Policeygerichtlichen Beſcheid Berufung eingelegt oder binnen der bereits verſtrichenen Friſt den auferlegten Beweiß geführt habe?

Mit der vollkomenſten Hochachtung beharrend;

Ew. Hochwohlgebohrn

Frankfurt
den 24. Juni 1819.

gehorſamſter Diener
Fhr. v. Handel.

Mit Bezug auf jene Note ſcheint nun von Seiten des Adreſſaten folgende „Antwort" erfloſſen zu ſein:

Hochwohlgeb. Freiherr!

Auf Ew Hochwohlgeb. verehrte Zuſchrift vom geſtrigen, gebe ich mir die Ehre zu erwiedern, daß Dr. Börne gegen den ihn eventualiter zu einem 14tägigen Arreſt auf der Polizeiwache condemnirenden Beſcheid innerhalb der 10tägigen Nothfriſt, das Rechtsmittel der Berufung an das hieſige A. G. eingelegt habe, welchem man nach den dahier beſtehenden Geſezzen den rechtlichen Lauf laßen müßen. Was ſodann die Zweite in EH verehrten Zuſchrift enthaltene Frage betrifft, ſo habe die Verleger der Z. d. f. StdtFrfrt vor Ablauf des ihnen hierzu vorberaumten 8tggen Termins um eine Friſt Erſtreckg bis zu Ende l. M. Juni gebeten, welche ihnen jedoch nur auf 8 Tage vergönnt worden. In dieſer Friſt haben ſie einen neuen Redacteur benannt, welcher mit übermorgen die Redaction übernehmen ſoll. Ob derſelbe vom Senat überhaupt oder unter Bedingungen angenommen wird, darüber kann ich Ew Hochwl heute noch keine beſtimmte Antwort ertheilen. Mit der vollkomenſten Hochachtung beharrd ꝛc.

Frfrt d. 25. Juny. 1819.

Und damit ſtimmt das von Börne ſelbſt veröffentlichte „Erkenntniß des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Uebertretung der Cenſurvorſchriften und weil er den ihm aufgelegten Beweis ſeiner Unſchuld nicht führen konnte, zu 14tägiger Einſperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurtheilt wurde (XVI, 155 f.), ſowie die herben Worte vom 1. Juli 1819: „Sechs Monate lang habe ich die ſogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt

(man ſieht, daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe), theils geſchrieben, theils abgeſchrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geſchlagen, und mir die Fortſetzung jenes Blattes unterſagt. Nehmlich, nicht die Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe wohlverdiente Strafe wurde mir auferlegt, erſtens: weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und zweitens: weil ich dem gemeinen Weſen jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt." (IV, 34 f.)

Ein gleiches Schickſal wie die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" ereilte auch die im Verlage bei Ferdinand Hauch in Offenbach a. M. vom 3. Juli bis 9. Oct. 1819 (Nr. 53 bis Nr. 81) geleitete Wochenſchrift „Zeitſchwingen." Ihre Ziele gab Börne ſelbſt wieder in der „Ankündigung" (IV, 33 f.) an: „Der Herr Verleger dieſer Blätter, ein erfahrener Mann, lachte ſehr, da ich traurig und beſorgt wegen der verſprochenen Ankündigung der Zeitſchwingen, die voller Anpreiſungen ihrer künftigen guten Eigenſchaften ſein mußte, vor ihm erſchien. Weiß es nicht Jedermann, ſagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber ſchmieriges? So wahr es auch iſt, daß dieſe Blätter einem dringenden Bedürfniſſe unſerer Zeit abgeholfen, und ein großes Loch in der Litteratur ausgefüllt haben, wer glaubt es mir, wenn ich es verſichere? Jener aber meinte, die Deutſchen wären es noch lange nicht müde, an Verſprechen zu glauben, und ſie hätten dafür ſchon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich ſolle darum ganz kühn verſichern, die Zeit-

schwingen würden sich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Litteratur und Kunst würden auf das Anmuthigste abgehandelt und Alles auf das Gründlichste besprochen werden." Die Zeitschwingen erfreuten sich auch wirklich eines großen Lesepublikums. Die darin erschienenen und theilweise bereits angezogenen Aufsätze wie „Oken" (XVI, 162—165) „Noch etwas über Oken" (XVI, 165—167), „Für die Juden" (IV, 172—181; XVI, 172—184), „Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt" (III, 148—162) erregten allgemeines Aufsehen; andere wie „Ueber Etwas, das mich betrifft" (XVI, 155—161) und „Der kleine Hamann" (XVII, 180—188) zum Mindesten locales Interesse. Allein schon nach drei Monden nahm er mit einem elegischen Schwanengesang: „Der Herausgeber an seine Leser" (XVI, 195—196) feierlichen Abschied: „Von heute an erscheinen die Zeitschwingen unter Censur. Wo die Freiheit Allen verloren ging, da gewährt die Gleichheit Trost! Das haben wir schon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorsehung bewundern! Um unsere herumirrenden, sich oft feindlich begegnenden Wünsche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab sie uns gemeinschaftliche Trauer. — Meine Leser dürfen es mir glauben, — einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß sie so weit von Schmeichelei als von Furcht abstehe — wenn ich sie versichere, daß die von der Großherzoglich-Hessischen Regierung wegen der Censur der Zeitschwingen erlassene Weisung, in den Ausdrücken der möglichsten Schonung abgefaßt. Die Worte, womit Schillers Braut von Messina beginnt, könnten ihr zur Ueberschrift dienen. Das Urtheil über inländische Angelegenheiten ist mir frei gegeben. In der Wahl zwischen

Verurtheilung und Beurtheilung werden gewiß mehrere deutsche Staaten die letzte vorziehen. Lebt wohl Leser, auf Wiedersehen!"

Wenige Tage nach jener Ankündigung trat Börne eine heitere Rheinreise an, welcher wir die köstlichen Rheinbriefe[1]) an Madame Wohl verdanken. Es ist hier vielleicht der Ort, des Verhältnisses zu einer Frau zu gedenken, die von so nachhaltigem Einflusse auf Börnes ganzes weitere Leben und Wirken wurde, daß er von ihr als der „Brodherrin seiner Seele" (N. S. I, 174) nicht umhin konnte zu bekennen: „ . . . . . Alles, was ich denke und fühle, ist in meinem Geiste und Herzen doch immer an Sie gerichtet und an meinen Briefen habe ich nichts als die Adresse zu schreiben . . . . ." (N. S. I, 311 f.) Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne bei einem Spaziergange auf der Friedberger Chaussée in Gesellschaft der Familie A. S. Ochs, der Schwiegereltern seines Freundes Dr. S. F. Stiebel, Madame Jeanette Wohl (geb. 16. October 1783, gest. 27. November 1861) kennen lernte; sie war die geschiedene Frau eines Herrn Leopold Heinrich Otten (früher Oppenheimer, geb. 4. März 1784, gest. 16. Mai 1829), eines Mannes, der kein Verständniß für die Ansichten seiner feingebildeten Gattin hatte. Kein Wunder, daß der leidenschaftliche Börne von dem Zauber dieses weiblichen Gemüthes sich so mächtig angezogen fühlte, während Madame Wohl eine innige Zuneigung zu dem gelehrten liebenswürdigen und geist-

[1]) N. S. I, 1 ff. Einige Rheinbriefe sind von Börne selbst fragmentarisch u. d. T. „Aus meinem rheinischen Wanderbuche" veröffentlicht worden in Nr. 242—244 des „Morgenbl. f. g. Stände" vom 9.—11. Octbr. 1822.

vollen Manne faßte. Eine Ehe, die vielleicht Beide glücklich gemacht und Börnes Lebenstage bedeutend verlängert hätte, verhinderte bei Lebzeiten der orthodoxen Mutter der Madame Wohl[1]) ihre verschiedene Confession, sowie nach deren Ableben die damals schon sehr leidende Gesundheit Börnes. Madame Wohl verheirathete sich später (7. Oct. 1832) mit Herrn Salomon Strauß, einem ebenso eifrigen Freunde als Verehrer Börnes, in dessen Hause Börne auch seine Lebenstage beschloß. „Ich lernte Madame Strauß" — so erzählt Ludwig Kalisch a. a. O. — „im Jahre 1849 kennen . . . Ich muß gestehen, daß mein erster Besuch bei ihr mich etwas enttäuschte. Ich hatte mir eine von Geist sprudelnde Dame vorgestellt, deren Unterhaltung wie ein Raketenfeuer prasseln würde, ich sah aber nur eine Frau, die im Gespräch mehr sich als Andere belehren wollte und die in ihren Bemerkungen eine sehr warme Empfindung, doch nichts weniger als einen lebhaften Geist verrieth . . . . Börne war der Ausgangspunkt, war der Zielpunkt aller ihrer Gespräche. Sie bezog Alles auf ihn, sie leitete Alles von ihm ab. Sie lebte nur in der Erinnerung an ihn, und diese Erinnerung ließ sie das Leben ertragen . . . Unbegrenztes Wohlwollen war der Hauptzug ihres Charakters und bekundete sich in Allem, was sie sprach . . . Ihre Stimme hatte etwas Sympathisches. Man hörte gern zu, wenn sie sprach, und war überzeugt, daß ihr die Worte aus dem Herzen kamen . . . Frau

[1]) Laut dem „Sterbe-Register der israelitischen Gemeinde zu Frankf. a. M." (1808—1856): Wolf, Frau Merle, des verstorbenen Handelsmannes Wolf David Wohl nachgelassene Wittib geborene Schwab, starb Dienstag, den 25. Juny 1839, Nachts um 10 Uhr, alt 79 Jahre, 8 Monate."

Strauß war nicht nur sehr wohlwollend, sie war auch sehr wohlthätig . . . Das Publikum kennt von dem Briefwechsel Börnes mit der Frau Strauß nur seine Briefe, nicht die ihrigen. Sie hat auch niemals ihren Freunden eine von ihr geschriebene Zeile mitgetheilt. Ich glaube indessen, daß sie auf Börne mehr durch die seltenen Vorzüge ihres Herzens als durch ihre geistigen Eigenschaften gewirkt habe." [1])

Bekanntlich hat H. Heine kein Bedenken getragen, dieses reine, ernste, tadellose Verhältniß gegenseitiger Verehrung und geistiger Unterstützung als eine rein sinnliche Passion zu schmähen . . . Freunde und Gegner des Dichters sind gewöhnt, sich gegenseitig die Schuld des in Folge späterer Mißhelligkeiten entstandenen Buches „Heinrich Heine über Ludwig Börne" [2]) beizumessen, jener Schrift, welche einer zeitgenössischen, sonst sehr leidenschaftslosen Kritik zu Folge „den Grabstein H. Heines

---

[1]) Durch diesen Bericht eines Augenzeugen, welcher übrigens noch eine Bestätigung aus dem Munde der Frau H. Herz (Fürst, p. 192) erhalten hat, dürfte die dichterisch phantasievolle Apotheose der Madame Wohl in den bekannten „Erinnerungen an H. Heine" von A. Meißner (p. 86 f.) auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Man sieht aber daraus, welche Hochachtung und Scheu die Freundin Börnes selbst dem blindesten Enthusiasten und Bewunderer Heines durch ihr seelenvolles Gebahren einzuflößen wußte. Vgl. „J. Wohl, die Freundin Börnes", von C. Kühn in Nr. 1909 u. 1911 der „W. A. Ztg." vom 24. u. 26. Juni 1885. Eine eingehende und würdige Besprechung ist Mad. J. Wohl vor kurzer Zeit von Seiten ihres Neffen, Dr. Schnapper-Arndt, in Westermanns Monatsheften XXXI, 367, p. 46—58, zu Theil geworden.

[2]) Hamburg 1840, 8°. 376 S. In den späteren Ausgaben sind einem Wunsche und Versprechen H. Heines gemäß sämmtliche besonders anzüglichen Stellen eliminirt worden. (Vgl. H. Heines s. W. XXII, 69 f.)

bildet, unter den er sich selbst muthwillig und bei lebendigem Leib begraben hat mit seinem Talente, seinem Namen und seiner Reputation." [1]) Dem unbefangenen Beobachter wird jedoch, sobald er von den rein persönlichen Momenten absieht, jenes wie aus Marmor gemeißelte Buch mit F. G. Kühne [2]) nur aufzeigen können, wie viel das Talent am Charakter zu zerbröckeln im Stande ist. Es kann an diesem alle Grenzen seines Wesens aufdecken; ihn innerhalb seines angeborenen Instincts gefangen nehmen und seine Endschaft nachweisen; aber es kann ihm nicht nehmen, was innerhalb seiner selbst ihn dauernd macht in der wetterwendischen Laune der Zeiten; die harmlose Zuversicht eines reinen Willens, die felsenfeste Treue seines Instincts, die kindliche Unbescholtenheit seines ganzen Naturells. „Börne und Heine," sagte schon vor Decennien K. Gutzkow in einem Feuilleton des von ihm geleiteten Litteraturblattes zum Duller'schen „Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland" vom 27. Juni 1835 [3]), „beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Uebermüthiger. Börne rettet das Uebrige, während er Eines aufgeben muß; Heine wirft Alles hin, erkrankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und gibt den Menschen auf. Heine klammert sich an den Menschen und scheidet sich von Gott. Börne

[1]) Repertorium der gesammten deutschen Litteratur. Hsg. v. E. G. Gersdorf, XXV, 181 f.

[2]) Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 297 vom 23. Octbr. 1844.

[3]) Z. gr. Th. wieder abgedruckt in K. Gutzkow, „Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur," Stuttgart 1836, I, 89 f.

will die moraliſche und religiöſe Weltordnung cultiviren, bis wir in andern politiſchen Verhältniſſen ſind. Heine will, ehe wir nicht zu demſelben Ziele ſind, auch Alles Uebrige preisgeben. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen ſoll man nur: Wer iſt mäßiger? Auch das nicht. Wer iſt muthiger? Noch weniger dies! Wer iſt unglücklicher? Sie ſind es beide in gleichem Grade; nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß der Eine ſeiner Sache nützlicher iſt, als der Andere. Börne, dem der deutſche Adler an der Leber frißt, iſt kein Prometheus. Heine iſt es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu ſeinem Ziele kommen zu können, wie Heine; denn Börne läßt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Das iſt der Unterſchied: Börne hat nur Einen, Heine hat ſie Alle gegen ſich, Börne leidet an einer Einſeitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige, Heine rächt ſich gleichſam an den Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will . . . .“ Im Uebrigen dürfte H. Heine ſelbſt dieſen Streit durch das folgende Geſtändniß,[1]) einer Erklärung voll innerer Wahrheit und pſychologiſcher Schärfe endgiltig entſchieden haben: „Börne war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Menſch, ſo das, was der Franzoſe un chien hargneux nennt. Seine „Briefe“ mag ich nicht leſen, Galle iſt kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geſchrieben, iſt wahr, deſſen ungeachtet, geſtehe ich, daß ich es nicht

[1]) Alfred Meißner, Erinnerungen p. 79 f.; auch „Geſchichte meines Lebens“ II, 138 f.

geſchrieben haben wünſchte, oder es gern wieder zurücknähme. Es iſt immer eine bedenkliche Sache, eine gehäſſige Wahrheit gegen einen Autor auszuſprechen, der einen großen Leſekreis und ein Heer von Anhängern beſitzt. Man kämpft da nicht allein gegen dieſe oder jene Zeile ſeines Buches, man tadelt dann nicht allein dieſe oder jene Unart ſeines Charakters, ſondern man greift zugleich damit das ganze Heer ſeiner Freunde an, und fühlt ſich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttauſend Beſitzer ſeiner Werke ins Treffen vor. Goethe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete ſich wohl, irgend eins auszuſprechen, um nicht die Begeiſterung einer ganzen Zeit gegen ſich zu kehren . . . Mein Leben war ſchön, ich war der Lieblingspoet der Deutſchen geworden und wurde ſogar gekrönt wie ein deutſcher Kaiſer zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern ſtreuten mir Blumen, o es war ſchön! Warum mußte ich doch meinen Heimweg durch die Judengaſſe nehmen, die . . . vom Römer nicht gar weit entfernt iſt! Als ich ſie auf meinem Triumphzuge durchſchreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle ſie mir Unglück weiſſagen. — Ich ſtutze vor der Geſtalt, fahre einen Schritt zurück und mein Kranz — mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieſer unreinen Gaſſe. Weh mir! ſeitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den ſchönen, ſchönen Kranz!"

Auf der Rheinreiſe im Jahre 1819 lernte Börne auch Görres in Mainz kennen, welcher damals noch ganz Jakobiner und vierter Alliirter, eben mit der Her-

ausgabe seines Werkes „Deutschland und die Revolution“ beschäftigt war. „Belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit. Wie Schade, daß solche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar sind! Sein Geist wie gefrorner Wein . . .“ (N. S. I, 24 f.) „Das Buch Görres', von dem ich Ihnen geschrieben, ist von der Polizei confiscirt worden. Sie haben recht, es ist eine zermalmende Kraft darin. Welch' eine Schreibart! Ich habe auch einen blühenden Stil, wie ihr sagt, aber ich bin eine Nelke in eines Schneidergesellen Knopfloch und er ist ein großer herrlicher Blumengarten.“ (N. S. I, 38 f.) Schärfer urtheilt er später über das Buch „Europa und die Revolution“ (Stg. 1821): „Das neue Werk von Görres, von dem ich schon lange habe munkeln hören, ist endlich erschienen. Es ist hier gedruckt. Schöne Sachen darin, aber theuer! Alles vergoldet, selbst das Brod. O die Deutschen! Um schwimmen zu lehren, fangen sie von der Sündfluth an. Zu bilderreiche Sprache, und oft mehr Rahmen als Bild. Es ist keine rechte Frische; das Buch riecht, wie der Laden einer Putzmacherin, zuweilen wie eine Apotheke.“ (N. S. I, 260 f.)

In Bonn besuchte Börne am 19. September 1819 Aug. Wilhelm v. Schlegel und E. M. Arndt: „Schlegel ist, wie ich mir ihn dachte und er mir geschildert worden . . . Sehr elegant gekleidet und ebenso im Hause eingerichtet. Eine geschmeidige Köchin meldete mich dem Kammerdiener und dieser dem Herrn, und so gieng es wieder zurück. Er ist artig, spricht aber sehr langweiliges und unbedeutendes Zeug . . . Der geniale Mensch ist er nicht mehr, der er ehemals gewesen . . .

— Arndt ist ein ganz anderer Mann, oder nein ein Mann. Als ich zu ihm kam, saß er noch bei Tische und hatte sein Kind auf dem Schooße, das er ungemein liebkoste. Arndt sieht aus wie ein Pächter und spricht auch so. Die Hand wurde mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutsch gedrückt. Er spricht grade heraus, so unbesonnen habe ich noch keinen reden hören. Der ist mir unausstehlich, der ist ein schlechter Kerl, sagte er mir ganz unaufgefordert. Die That Sands erscheint ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres), meine Nüchternheit ist verwundert und zuckt die Achseln." (N. S. I, 37 f.)

Ueber Aachen und Köln kehrte Börne nach Hause zurück. Die Luft war allmählich schwül im Vaterlande geworden. Es schwirrte in ihr von demagogischen Umtrieben. Rastlos emsig arbeitete die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission; stille Aufhebungen und polizeiliche Maßregelungen liberaler Schriftsteller und Volksmänner waren an der Tagesordnung; auch für Börnes persönliche Sicherheit glaubten seine Freunde besorgt sein zu müssen und riethen ihm dringend zur Flucht: „Im September 1819, an einem trüben deutschen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt am Main mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in schlechter Hoffnung berauscht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geschwefelten Freiheit und mußte das alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der strafenden Götter nicht; es ist die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beschloß ich, diese Jammerstätte zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte besser kennen und vertheidigen als wir, und

wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können. Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern. Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf . . . In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß es mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten, trotz den ſie umlagernden Höflingen und Miniſtern, die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestag-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſatze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmerte mich wenig; ich rief bloß, als hätte ich den Herren nieſen hören: zur Geſundheit! Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen. Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſkop gelegt hatte und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um die Politik bekümmert als bis es ihr ein Miniſter oder ein Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut, als ihm befohlen iſt; ſondern daß ſie aus Furcht zu wenig

zu thun, mehr thut, als ihr befohlen worden . . . Ich beschloß daher ohne Paß und so leise als möglich, mich aus meiner guten freien Vaterstadt zu schleichen und ich that es . . . An einem heiteren Octobertage ging ich über die Sachsenhäuser Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reisen . . . Bis zur Sachsenhäuser Warte sah ich oft nach Frankfurt zurück, ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Graphelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angst betrübte es mich besonders, daß ich aus der ganzen Reise-Apotheke nicht wenigstens das Ammoniac-Salz gegen Uebligkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutsche, worin ein vergnügter Lotterie-Collecteur saß, bei dem das große Loos herausgekommen war oder der es selbst gewonnen hatte, und der mit seiner Gattin eine Lustreise machte. Auf meine Bitte waren sie so artig, mich in den Wagen zu nehmen oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Personen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, ward ich sehr heiter . . . Als wir uns Darmstadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugestanden . . . Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und sich schämte mich in einer Großherzoglichen Residenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Gesandten verbergen, an dessen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahndete, meine geheime Gesinnung noch einmal dechiffriren würde." (VIII, 57 f.) In Mannheim fand Börne seinen Paß und bereits am 20. October war er in Paris. Der erste Anblick verwirrte ihn auf

die angenehmſte Art. „Wie ein Strohhalm vom Sturmwinde, ſo ward ich fortgeſchleudert, da ich wegen Mangel an Gepäck gar kein Gewicht noch feſſelnde Aufmerkſamkeit hatte. (N. S. I, 51.) . . . Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe, aber nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome-Platz, von dieſem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den erſten Tag die halbe Stadt (VIII, 69) . . . Ich fühlte mich wohl in Paris, mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menſchenſtimme, das Geräuſch des Lebens entzückte mich. Mich fröſtelte nicht mehr unter Fiſchen; ich war nicht mehr in Deutſchland" (VIII, 94). Die Pariſer Journale, welche ſchon früher Börnes Ankunft feierlichſt ſignaliſirt, und Auszüge aus den „Zeitſchwingen" gebracht hatten (VIII, 75 f.; N. S. I, 52 f.), beſtürmten ihn jetzt von allen Seiten mit der Einladung zur Mitarbeiterſchaft an ihren Journalen. Der damalige Neſtor der franzöſiſchen Publiciſtik, Prudhomme, unterhandelte mit ihm ſogar wegen Gründung einer eigenen neuen Zeitung. Allein es blieb bei dem bloßen Anerbieten ſtehen; Börne bediente ſich nicht nur des Franzöſiſchen damals noch viel zu wenig geläufig, um einen Ueberſetzer entbehren zu können (N. S. I, 79 f.; 91 f.); es kam noch eine andere weſentliche Differenz: „Prudhomme bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen arteſiſchen Brunnen

graben und meine Gesinnung sprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geist ich das Blatt zu schreiben gedächte? ich erwiderte: in liberalem. Da schüttelte er den Kopf und meinte, das sei nicht bestimmt genug. Man müsse sich genauer verständigen und die Grundsätze nett aufstellen — nett, das war sein Wort. Aber von dieser Nettigkeit war ich ehrlicher Deutscher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch nicht ernst gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich recht; ich verstand aber damals die Sache noch nicht. Die deutsche Ehrlichkeit ist groß, alt und unverwüstlich wie eine Pyramide; aber sie liegt in einer Wüste, und ist die Wohnung des Todes. Der Deutsche denkt, auch im politischen Meinungsstreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu sagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg ist wie ein anderer und daß nicht genug sei, für die gute Sache zu kämpfen, sondern daß man auch für die Mitstreiter sorgen müsse. Diese müssen angeworben, versammelt, ausgerüstet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Parthei. Der Franzose lobt und begünstigt Jeden, der auf seiner Seite, und tadelt und beschädigt Jeden, der ihm gegenüber steht. Hierdurch vermehrt und verstärkt er nicht bloß seine Parthei, sondern er zwingt auch alle, die dieser heimlich entgegen sind, ihre Feindschaft offen zu erklären und selbst Parthei zu bilden. Darum erreichen die Franzosen alles und wir bringen es zu nichts. Eine Zeitung ist uns nur ein kritisches Blatt für die politische Wissenschaft bestimmt. Eine politische Handlung, ein politisches Ereigniß, kritisiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal und schweigen dann still. Ueber die nämliche

Sache täglich zu ſprechen, das kömmt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von neuem rezenſiren und in unſerer thörichten Verblendung machen wir uns über die „ſtereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſein will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben was löblich und tadeln was tadelnswerth iſt und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun, was ſie wollten — und man hatte recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es iſt recht betrübt!“ (VIII, 18 f.)

Auch mit Cotta und mit dem bei Gebrüder Hoffmann in Weimar erſt vor wenigen Jahren durch einen Machtſpruch Aug. v. Kotzebues ins Leben gerufenen „Litterariſchen Wochenblatt“ knüpfte er Verbindungen an: „Geſtern“, ſchreibt er aus Paris, den 30. October 1819, „habe ich an Cotta in Stuttgart und nach Weimar an die Herausgeber des litterariſchen Wochenblattes geſchrieben. An Cotta ſchrieb ich: da er mich früher zur Theilnahme an ſeinen Werken habe einladen laſſen, ſo böte ich ihm meine Dienſte an, um von hier aus für ihn zu arbeiten . . . endlich hoffte ich, daß wenn er geneigt wäre, mit mir in Verbindung zu treten, er Zu-

trauen genug zu mir haben würde, mir ein Quartal des jährlichen Honorars voraus anzuweisen, da ich dieses hier, weil ich in Deutschland plötzlich aus meinem litterarischen Verkehr gerissen worden und großen Verlust erlitten hätte, sehr nöthig bedürfe. Auch stelle ich seinem Gutdünken heim, ob mit der Wage etwas zu machen wäre, ich welchem Falle ich ihm sie in Verlag geben wollte . . . Nach Weimar schrieb ich, von dem früher mir gemachten Anerbieten, fürs litterarische Wochenblatt zu arbeiten, wolle ich jetzt Gebrauch machen . . . Wir wollen nun sehen, ob einer dieser Fische anbeißen wird." (N. S. I, 67 f.) Am 9. November 1819: „. . . Cotta hat mir geantwortet, und erwünscht, wie Sie sehen. Da das litterarische Wochenblatt wahrscheinlich auch mit mir eingehen wird und Theilnahme an hiesigen Blättern mir früher oder später zufallen muß, so denke ich es bald auf 12000 Franken jährlich zu bringen. Das wäre nun hinreichend für ein Stückchen Brod, für ein Stückchen Fleisch, und ein Gläschen Wein. (N. S. I, 90.) . . . Meine Arbeiten für Cotta werde ich mit dem Morgenblatte beginnen. Ich denke so etwa Briefe, nicht allein über, sondern aus Paris, in denen ich von allem schwätze, im Charakter meines Standpunktes." (N. S. I, 90 f.) Und am 14. November 1819: „. . . Cotta hat mir unterdessen 1500 Franken wirklich hier angewiesen und ich habe auf der Stelle 800 Franken davon meinem Vater geschickt, um davon den Wr. und den Sl. zu bezahlen. Ich hoffe, letzterer wird meine edlen Gesinnungen gehörig ausbreiten, um mir bei meinen übrigen Gläubigern einen guten Namen zu machen und ihnen Vertrauen einzuflößen. Auch von Weimar habe ich Antwort erhalten. Meine Anträge hat man mit Freuden

angenommen; und wie freudig! . . . bis 800 Thaler (jährlich) könnten ſie mir zuſichern. Auch wurden mir 40 Louisdor Vorſchuß angeboten. Ich habe ihnen aber geantwortet, daß ich jetzt kein Geld brauche.“ (N. S. I, 100 f.) Da Börne indes zur Einſicht gelangen mochte, daß die Sorge für ſeine perſönliche Sicherheit unnütz geweſen ſei, und daß das Cotta geleiſtete Verſprechen ſich eben ſo gut in Frankfurt realiſiren ließe (N. S. I, 101 f.), ſo kehrte er Ende November 1819 dahin zurück. (N. S. I, 105.)[1]) Dort wurde er aber am 22. März 1820 von einem höchſt ſonderbaren Schickſale heimgeſucht. Der nämliche Frankfurter Student Sichel, mit welchem er ein halbes Jahr vorher in Bonn freundſchaftlich verkehrt hatte, wurde im Darmſtädter Schloßgarten bei dem Verſuche, aufrühreriſche Flugſchriften auszuſtreuen, ertappt. Befragt, von wem er dieſe Schriften erhalten, nannte Sichel Börne, von dem er gehört hatte, daß er nach Paris gereiſt ſei und nicht wieder kommen würde. Nunmehr wurde Börne auf Erſuchen der Preußiſchen Regierung als heimlicher Demagog verhaftet und auf die Hauptwache geführt. Seine Familie verbrannte damals aus übermäßiger Aengſtlichkeit einen Koffer voll alter Skripturen, unter denen gewiß manches für ihn ſehr werthvolle Document ſeiner Lebensgeſchichte verloren gegangen ſein mag. Die ſofort ins Werk geſetzte peinliche

[1]) Seine Lebensweiſe in Paris ſcheint eine beinahe ſpartaniſche geweſen zu ſein, ſein Umgang ſich außer dem mit wenigen Journaliſten auf den aus Varnhagens Schriften bekannten Sonderling Guſtav Grafen v. Schlabrendorf (N. S. I, 27, 59 f.) beſchränkt zu haben. Ueber Schlabrendorf vgl. u. a. Raumers hiſt. Taſchenbuch III, 247 ff.; C. G. Jochmanns Reliquien geſammelt von H. Zſchokke I, 124 ff.

Unterſuchung ergab jedoch die völlige Unſchuld des Inculpanten in einer ſolchen Weiſe, daß derſelbe ſchon nach einer fünfzehntägigen Haft in Freiheit geſetzt wurde. Auch dieſe kurze Leidenszeit hat Börne in einer kleinen Skizze voll bitteren Humors, und ſprühenden Witzes geſchildert als „Geſchichte meiner Gefangenſchaft nebſt Beſchreibung der herrlichen Wandgemälde, die ſich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden.“ „Der Umſtand, daß ich in der Nacht verhaftet worden bin und ſchon jetzt vier Tage ſitze, ohne den Grund meiner Verhaftung erfahren zu haben und ohne verhört worden zu ſein, ſtellt die perſönliche Freiheit, welche ein Frankfurter Bürger genießt, in das ſchönſte Licht. In mehreren Monarchiſchen Staaten, wie in Frankreich und England, erlaubt das Geſetz nur bei Tage zu arretiren! Wie grauſam iſt dieſe Einrichtung! Hierdurch erfährt Jedermann ſogleich das Verbrechen, und die Ehre geht noch früher verloren als die Freiheit. Wird man aber im Dunkeln ins Gefängniß geführt, ſo merkt es keiner; ja, man kann Jahre lang eingeſperrt ſein, ohne daß es die Stadt erfährt, und ſie denkt, der Vermißte wäre auf Reiſen. Und wie wohlthätig ſind auch die übrigen Folgen der nächtlichen Verhaftung! Der Gefangene vermißt nicht gleich anfänglich ſeine Freiheit, da ohnedies bei Nacht Jedermann in ſeinem Zimmer eingeſperrt iſt. Im Schlafe vergißt er ſeine Leiden. Der Anblick des geſtirnten Himmels flößt ihm, wie jedem Unglücklichen Troſt ein; er denkt: über den Sternen ſitzt ein Caſſationsgericht. Er ſieht die Menſchen aus ſeinem Fenſter nicht ſpazieren gehen, was ihm bei Tage Verdruß macht. Endlich weiß er aus dem thieriſchen Magnetismus, und von ſeiner Amme her, daß man bei Nacht

ohnedies dem Teufel gehört und frägt sich: was verliere ich dabei? . . . Die Einrichtung, viele Tage ohne Licht über die Anschuldigung und ohne Verhör zu bleiben, ist nicht weniger edelmüthig, zart und menschlich. Hierdurch gewinnt der Verhaftete Zeit, sich auf alle möglichen Fälle vorzubereiten und sich auf die Beschuldigung aller nur erdenklichen Vergehen, von der Verbal-Injurie bis zur Mordbrennerei, mit Antworten zu versehen, so daß auch der geschickteste Criminalrichter ihn nicht wird überraschen können . . . Da ich früher noch nie in männlicher Gefangenschaft war, so erfuhr ich jetzt zum erstenmale, welch' ein herrliches Leben man in einem Justizpalaste führt. Die zarteste Aufmerksamkeit, die man sich nur wünschen kann. Als mir mein Bett aus meiner bürgerlichen Wohnung gebracht wurde, untersuchte und durchknetete es der Gefängnißwärter aufs sorgfältigste, um zu fühlen, ob der Flaum weich genug wäre, und nicht etwa ein stechendes Federchen mich im Schlafe stören könnte. Anfänglich hatte ich den Argwohn, es geschehe, um zu untersuchen, ob nichts Gefährliches darin versteckt wäre, etwa ein befreiender Tertianer im Kopfkissen; da ich aber den wahren Grund entdeckte, ward ich gerührt. Ein Stiefelknecht wurde mir versagt, um das traurige Bild knechtischer Dienstbarkeit von mir entfernt zu halten. Messer und Gabel durfte ich nur im Beisein der Aufseher gebrauchen, damit ich mir kein Leid anthue. Stahl und Stein, sowie selbst ein chemisches Feuerzeug wurde mir abgeschlagen, doch durfte ich Tag und Nacht ein angezündetes Licht haben, und wirklich brannte wie vor einem Heiligen, beständig ein Licht vor mir. Schreibzeug und Papier wurde mir erst auf wiederholtes Bitten verabreicht und letzteres zugemessen. Man fürchtete, ich

möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Gesundheit schaden. Jeden Abend untersuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu sehen, ob er nicht etwa rauche und meinen schönen Augen lästig fiele, und das Gitter an den Fenstern, damit kein Dieb von außen hereinsteigen könne, mich zu bestehlen. Während dieses geschah, standen fünf Soldaten vor der aufstehenden Thüre in Reih und Glied, um zu verhindern, daß die Zugluft eindringe. Das Geld wurde mir bei der Verhaftung abgenommen, weil ich als Mann von Verdienst, den der Staat im Prytanäum verköstigt, keines nöthig habe." (N. S. II, 270 f.)

Mißmuthig, angeekelt von diesen beständigen Verfolgungen machte Börne im Mai 1820 eine Frühlingsreise an den Rhein, wobei er sich recht heiter und glücklich fühlte. Im November 1820 gelangte er über Wiesbaden und Ellefeld nach Stuttgart, auf welcher Fahrt er den Stoff zu seiner berühmten Satyre des Thurn-Taxischen Postwesens, zur „Monographie der deutschen Postschnecke" (III, 78—119; vgl. N. S. I, 178, 199 f., 257) sammelte; als Vorbild des „teutonischen Spätturners" soll ihm hierbei der 1872 zu Belleville (Illinois) verstorbene Pädagoge Georg Bunsen, von 1820—1834 Inhaber einer im Geiste Pestalozzis zu Frankfurt a. M. gegründeten Erziehungsanstalt, gedient haben. In Stuttgart machte er die nähere persönliche Bekanntschaft Uhlands, Schotts und der Herausgeberin des „Morgenblattes für gebildete Stände", Frau Therese Huber (N. S. I, 167 ff.); den Epigrammatisten Haug sollte er erst bei seinem nächsten Aufenthalte in Stuttgart kennen lernen. (N. S. I, 209, 222.) Die Unterhandlungen, welche Börne mit Cotta wegen Uebernahme der Wage in seinen Verlag

pflog, blieben erfolglos. (N. S. I, 164, 172, 178 ff.) Börne lieferte nur seinen früher eingegangenen Verpflichtungen gemäß einige Frankfurter Berichte für das „Morgenblatt". Damals begegnete ihm auch ein höchst komisches Mißverständniß. Eines Tages erschien bei ihm ein Postconducteur, der ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufbeschworen hatte. Seine Vorgesetzten hatten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hatte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen. Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, hätte Börne nicht der Postdirektion die bündigste Versicherung gegeben, daß der ganze Bericht nur eine poetische Licenz sei. Mitte November 1820 kehrte er über Bruchsal nach Frankfurt zurück. Im August 1821 zog es ihn auf dem nämlichen Medium nach Stuttgart zurück. „In Bruchsal mußten wir sieben Stunden liegen bleiben und ich hatte dort trübselige Gedanken. Sonst sind wir sehr schnell gefahren. Der nämliche Conducteur aus der Postschnecke war beim Wagen und der Narr hat mich nicht geprügelt." (N. S. I, 199 f.) Neue Unterhandlungen wegen Theilnahme am Morgenblatte führten jetzt zu einem definitiven Abschlusse, vorläufig auf zwei Jahre, wie sehr sich Börne auch anfangs gegen die Censur einer alten Frau gesträubt haben mochte. (N. S. I, 191 f.) Seine Lebensweise war eine sehr einfache. „Ich lebe hier, wie ein Anachoret. Um fünf Uhr wird aufgestanden und bis sieben Uhr gearbeitet, dann eine Tasse Thee ohne Zucker und Milch getrunken, dann gearbeitet bis ein Uhr, dann einen Löffel Suppe genommen. Nach Tische gehe ich eine Stunde ins Museum, dann wird gearbeitet bis fünf, von fünf bis sieben Uhr

gehe ich in den einsamen Wegen des Schloßgartens spazieren und trinke irgendwo ein Glas Bier, dann nach Hause, und gearbeitet bis Mitternacht, worauf ich ein Paar Stündchen schlafe." (N. S. I, 222.) Vortreffliche Dienste leistete ihm aber die dortige Lesegesellschaft, deren Mitglied er am 24. August 1821 geworden war, „die Frankfurter werden schaudern, wenn sie es erfahren." (N. S. I, 204.) Am 16. September 1821: „Ich lebe sehr einförmig. Die Lesegesellschaft besuche ich viel. Die Anstalt ist sehr vortrefflich; alle möglichen Zeitungen, Journale und Bücher. Das habe ich doch in Frankfurt nicht gehabt. Die vielen Journale, die ich durchlaufe, geben mir eine bessere Einsicht in politischen Dingen, als ich vorher hatte. Alle Tage geht in meinem Kopfe ein Licht mehr auf." (N. S. I, 234 f.)

Auch sonstigen Nutzen scheint ihm die Stadt Stuttgart geboten zu haben, beziehungsweise sogar „das Abonnement des Mittagstisches mit Wein im besten Wirthshause zu 42 Kreuzer (in Frankfurt 1 Gulden)." (N. S. I, 205.) Am 21. September 1821: „— Kling, kling, kling, . . . nicht wahr, meine Mehlspeisen, die behagen Ihnen? Weil wir gerade von Essen sprechen — acht Tage lang saß mir am Wirthstische ein Fremder gegenüber, dessen Art zu essen, ich in keinem kleinen Aufsatze geschildert habe. So ein merkwürdiger Esser ist mir noch nicht vorgekommen. In einigen Tagen erhalten Sie die Schilderung, sauber abgeschrieben." (N. S. I, 240 f.) Am 26. September 1821: „Geschieht es nicht im Morgenblatt, so denke ich wenigstens in den nächsten Wagen-Heften etwas über das hiesige Schauspiel zu sagen. Ein neues Stück von Houwald, das ich aufführen gesehen (Fluch und Segen), hat mir Stoff und Lust gegeben . . . Alle diese Ver-

ſplitterungen machen mir wenig Freude. Wenn ich Zeit, das heißt Geld hätte, ſchriebe ich einen Roman. Dazu hätte ich eine wahre Wuth." (N. S. I, 243 f.) Den 27. September: „Ich fahre heute fort. Die Abſchrift des Eßkünſtlers hat mich verhindert, Ihnen ſchon geſtern zu antworten, wie ich es bisher gewohnt war. Erquicken Sie ſich an ihm, nicht einen einzigen Zug habe ich erfunden. Das Original, das mir zu meiner Schilderung gedient, hieß ***, ein Beamter aus ***. Die Handknöchel thun mir weh vom Abſchreiben, ich werde die Seite nicht herunter bekommen — — — kann nicht mehr. Adieu — —" (N. S. I, 246.)

Den ganzen September blieb Börne in Stuttgart. Anfangs October kam ſein Vater, der nach Wien reiſte und ihn bis München mitnahm, wo Börne wiederum mehrere Monate recht angenehm und vergnügt lebte, während ſeine dort verheirathete Schweſter, bei der er jeden Sonntag ſpeiſte, für ſeine geſelligen Bedürfniſſe zunächſt geſorgt haben mochte. Die wiſſenſchaftliche Bewegung, die Kunſtſchätze der bayeriſchen Hauptſtadt zogen ihn lebhaft an. Er beſuchte Kirchen, Theater und Gemäldeſammlungen. Damals knüpfte er auch mit der freiſinnigen Neckarzeitung, einer der zahlreichen publiziſtiſchen Schöpfungen Fr. Seybolds, Verbindungen an, welche mehrere Correſpondenzartikel (vgl. N. S. II, 95 ff.) und Miscellen (Aphorismen) für dieſelbe veranlaßten. Am 24. December 1821: „— Von meinen Beiträgen in die Neckarzeitung iſt ein Brief von München abgedruckt. Die Cenſur hat alles geſtrichen, was ich von Bemerkungen angebracht, ſo daß nichts als ein trockener, langweiliger Bericht übrig geblieben. So wird es wohl mit allem gehen. Ich habe ſchon Vieles geſchickt, und ſchicke heute wieder; wahrlich von den beſten Dingen, die ich je ge-

ſchrieben. Wie ich mich ärgere über die verdammte Cenſur! Und doch werde ich fortfahren, um des Geldes willen. Nie aber ſoll mich Geld verleiten, etwas zu thun, was mich Ihrer unwürdig machte.“ (N. S. II, 72.) Am 26. December 1821: „Mit der Neckarzeitung, da habe ich einmal ein glänzendes Glück gemacht! Daß ſich Gott erbarme. Die Cenſur ſtreicht mehr als die Hälfte, ſo daß ich zwei Bogen fertigen muß, um einen bezahlt zu erhalten. Und was ſind das für magere abgeſchmackte Ueberreſte, welche ſie drucken ließen.“ (N. S. II, 81.)

Schon 1821 hatte er in Stuttgart den Plan gefaßt, die Rheinbriefe in Almanachs-Form unter dem humoriſtiſchen Titel „Die vier Jahreszeiten. Taſchenbuch für das Jahr 1823. Ohne Kupfer und ohne Beiträge der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller“ herauszugeben (vgl. N. S. I, 234, 241, 244, 260). Auch wollte er demſelben das treffliche Muſterbildchen „Der Eßkünſtler“ (G. S. IV, 243—258), ſowie eine Schilderung ſeines erſten Pariſer Aufenthaltes „Die erſten drei Tage in Paris“ einfügen (N. S. I, 257, 260); als Vorrede beſtimmte er die „Ferienreiſe eines deutſchen Journaliſten“. (N. S. I, 113 ff.) In München kam er nicht dazu und klagt daher am 12. Januar 1822: „Ach liebe Seele, ich habe faſt geweint vor Verdruß, da ich las, wie Sie glaubten, ich würde Sie mit der Herausgabe der Rheinbriefe überraſchen. Ich darf Sie in dieſer Täuſchung nicht laſſen. Es iſt bis jetzt noch gar nichts damit vorgenommen worden, aber es geſchieht doch noch einmal.“ (N. S. II, 112 f.) Am 6. März 1822 hatte er einen andern Plan: „Ich will nämlich aus meinen Aphorismen in der Neckarzeitung, in der Wage, in den Zeitſchwingen, und wo ſonſt welche ſtehen,

ein Bändchen machen, und dieses, mit neuen vermehrt (ich mache solche Sachen schnell) als ein Taschenbuch herausgeben. Ich will heute noch mit einem Buchhändler sprechen, das bringt mir vielleicht Geld ein, Beifall gewiß . . ." (N. S. II, 160.) Am 11. April 1822: „— Mein Almanach kann nichts anderes aufnehmen, als Aphorismen. Andere Dinge zu bearbeiten, bleibt mir jetzt keine Zeit. Sind die Sachen nur sonst gut, dann ermüdet auch der Leser nicht. Klinger hat drei dicke Bände von lauter Aphorismen geschrieben, Rochefaucault hat sich durch seine maximes et pensées berühmt gemacht, der Verfasser der falschen Wanderjahre hat kürzlich zwei Bücher dieser Art hintereinander herausgegeben (Wilhelm Meisters Tagebuch und Gedanken einer frommen Gräfin), die aber äußerst langweilig sind." (N. S. II, 176.) Allein das ganze Vorhaben, welches vielleicht ohnehin nichts als eine verfehlte Finanzspekulation gewesen wäre. (N. S. II, 195), scheiterte an der Weigerung Cottas, das Taschenbuch in seinen Verlag zu nehmen: „Was das Büchelchen betrifft, bemerkte Cotta mir, er habe die Proben mit Interesse gelesen, meine aber, in Almanachsform ginge es nicht gut. Ferner: 60 Karolin wäre zu viel. Er hat auch recht, denn er bewies mir, daß er 700 Exemplare verkaufen müsse, um nur die Kosten herauszubringen." (N. S. II, 196.)

Inzwischen überraschte ihn eines Tages sein Vater in bestimmter Form mit dem schon in Stuttgart gemachten Antrage, nach Wien zu gehen, wo er ihm jetzt die Staatscarriere durch seinen gewaltigen Einfluß eröffnen wollte. Börne, wie sehr er auch früher dem Projecte einer „ungefährlichen" Wiener Reise geneigt gewesen sein mochte (N. S. I, 254, 287, 303 f.;

N. S. II, 15), wies diese Reise, je mehr die damit verbundenen Absichten seines Vaters hervortraten, entschieden zurück. (N. S. II, 25, 28 f.) Allein Jakob Baruch war viel zu standhaft, um sein Vorgeben sofort aufzugeben. Ende December 1821 hatte er erfolglos an seine in der bayerischen Hauptstadt bei ihrer Tochter weilende Frau geschrieben: „Wenn der Doctor nach Wien reist, soll er sich nur in München beim österreichischen Gesandten melden, der wird ihm einen Paß geben. — Nimm ihm die Schnupftabacks-Dose weg — laß ihm ein schwarzes Kleid machen, Rock, kurze Hosen, Schuhe — wenn es ihm an Wäsche fehlt, so will ich ihm hier welche geben — gib ihm Reisegeld — er soll mir den Tag bestimmen, wenn er hier ankömmt, u. s. w." (N. S. II, 63.) Noch nach Jahresfrist, unterm 2. Dezember 1822, schrieb er und zwar diesmal direct mit dem ganzen Aufgebote potestatis patriae in liberos an seinen bereits in Paris weilenden Sohn: „Lieber Louis, ich bitte Dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit, wie ich den Deinigen vom 25. v. M. gelesen habe . . . Deine so hochgepriesene Unabhängigkeit — glaub' mir — ist precär; wird sie oder kann sie immer bleiben? Warum sollst Du nicht einmal auf ein festes Auskommen denken? Ich hoffe, Dir in Wien eine ehrenvolle Stelle zu verschaffen, die ganz unabhängig ist. Und glaube ja nicht, daß man von Dir Sachen fordern wird, die gegen Deine Ansicht sind, dies würde weder nützen noch frommen — und was verlierst Du dabei, wenn Du hörst, was man will und wenn es Dir nicht gefällt, so kannst Du immer zurückgehen. Ich fasse Dich nicht, denkst Du denn nicht auf morgen? Und worin besteht Deine jetzige Glück-

seligkeit? Doch nicht in den 500 Francs? Also um Dein Glück willen, entschließe Dich, auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, wohin ich künftige Woche gehe. Ich beschwöre Dich, Dein Glück nicht zu verscherzen . . . denn es wäre gegründet. Antworte mir nicht gleich, nehme Dir einige Tage Zeit zu überlegen, und einst wirst Du es mir danken, Dich von Deiner Idee — denn Du stehst allein — geheilt zu haben. Leb' wohl und antworte mir vernünftig."[1]) Börne war und blieb standhaft. „Wenn ich jetzt zu meinen Feinden überträte, würden selbst meine Freunde glauben, ich sei immer ein geheimer Spion der Oesterreichischen Regierung gewesen, und ich hätte nur gegen sie gesprochen, um die Leute auszuhorchen . . . Wollte ich auch mit meinem Gewissen zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige Unglück, das mir in Oesterreichischen Diensten bevorstünde. Man würde mir dort nie trauen, und ich lebte in ewiger Gefangenschaft. Gentz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Gentz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande, er läßt sich jeden Vormittag eine Bouillon von 15 Pfund Fleisch kochen. Ich bin nicht der Art, wenn ich in Wien nichts zu Nacht esse, werde ich schon für einen Carbonaro gehalten . . . (N. S. II, 65 f.) Sl. irrt sich in mir, in sich, und in dem Menschen überhaupt, wenn er meint, wäre ich nur fest in meinen Grund-

[1]) K. Gutzkow, Börnes Leben p. 331; „500 Franks" betrug das monatliche Honorar von Cotta. Ueber einen früheren, wirklichen Aufenthalt Börnes in Wien, vgl. IX, 59 f., XV, 19 f.

ſätzen, könnte ich ohne Gefahr nach Wien gehen und mich dort luſtig machen. Wer die Folgen des Rauſches meiden will, muß den Wein fliehen und es giebt ſo viele Mittel, die Seele zu berauſchen, denn jeder Nerv iſt ein Mund. Ich wäre verloren, wenn ich nach Wien ginge." (N. S. II, 86 f.)

Und ſo kehrte er ſogar aus Furcht vor einer weiteren und entſchiedenen Spaltung mit dem praktiſchdenkenden und um das Wohl ſeines Sohnes ſo beſorgten Vaters bereits mit dem Neujahre 1822 nach Stuttgart zurück. Dort lernte ihn Johann Valentin Adrian kennen, „achten und lieben",[1]) fand ihn aber ganz anachoretiſch. „Sechs Wochen kam er z. B. kaum aus ſeinem Zimmer . . . Glücklicherweiſe wohnte er bei einer ſehr liebenswürdigen israelitiſchen Familie (Ottenheimer?), wo zwei junge, reizende und gebildete Töchter ihm zuweilen eine heitere, angenehme Stunde bereiteten." (Vgl. N. S. II. 115 f.) Lange war übrigens ſeines Bleibens nicht mehr in Stuttgart. Der Boden ſchien ihm unter den Füßen zu wanken. Er dachte bald an Paris, Hamburg, Baden oder Bern als künftigen Aufenthaltsort. Wirklich trat er auch ſchon Mitte Juni 1822 eine zweite Pariſer Fahrt an.

Die Reiſe, auf welcher er in Straßburg den dort im Exil lebenden Nationalökonomen Prof. Fr. Liſt[2]) kennen lernte (N. S. V, 35), wurde diesmal in Gemeinſchaft mit Frau Wohl und Frl. Pauline Hirſch, ihrer ſteten Begleiterin, der ſpäteren Frau Dr. Maxi-

[1]) Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr 1840, p. 200 ff.

[2]) Ueber die Urſachen von Liſts damaligem Exil vgl. L. Häuſſer in Fr. Liſts geſ. Schriften I, 117 f.

milian Reinganum unternommen; um jedoch unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, hatten sie beschlossen, sich erst in Heidelberg zu treffen. (N. S. II, 228 f.) Börne war mit einer gründlichen Kenntniß des Französischen ausgestattet; nicht umsonst hatte er im Winter vorher des Morgens mit einer Laterne in der Hand Herrn Prevot aufgesucht, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen; nur den Deutschen in der Aussprache zu verläugnen, vermochte er auch jetzt nicht: „Franzosen haben mich versichert, sie erkennen den Deutschen, auch wenn er schon Jahre lang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche B sagt, hört es der Franzose für ein P. Es ist dies um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes B und P gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das erste Mal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Commis suchte, und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht und sagte: „Ich schreibe mich nicht mit einem P, sondern mit einem B.“ Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinction nicht. Der Prinzipal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu spaßen, das Mißverständniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC

zurück, bis ich an das B kam, schlug dann mit der Faust darauf und sagte: „Hier ist mein Platz!“ Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.“ (V, 18 f.).

In Paris wohnte Börne Rue de Provence, Hôtel des Bains, nachher am Boulevard Prissonière, Eingang von der Rue St. Fiacre. „Welch' ein heiteres, sinniges, in seiner Einfachheit edles Leben führte da Börne!“ so kann hier sein Biograph Reinganum (XII, 342 f.), weil er damals gleichfalls in Paris war, aus eigener Anschauung berichten: „Morgens Arbeit; an einem weißhölzernen, ächt deutschen Stehpult schrieb er, die lange deutsche Tabackspfeife zur Seite. Dann mit seinem braunen, ziemlich kurzen Rad-Mäntelchen angethan, machte er seinen Spaziergang. Nach dem Abendessen wieder zur Arbeit. An manchen Abenden sah er junge deutsche Männer bei sich; es wurde geraucht, politisirt, Litteratur gesprochen; Flüchtlinge, junge Aerzte, welche ihre Studien in Paris vollendeten, fanden sich da zusammen.“

Den fruchtbaren Anregungen dieses zweiten Pariser Aufenthaltes haben wir als das bedeutendste Ergebniß die lebensfarbigen frischen „Pariser Schilderungen“ Börnes zu danken. Wenn von einer künstlerischen Abgeschlossenheit bei Börnes Schriften überhaupt die Rede sein kann, so ist es bei diesen „Schilderungen aus Paris“ der Fall, die, in sich abgerundet, ein schönes harmonisches Ganze bildeten und seiner Zeit als die geistreichste und wahrhafteste Darstellung des Landes, der Volkssitten und des Culturzustandes betrachtet wurden.

Damit drängt sich uns unwillkürlich die Frage nach dem künstlerischen Werthe der Schriften Börnes auf, welche Frage noch lange nicht mit der ausgezeichneten

Studie M. Carrieres[1]) gelöst sein dürfte. Börnes sämmtliche Schriften tragen ein charakteristisches Gepräge, dessen Merkmale, obgleich meistentheils die Folge seiner consequenten Gesinnung, doch durch diese allein nicht erschöpft werden. Die Ausdrucks- und Behandlungsweise seiner Artikel, sein Ton, ja wenn man sagen will, seine Manieren lassen sich auf Muster, nach denen er sich gebildet hatte, allerdings zurückführen; doch verhärteten sich die ihm von Außen kommenden flüssigen Stoffe seiner schriftstellerischen Bildung in seinem eigenen Feuer zu jener bronzenen Festigkeit und Sicherheit, die wir an seiner schriftstellerischen Weise bewundern. Börne sollte es für alle Phasen unserer Litteratur beweisen, daß, um Schriftsteller der Nation zu sein, der Gedanke und die Gesinnung zwar einen bedeutenden Factor bilden, aber dafür allein nichts weniger als ausreichend sind. „Der feurige edle Wein des Geistes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genossen sein, sondern aus kunstvollen Pokalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt.“[2])

Bekanntlich hat sich Börne in einem seiner früheſten Aufsätze „Bemerkungen über Sprache und Stil“ gegen den Buffon'schen Satz „Le style c'est l'homme“[3]) ausgesprochen: „Der Eine dichtet die zartesten Lieder und ist der erste Grobian von Deutschland; der Andere macht

[1]) Allgemeine Deutsche Biographie III, 164 ff.

[2]) Gutzkow, Börnes Leben, p. 316 ff.

[3]) Dieser Satz ist übrigens in dieser vor und nach Börne beliebten Fassung, wie Georg Henry Lewes in seiner „Biographical History of Philosophy“ (2. Ausgabe) nachgewiesen, unrichtig citiert. Derselbe lautet nämlich in seiner ursprünglichen Gestalt (Antrittsrede Buffons in der Academie vom Jahre 1753) „Ces choses sont hors de l'homme; le style est de l'homme même“, vgl. G. Büchmann, Geflügelte Worte, 13. Aufl., p. 197.

Luſtſpiele und iſt ein trübſinniger Menſch; der Dritte iſt ein fröhlicher Knabe und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen ſo, daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben." (III, 3 f.) „Dem Börneſchen Styl dagegen muß man nachrühmen, daß er Abdruck ſeines innern Menſchen ſei, — ein Styl voll Geſinnung, Wärme, Trotz, Eigenſein, Charakterſtärke, Muth, Offenheit, That- und Schlagkraft, Derbheit und, wenn es ſein muß, Grobheit; ein Styl, welcher ſich keinen Rückzugswinkel, keine Hinterthüren und Fuchslöcher offen hält. Dieſer Styl ſteht da, ein gewappneter Mann, das Viſier aufgeſchlagen, die Lanze eingelegt, in kriegeriſcher Haltung, Bruſt gegen Bruſt, Stirn gegen Stirn, ſchäumend und knirſchend. Der Feind ſieht immerdar ſein Weißes im Auge, ſo nahe macht er ſich an ihn. Heines Styl iſt bei weitem brillanter, verführeriſcher, üppiger, zierlicher, ſentimentaler, dichteriſcher, aber auch loſer und faſriger als der Börne'ſche, ein Styl, welcher ſich ſelbſt belächelt und ehe er ſich zu Markte trägt, die Locken kräuſelt, die Halskragen und feinen Manſchetten zurechtrückt und ſich durch und durch parfümirt, um mit dem Leſer zu buhlen. Börnes Styl iſt ein Roß der Wildniß, welches nach Freiheit ſchnaubt, die Nüſtern aufpuſtet und die tollkühnſten Capriolen macht, Heines Styl ein gezähmtes Paradepferd, welches auf ſeine prächtigen Gebiſſe, Zäume, Decken und Scheuleder ſtolz iſt und nur bei Gelegenheit aus Schabernack hinten ausſchlägt und ehrlichen Leuten einen unvorhergeſehenen Fußtritt giebt. Heines Styl

hat immer oben auf eine Spitze, Börne's einen Kolben. Börne ſchreibt in der Keilſchrift. Seit Luther haben wir einen ſolchen Donner der Sprache, einen ſo offenen und urſprünglichen Styl nicht mehr gehabt. Der Styl iſt der Menſch! Börnes Styl iſt Börne! Heine war nachzuahmen, nicht Börne; denn Geſinnung und Charakter laſſen ſich nicht nachahmen; aber was iſt Börnes Styl anders als Geſinnung und Charakter? Heines Styl iſt nur die weibliche Rückſeite des männlichen Börne'ſchen Styls, eine anmuthige Hetäre, welche mit offenem Buſen verlockend umherſchweift, während Börnes Styl als geharniſchter Krieger an der Pforte des ſittlichen Ernſtes und des Weltbürgerthums Schildwache ſteht."[1])

Man kann von Börnes Schriften nicht ſprechen, ohne den Antheil zu beſtimmen, den daran Jean Paul hat. „Börne war nicht bloß aufs innigſte der Geſinnung und gemüthvollen Weltauffaſſung des Bayreuther Dichters zugethan, ſondern auch den Wendungen und dem Styl deſſelben."[2]) Börnes litterariſches Intereſſe wandte ſich Jean Paul zu mit allem, was aus dieſem Autor irgend anregend ihm entgegendrang, ſein Humor, ſein Witz, ſeine kindliche Unſchuld, ſeine unverfälſchte Naturwahrheit, und nicht am geringſten das, was in deſſen engelreiner Menſchenliebe mit dem warmen, ſchwärmeriſchen Herzen offen oder ſatyriſch gegen die vermeintliche Ungerechtigkeit des Weltlaufs auftrat. Ihn feſſelte Jean Pauls Ironie, wenn er die Fürſten und die vornehme Welt zu ſchildern hatte, ſeine Satyre auf Deutſchlands politiſche Zuſtände, ſein

[1]) H. Markgraff im „Berliner Converſations-Blatt" Nr. 42—50 vom 8.—27. April 1837, ſowie in „Bücher und Menſchen" Bunzlau 1837, p. 376 f.

[2]) Gutzkow, Börnes Leben p. 317 ff.

Freimuth über Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, zu allem wahrhaft Religiösen, sowie seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. „Ich halte" — sagte schon Beurmann nicht ohne Grund[1]) — „Börne für den in der Zeit und in den Ereignissen auf dem Markt des Lebens aufgegangenen Jean Paul." Börnes ganzes litterarisches Wirken und Schaffen war nur in gewisser Beziehung eine Art Protest des radical-demokratischen (subjectiven) Schriftstellerthums gegen das Aristokratenthum der objectiven Kunstrichtung; seine Principien sind Insinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffassung der Ereignisse herkommen, oder doch zum mindesten mit einer Meinungsschattirung des Tiersparti, es sei, welche es wolle, irgend im Zusammenhange stehen. In Jean Paul feierte er den Dichter der Freiheit, des Volkes, der Armen und Unterdrückten im Gegensatze zu Goethe, dem Dichter der Aristokraten, der Glücklichen. Das Vorbild Jean Pauls tritt uns besonders in den kleineren humoristischen Aufsätzen entgegen. Börne bewegte sich hier sogar in der komischen Topographie Deutschlands, die Jean Paul ersonnen hatte, in Kuhschnappel und Flachsenfingen. Doch brachte er in diese Gegenden immer wieder satyrische Bevölkerungen, die Jean Paul später nicht mehr mit gleicher Umsicht und Freimüthigkeit aus den Zuständen des deutschen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul spricht vom Nürnberger Postreiter, Börne von der Thurn und Taxischen Post, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag, Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oesterreichischen Beobachter. Die

[1]) Ludwig Börne als Charakter ꝛc., p. 98.

Satyre, in der Jean Paul gegen das deutſche Reich vor dem Deputationshauptſchluſſe ſo treffend war, übertrug Börne auf die neueſten Verhältniſſe, bei welchen ſich Jean Paul, ſo oft er ſie in den Jahren bis zu ſeinem Tode erwähnte, auf allgemeinere Andeutungen beſchränkte. Selbſt die mehr dichteriſchen Verſuche Börnes, in welchen er der Form Jean Pauls gänzlich verfallen erſcheint, z. B. in der Allegorie „Honeſtus“ (IV, 78—96) iſt die Anwendung von Bild, Situation, Moral doch immer zugleich die Frucht einer Börne eigenthümlich angehörenden Kenntniß ſeiner Zeit. Jean Paul iſt allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung, in der ſich Börne nicht weniger verſuchte, die Novelle findet ſich bei Jean Paul nicht. Allein auch dieſe Novelle iſt mit Ernſt Eckſtein [1]) eine rein feuilletoniſtiſche, von Jean Paul beeinflußte zu nennen. Das Intereſſe an den Ereigniſſen ſchrumpft auf ein Minimum zuſammen, die Freude an der liebenswürdigen Darſtellung wiegt vor, mit einem Wort, das weſentliche Kriterium des Jean Paul'ſchen Feuilletoniſten, das Hervortreten der Subjectivität macht ſich auch hier geltend. Am treffendſten tritt dies in den „Schwefelbädern bei Montmorency“ (V, 133—152) hervor, wie in dem aus tiefſtem Schmerze geborenen Lebensbilde „Der Roman“ (III, 163—179), in welchem Börne in kräftigen Zügen das geſellſchaftliche Leid des gebildeten Juden zu ſchildern bemüht iſt.[2]) Aber Jean Pauls Stil, dieſer etwas breite, ausſchweifende Stil, auf welchem ſich die Gedanken weniger behaglich, als gedrängt dehnen und

---

[1]) Beiträge zur Geſchichte des Feuilletons. 2. Aufl. I, 86.

[2]) Vgl. D. Honigmann, die deutſche Belletriſtik als Vorkämpferin für die Emancipation der Juden in Th. Mundt's „Freihafen“ VII, 2, 66 ff.

geniren, und der gewiſſermaßen den Satz beweiſt: „Weß das Herz voll iſt, geht der Mund über!“ konnte Börne nicht als Muſterſtil dienen. Er hat es einige Zeit mit ihm verſucht, er ruhte gern an dieſem Herzen, in welchem Gott ſelbſt pulſirte. Aber in Jean Paul blüht und grünt und duftet Alles bunt neben- und durcheinander, ſeine Werke gleichen jenen Zaubergärten in den Märchen, in denen wir einen ganzen Tag umherwandeln, die wunderbare Pracht anſtaunend, die uns von allen Seiten aus den Gebüſchen und Hecken, aus den Blumenbeeten und den Gipfeln der Cedern anlacht; endlich gelangen wir zu einem ſilbernen Palaſt, wir treten hinein und der Glanz und das Gefunkel an den Wänden, die mit Tapeten aus Rubinen und Smaragden behangen, wetteifern mit dem Demant-Teppich, welchen der Fuß betritt, aus einem Gemache eilen wir in das andere, immer drängen ſich die Eindrücke, und gelangen wir in das letzte Gemach, mit einer brillantenen verſchloſſenen Ausgangs-Pforte, die wahrſcheinlich zum Paradieſe ſelbſt führt, ſo ſind wir in Sehnſucht und himmliſche Luſt dergeſtalt aufgelöſt, daß wir nur noch ermattet einſchlummern können. Wir träumen Träume, die ganz parallel den Anſchauungen ſind, die wir ſoeben erlebt haben, und wenn wir erwachen, begrüßen wir irgend ein unbekanntes Weſen, das wieder eben ſo wonnig ausſieht, wie Alles, was wir geſehen und geträumt haben. So geht es in Einem fort. Wir berauſchen uns nur an dem Himmel, in welchem Jean Paul lebt, er zeigt uns die Seligkeit, aber er kann ſie uns nicht begreiflich machen; denn er denkt wie Gott ſelbſt und ſchreibt wie ein Magiſter mit unzähligen Participien und „Unds“, daß wir den Wald vor Bäumen nicht ſehen. Börne

bildete sich — wie gesagt — an diesem Stile; seine frühesten Aufsätze sind im Stile schwunghafter und gefüllter, im Nachhängen einzelner Punkte verwickelter, kurz der Jean Paul'schen Art unvergleichlich näher als seine späteren Artikel . . . Von der Ueberschwänglichkeit Jean Paul's eignete er sich aber im Verlaufe der geistigen Entwickelung seinem aufs rasche Einwirken gestelltem Sinne gemäß weniger an, ja er leitete vielmehr aus dem überfüllten Wesen jenes Autors einen ähnlich entwickelnden, aber einfachen Stil ab. Der Tiefe, der nach außerordentlicher Kunst strebende Hintergrund fehlte, aber eine Kraft, ein Nachdruck, ein Reiz entstand, der an viele Wünsche erinnern mochte, die unterm Lesen Jean Pauls vielleicht erweckt worden waren; Börne selbst konnte schon frühzeitig von den Jean Paulisirenden Nachahmern seines Meisters scharfsinnig urtheilen: „Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln, kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier und dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen." (G. S. IV, 56.) Jean Paul rückt eben in Schlangenwindungen vorwärts, bleibt fortwährend betrachtend und sinnend in Gedanken stehen, und kommt aus den Parenthesen nicht

heraus; Börne geht gerade aus und ſtreut Bilder, Witze und Aphorismen in reicher Fülle aus, ohne ſich und uns aufzuhalten. Jean Paul ſchöpft aus ſeinem Zettelkaſten, Börne hat immer neue Einfälle, jener iſt Schriftſteller, dieſer Journaliſt.

Im Jahre 1823 ſchrieb Börne auch die aus „Montmorency, den 18. Juny" datirte Vorrede (IV, 162—172), einer von ſeinem Freunde Bernhard Reinwald u. d. T. „Die Spende" zu wohlthätigen Zwecken veranſtalteten Sammlung von Aphorismen, Epigrammen, Anecdoten u. ſ. w.[1]) Ein dieſe Angelegenheit betreffendes Schreiben iſt zu intereſſant, als daß deſſen Mittheilung unzuläſſig erſcheinen ſollte:

Paris, den 28. Nov. 1822.

Lieber Herr Reinwald!

Ihr Brief ſezte mich in große Verlegenheit. Wenn Sie glauben, daß mein Name etwas zur Verbreitung Ihres Buches beitragen kann, ſo gereicht Ihnen dieſer Wahn zum Verdienſte, denn er zeigt, daß Ihr Herz von dem Wunſche eine gute That zu vollbringen zu voll war, um alle Fehler der Berechnung zu vermeiden. Wer wird aber meine Eitelkeit entſchuldigen, wenn ich Ihrem Wunſche nachgebe. Ich hätte lieber mit einer Geldſumme zu Ihrer Sammlung beigetragen, und dieſer Beitrag

[1]) Der vollſtändige Titel iſt: Die Spende, eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen, Anekdoten, Bemerkungen ꝛc. ꝛc. Mit einer Vorrede von Dr. Börne. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach, gedruckt bei Carl Ludwig Brede. 1823. 8°, 460 S. Der Curioſität halber ſei noch erwähnt, daß das Subſcribenten-Verzeichniß des mit der Dedication „Seinem ſo großherzigen als geiſtreichen Freunde Herrn Wilhelm Speyer aus innigſter Hochachtung und Liebe gewidmet vom Herausgeber" verſehenen Werkes 194 Subſcribenten mit 220 Exemplaren aufweiſt! vgl. Litteratur-Blatt (zum Morgenbl.) Nr. 86 vom 28. October 1823.

hätte nicht groß zu ſein brauchen, um den Werth meines Namens zu erſetzen. Ich ſage dieſes nicht um Ihrer Bitte auszuweichen, im Gegentheil, ich will ſie erfüllen. Um aber durch meine Bereitwilligkeit nicht Ihre eigene Achtung zu verlieren, darf ich mir nicht verhehlen, daß mir das Opfer ſchwer fällt, welches ich den Nothleidenden bringe.

Schicken Sie mir gefälligſt nach Vollendung des Drucks das vollſtändige Werk, und ich werde dann eine Vorrede dazu machen.

Ein ſehr dringendes Geſchäft möge die Kürze meines Briefes entſchuldigen.

Ich bitte Sie, mich Hrn. Speyer freundſchaftlich zu empfehlen.

Ihr ergebenſter

Dr. Börne.

Im Jahre 1824 kehrte Börne von Paris zurück und lebte eine Zeit lang mit Madame Jeanette Wohl in Heidelberg, wo er auch den Hiſtoriker Schloſſer kennen lernte. (N. S. V, 336 f.) Allein Börne ſchien damals bereits zum Tode verurtheilt. Nachdem er in München zuweilen bereits krank, recht krank geweſen (N. S. II, 33 f., 48 f.), kam jetzt die Krankheit in Heidelberg zu einem ſehr bedenklichen Ausbruche. „Die Bruſt, die hochklopfende, die Menſchheit liebende, war zerrüttet — ein heftiger Blutſturz bewies es.“ Unter der ſorgſamen, liebenden Pflege ſeiner Freundin erholte er ſich jedoch wieder etwas von ſeinem unheilbaren Leiden und konnte ſchon im März 1824 nach Frankfurt reiſen, wo er überall ſehr freundlich empfangen wurde; zur Befeſtigung ſeiner geſchwächten Geſundheit mußte er aber ſeitdem auf den Rath mehrerer ärztlicher Autoritäten von Jahr zu Jahr

eine Badecur in Ems gebrauchen.[1]) Damals gab auch der Frankfurter Gelehrtenverein, deſſen Mitglied Börne ſeit dem Jahre 1821 war, ihm zu Ehren ein Mittagsmal im Weidenhofe. Pfarrer Kirchner brachte den erſten Toaſt auf Börne aus. Dennoch fühlte ſich dieſer in Frankfurt nicht recht heimiſch; der Handelsgeiſt war ihm zuwider, der ſchwache Geiſt des öffentlichen Lebens noch mehr. „Nimmer und nimmer könnte ich in Frankfurt leben.“ (N. S. III, 3 ff.)

Im Januar 1825 beſuchte er wieder Stuttgart. Dort befiel ihn ſein Siechthum recht ſchwer: „Stuttgart, Freitag Nachmittag. Unangenehme Nachrichten. Theuerſte Freundin! Ich habe Ihnen verſprechen müſſen, Ihnen zu ſchreiben, wenn mir wieder etwas fehlt. Soll ich mein Wort halten oder nicht! Aengſtigen Sie ſich aber nicht, ich beſchwöre Sie. Ich habe, kaum hier angelangt, wieder Blut ausgeworfen, ich bin aber viel weniger erſchrocken als das vorige Mal. Der Arzt, zu dem ich geſchickt, war noch nicht hier; kömmt er noch zeitig vor Abgang der Poſt, ſchreibe ich Ihnen, was er geſagt. Sie leſen, was mein Arzt ſchreibt; alſo guten Muth. Er ſagte, ich hätte gar keine Anzeige dieſes Mal zur Ader zu laſſen, ich habe ihm nämlich meine frühere Krankheit und die Rezepte mitgetheilt, und er hat mir nur etwas verſchrieben. Blos zu Ihrer Beruhigung habe ich mir von meinem Arzte jemand als Kranken- und Nachtwächter empfehlen laſſen. Lieb wäre mir, Sie blieben noch einen Tag länger in Heidelberg, dann könnte ich Morgen Abend noch einmal ſchreiben.

[1]) Dieſe fünf (?) Emſer Badecuren fallen in die Zeit vom 12. Juli bis 7. Aug. 1825, 16. Juni bis 26. Sept. 1826, 17. Juni bis 12. Juli 1827, 17. Juni bis 12. Juli 1828 und 2. Juli bis 18. Aug. 1829, vgl. N. S. III, 133 ff., N. S. IV, 1 ff.

Adieu, gutes Herz. Im Waldhorn.“ (N. S. III, 9 f.) Samstag, den 19. Januar 1825: „Es geht ganz herrlich mit mir. Diesesmal bin ich besser weggekommen als das Vorigemal. Ich hätte vielleicht besser gethan, Ihnen das Ereigniß ganz zu verschweigen. Wie werden Sie erschrocken sein!“ (Ebd. p. 11 f.) Samstag, den 22. Januar 1825: „Gesund bin ich, aber wüthend, daß Sie noch nicht fort sind . . . Von meiner Gesundheit rede ich nicht mehr. Die Gesundheit ist auch eine Frau, die beste ist, von der man nicht spricht. Da werden Sie sich nun wieder zwei Tage ohne Noth geängstigt haben . . . (Ebd. 11 f.) Sonntag, den 23. Januar 1825: „Ich bin so gesund, daß ich Sie durchprügeln möchte. Darum keine Angst mehr. Schon drei Tage kömmt der Arzt nicht mehr, und Sie wissen, daß dieser Erscheinung Gesundheit entweder vorhergeht oder nachfolgt.“ (Ebd. p. 16.)

Zu seinem Brustleiden gesellte sich indes noch die Krankheit seiner Feinde, die Harthörigkeit, deren Entstehung von Börne freilich humoristisch erzählt wird. (N. S. V, 426 f.) Sein Aufenthalt in Stuttgart wurde ihm überdies gar sehr verbittert durch Unterhandlungen, welche sein Vater mit ihm über die künftige Erbschaft, ob Capital oder Rente, schon in Frankfurt eingeleitet hatte. (N. S. III, 5, 39 ff.) Er schlug die Leibrente als Beschränkung seiner Freiheit aus. In dem ihm zugedachten Unrechte erblickte er nur „jene unseligen aristokratischen Einrichtungen, die aus Hochmuth und Herrschsucht entsprungen, so vieles Unheil über die Welt bringen, Grundsätze, die ich verabscheue und zu deren Fortpflanzung ich nichts beitragen will“. (N. S. III, 43.) Am 22. März 1825 reiste Börne von Stuttgart ab und begab sich über Heidelberg nach Frankfurt. Mit inniger Freude bemerkte er dort

jede wenn auch noch so kleine Änderung als Conceſſion an die Achtung aller Menſchen oder die Toleranz ſowie Humanität im bürgerlichen-ſocialen Leben. Da hieß es nicht mehr: „Bei fünf Thalern Strafe darf hier niemand den Raſen betreten!“ oder dergleichen, ſondern er las zu ſeiner Verwunderung „Dieſe Anlagen ſind der Sorgfalt des Publikums empfohlen“.

Am 14. November 1825 war Jean Paul geſtorben. Nach Aufforderung des Vorſtandes des Muſeums, einer der Unterhaltung gewidmeten Geſellſchaft, deren Mitglied Jean Paul ebenfalls geweſen war, ſchrieb Börne die „Denkrede auf Jean Paul“ (IV, 46—59), „das ſchönſte Denkmal, das den Manen des großen Dichters errichtet worden und das zugleich, ſowohl durch die Begeiſterung der Sprache, als durch dieſe ſelbſt dem Redner einige unverwelkliche Blätter aus Jean Pauls eigenem Ehrenkranz zuſichert.“[1]) Am 2. December 1825 ward eine förmliche Trauerfeier veranſtaltet. Erſt eine Compoſition von Fesca, welcher in der Muſik eine annähernde Richtung mit Jean Paul gehabt haben ſoll, dann trug Pfarrer Kirchner die Denkrede vor: „Ein Stern iſt untergegangen und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben!... Wir

[1]) Wienbarg, Aeſthetiſche Feldzüge. Hamburg 1834 p. 295 f. Ueber eine gewiſſe „jüdiſch-mundartliche Färbung und Wortſtellung“ vgl. K. J. Schröer, die deutſche Dichtung des 19. Jahrh. Leipzig 1875 p. 33; G. Büchmann, Geſl. Worte 13. Aufl. p. 153.

hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede... Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein." Die Rührung und der Beifall war allgemein; nur fühlte sich Kirchner verletzt, daß der Beifall sich auch im Applaudiren kundgegeben — in solcher Weihestunde, bei so hehrem Gegenstande.

Schon am 4. December 1825 erfolgte in der von seinem Freunde C. O. Berly herausgegebenen „Iris, Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen" ein wortgetreuer Abdruck, welchem sich unmittelbar ein anderer im Cotta'schen „Morgenblatte für gebildete Stände" vom 9. und 10. December 1825 anschloß. Allein auch damit war das allgemeine Interesse[1]) nur zum Theile befriedigt. Der Beginn des folgenden Jahres brachte zwei Sonder-Abdrucke: „Denkrede auf Jean Paul Friedrich Richter von Dr. Börne. Eine Neujahrsgabe für die Freunde und Verehrer des unsterblichen Jean Paul's. Erlangen 1826", sowie „Denkrede auf Jean Paul von Dr. Börne. Gedruckt zu der von der Mittwochsgesellschaft in Berlin veranstalteten Feier des 21. März 1826. Für die Mitglieder und Gäste. Auf Kosten der Gesellschaft."

Kurz darauf erschienen „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu

[1]) Vgl. Berliner Conversations-Blatt Nr. 61 vom 27. März 1829; Zeitung für die elegante Welt Nr. 114 vom 12. Junius 1836.

Berlin von Dr. Ludwig Börne, Heidelberg 1827, Universitätsbuchhandlung C. F. Winter," (III, 51—68); Kern und Tendenz dieser Schrift ist vielleicht am besten in dem ebenso takt- als würdevollen Geständnisse Eduard Gans' [1]) wieder gegeben. „Kaum war die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung erschienen, so wurde von einem sonst geistreichen und gesinnungsvollen, hier aber mißtrauischen Schriftsteller eine Warnungsbroschüre angekündigt und verbreitet; der Staat wurde angeschuldigt, hinter der Litteraturzeitung sich zu verbergen, die Freiheit der Wissenschaft und des litterarischen Strebens wurde als gefährdet dargestellt, ja die Nennung des Namens selbst als ein Mittel betrachtet, alles Tüchtige zu unterdrücken." Ueber eine andere Wirkung, welche diese Broschüre in den zunächst betheiligten Kreisen machte, schrieb Börne selbst später bei Gelegenheit seines Berliner Aufenthaltes: „Sonntag Mittag aß ich bei Varnhagen ... Dort kam das Hauptgespräch auf die Berliner Litteraturzeitung und meine Schrift darüber. Da gerieth er nun in solche Heftigkeit und war so unanständig, daß es zum Erbarmen war. Ich hatte meine größte Schadenfreude. Er, der Diplomat, kochte und war bitter, wie Thee ohne Zucker, und ich, der Demagog, war kalt und süß wie Gefrornes. Meine Schrift hat ihn ganz wüthend gemacht. Als ich ihm bemerkte: alle Welt wäre meiner Meinung, sagte er ja, ich hätte die falschen Ansichten über die Zeitung verbreitet. Das Komischste war, daß er mir vorwarf, ich sei ächt deutsch. Er suchte eine ganze

---

[1]) „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" in Th. Mundts „Dioscuren" I, 310 ff., und in Ed. Gans' „Rückblicke auf Personen und Zustände" 1836 p. 215 ff.

Stunde lang mich zu bekehren, es war aber gerade, als wolle er den Pfarrthurm wegſchieben, und da gerieth er in die heftigſte Bewegung und ſagte ganz roth: jetzt ſehe er doch ein, daß er zum Advokaten nichts tauge. Früher bei Tiſche ſagte er mir mit der größten Ernſthaftigkeit: ich müßte doch ſehr über die Großmuth der Berliner Societät verwundert geweſen ſein, daß ſie mir auf meine Broſchüre nicht nach Gebühr geantwortet. Ich lächelte. Auch ſagte er mir (doch dies freilich im Scherze) er habe gehört, ich ſei nach Berlin gekommen, bei der kritiſchen Societät amende honorable zu thun. Kurz, Ihr kleiner David hat mit der kleinen Schrift, die er gegen Berlin geſchleudert, vielen gelehrten Goliaths Löcher in den Kopf geworfen. Gelobt ſei Gott der Herr." (N. S. III, 239 f.) Und acht Tage ſpäter: „Montag Mittag aß ich wieder bei V. Sie ſchrieb mir ein Billet, warum ich mich nicht ſehen ließe? Und ich ſollte bei ihr eſſen ... Sie gab mir mein Büchelchen gegen die Berliner Litteraturzeitung mit ihren eigenhändigen Noten am Rande. Ich fand aber kein vernünftiges Wort in ihren Einwendungen, und ich werde in großer Verlegenheit ſein, was ich darüber ſagen ſoll." (Ebd. p. 257 f.)

Aber ganz beſonders populär machte Börne der Aufſatz „Henriette Sonntag in Frankfurt" (II, 110—126; XVII, 320—322) im November 1827 geſchrieben, ſofort in der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" (p. 1429 ff.) und im „Morgenblatte für gebildete Stände" (p. 1221 ff.) veröffentlicht. Wie ſehr er auch die treffliche Sängerin bewunderte, ſo aufrichtig und tief empfunden die Huldigungen waren, welche er ihr darbrachte, — damals wie ſpäter konnte er nicht unterlaſſen, die Deutſchen vor dem Bühnen-Kunſt-Enthuſiasmus zu warnen, welchem ſie ſich ſo un-

gebunden hingaben, und über welchen sie alle anderen höheren Interessen ganz und gar vernachlässigten. „Die deutschen Blätter", hieß es in einer ursprünglich von der Censur arg verstümmelten Erklärung an die Redaction des „Frankfurter Journals" vom 5. October 1827, „die politischen sowohl als die nicht politischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausstehliche... Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen — müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, so hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna gesungen hat? Schon einige Wochen lang sind unsere hiesigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiselle Heinefetter da, wie Demoiselle Bamberger dort gesungen habe. Und was noch am lächerlichsten ist, diese Singgeschichten stehen nicht in dem belletristischen Theile der Zeitungen, sondern vermischt mit den politischen Nachrichten, so daß der Leser alles Maß verlieren muß, und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demoiselle Heinefetter oder Griechenland, Demoiselle Bamberger oder Spanien. In einem der hiesigen Blätter kommt

heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorstehe, die andere: daß Demoiselle Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen. — Heil dem, der Demoiselle Sonntag singen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leser, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reisen, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? Es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten..." (vgl. VI, 20 f.)

Im Frühjahre 1827 ließ sich Börne von Moritz Oppenheim (geb. 1801 in Hanau, gest. 1882 in Frankfurt a. M.) malen. Es ist dies dasselbe Bild, das allen späteren Lithographieen und Stahlstichen von Börne's Gesichtszügen zu Grunde liegt und nunmehr als Geschenk der Erben des Herrn Salomon Strauß im Städelschen Kunstinstitute (Nr. 425) zu Frankfurt a. M. sich befindet.

Am 19. April 1827[1]) starb Börnes Vater, mit dem er in den letzten Jahren in beständiger Spannung gelebt. Börnes pecuniäre Lage wurde dadurch eine günstigere. Sein väterliches Erbtheil, wie sehr er auch sonst gegen die übrigen Geschwister zurückgesetzt sein

[1]) Unter diesem Datum heißt es in dem „Sterbe-Register der isr. Gemeinde zu Fr. a. M." (p. 240): Baruch, Herr Jacob hiesiger Handelsmann, starb Donnerstag den 19. April Nachmittags um 4 Uhr, alt 66 Jahr."

mochte, betrug immer noch 22000 Gulden, welcher Betrag ihn mit Einschluß seiner Frankfurter Pension und einer Rente, durch welche er den künftigen Ansprüchen an das Vermögen der Mutter entsagte, auf ein jährliches Einkommen von etwa 1600 Gulden rechnen ließen, „zur Noth genug für einen Einzelnen, hätte er nicht so viele Bücher gebraucht und so viele Blumen und Teppiche und Vorhänge und feines Tuch und soviel feine Westen und frische Handschuhe! Jeder hat eben seinen Luxus.“ [1]) Ein ursprünglich in Aussicht gestellter Prozeß mit seinen Brüdern wurde von seinem Freunde und Anwalte, Dr. Carl Leopold Goldschmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwischen ihnen eine Verstimmung zurück, die sich erst in späteren Jahren verlor. Das Verhältnis zu seiner Schwester blieb ungetrübt. Innige Freundschaft und Anhänglichkeit verband beide während der ganzen Zeit ihres Lebens. An dem Entwicklungsgange seines leider zu früh verstorbenen „griechischen Neffen“ (N. S. I, 274 f., 288 f.; III, 245), des Hegelianers Dr. Ludwig (Louis) Spiro [2]) pflegte Börne stets warmen und regen Antheil zu nehmen.

Im Jahre 1828 führte er einen längst gehegten Lieblingsplan aus, Berlin wieder zu sehen, die neuen Verhältnisse dort kennen zu lernen. In langsamen Tagereisen begab er sich dahin. In Gelnhausen besuchte er den Apotheker und Senator Cassebeer, welcher ihn, weil damals die von Oken veranlaßten Versammlungen der Naturforscher in Gang gekommen waren und einige Jahre vorher eine solche in Frankfurt stattgefunden hatte, selbstverständlich für einen Naturforscher ansah.

[1]) K. Grün, Ludwig Börne (XII, 118).

[2]) Vgl. Frankfurter Jahrbücher X, 125 f.

„Er ließ auftiſchen, Eſſen und Wein. Er hielt mich für einen Naturforſcher, ſprach mit mir von der Entwicklung des Saamens, worin er neue Entdeckungen gemacht, und ich hielt mich ganz brav, ohne ein Wort zu ſprechen. Ich hörte geſchickt zu. Schon mehrere Frankfurter Naturforſcher, die hier durchkamen, haben ihn beſucht. Er ließ es ſich nicht nehmen, mich den weiten Weg in mein Wirthshaus zu begleiten, und ſagte mir: „Wir Naturforſcher müſſen einander durchhelfen.“ Er ſagte weiter: „ich lebe hier ſehr glücklich, habe mein Auskommen, botaniſire und — bin Witwer“ — ſetzte er in der Zerſtreuung hinzu“ (N. S. III. 208 f.). Dieſes Erlebnis brachte ihn auf einen alten Plan: „. . . Als mich der gute dicke Caſſebeer in Gelnhauſen ſo freundlich aufgenommen, blos weil er mich für einen Naturforſcher hielt, da erinnerte ich mich wieder eines alten Wunſches, daß ſolche jährlichen Zuſammenkünfte auch unter andern deutſchen Schriftſtellern veranſtaltet werden möchten. Ich habe mir vorgenommen, dieſes in Berlin zur Sprache zu bringen, und vielleicht darüber in der Mittwochs-Geſellſchaft eine Vorleſung zu halten. Freilich werde ich dort den Hauptgedanken verſchweigen, ja mir ganz andere Vorſtellungen in dieſer Sache andichten müſſen. Denn für die Wiſſenſchaften bringen ſolche Geſellſchaften (nämlich die jährlichen Verſammlungen) keinen Gewinn, wohl aber für das Leben — und ſo etwas darf man in Berlin nicht auseinanderſetzen. Die Errichtung einer Ideenmeſſe wäre doch etwas Schönes.“ (Ebd. 211 f.) In Weimar beſuchte er K. Holtei, dem er einen Brief des Malers Oppenheim brachte. „Die Ueberraſchung dieſes Mannes hätten Sie ſehen ſollen! Er war in Frankfurt vor einiger Zeit, hatte aber keinen

gefunden, der ihn bei mir einführte. Er habe sehnsuchtsvoll zu meinen Fenstern hinaufgesehen. Er führte mich zur Frau Schoppenhauer, wo wir Thee tranken. Ich wollte anfänglich nicht hingehen; als er mich aber versicherte, die Schoppenhauer würde sich todt freuen, mich zu sehen, bekam ich große Lust, einmal eine alte Frau umzubringen und ging. Doch sie starb nicht an mir. Da wurde viel von Litteratur gesprochen und ich bekam einen Vorgeschmack von Berliner Art. Ein Professor Wolf, getaufter Jude „erster deutscher Declamator" und hier angestellt, besuchte mich. Ein hübscher Mensch. Holtei drang sehr in mich, morgen zu Goethe zu gehen, es werde ihn sehr freuen. Doch habe ich es abgelehnt. Als ich heute gegen Weimar zufuhr und es vor mir lag mit seinen rothen Dächern im Winter-Sonnenschein, kalt und freundlich, und ich dachte, daß Goethe darin schon länger als fünfzig Jahre wohne, daß er es nie verlassen (er war weder in Paris noch in Berlin) — da überfiel mich wieder der alte Groll gegen diesen zahmen, geduldigen, zahnlosen Genius. Wie ein Adler erschien er mir, der sich unter der Dachtraufe eines Schneiders angenistet. Und ein solcher Mensch sollte doch ein fleischfressendes Thier sein, und nicht wie ein Spatz Gerste essen, auch nicht aus der schönsten Hand. Der Hof, wo er schon länger als ein halbes Jahrhundert angekettet liegt, soll der steifste, lächerlichste Hof sein, den man sich nur denken kann. Jeder Bürgerliche wird streng ausgeschlossen. — Holtei sagte mir, daß mein Bild hier in mehreren Häusern hänge. Man habe sich meinen Aufsatz über die Sonntag überall aus den Händen gerissen." [1]) (Ebd. p. 214 f.) In Weißenfels machte

[1]) Vgl. dagegen: Karl Holtei, Vierzig Jahre, Breslau 1845 V, 53 ff.

Börne die persönliche Bekanntschaft Müllners, von dem er jedoch nicht die besten Vorstellungen davontrug. Er schreibt am 11. Februar 1828: „Nach dem Essen besuchte ich Müllner. Er war nicht zu Hause und da ging ich wieder heim. Aber bald darauf kam sein Kammerdiener und lud mich höflichst zum Herrn Hofrath. Ich fand ihn in einem Pelze eingehüllt, sich wärmend. Er kam vom Schlittschuhlaufen nach Hause und er sagte mir, daß er dabei einen Schleier trage, sich gegen die Kälte zu schützen. Denken Sie sich einen dicken untersetzten Mann, in den fünfzigern Jahren und den verschleiert Schlittschuh laufen! Er sprach von allerlei, aber weder von etwas Vernünftigem noch vernünftig, und immer nur von sich, von seinen Streitigkeiten mit Buchhändlern, mit Gelehrten und Andern. Geist zeigte er wenigstens keinen. Er donnert manchmal, blitzt aber nie. Gott segne mir diesen Mann. Ich war zwei Stunden mit ihm zusammen und habe keine zehn Worte gesprochen, hatte aber zehn Ohren für das was er sprach. Er wird mich loben. Das ist wieder ein Original von deutschem Gelehrten! Hören Sie seine Lebensweise. Um 1 Uhr Mittag steht er vom Bette auf und speist mit seiner Familie, was ihm Frühstücken ist. Nachmittags Spazieren, Abends bis zehn im Club, von da bis 5 Uhr Morgens arbeitet er, wobei er Thee mit Burgunder trinkt. Um 5 Uhr geht er schlafen. Er nahm mich mit ins Casino, nachdem er sich in meiner Gegenwart vom Hemde an gekleidet. Ehe er das Zimmer verließ, nahm er einen Löffel Magnesia gegen Sodbrennen. Um den Hals band er einen ganz langen Fuchsschwanz. Im Casino spielten wir Schach, und er setzte mir ein Glas Bier mit Zucker und geriebenem Brode vor, welches mir sehr gut schmeckte. Er ließ mir durch

einen Bedienten nach Hause leuchten . . . . .“ (Ebd. 218 f.) Ergänzt wird dieses Bild durch den Bericht aus Leipzig, den 12. Februar 1828: „. . . . . Der Müllner hat einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Artig war er sehr, aber ich wäre gern grob gegen ihn gewesen, und als er sprach von meinem „schlagenden Witz“, dachte ich: o dürfte ich dich damit durchprügeln. Einen originellen Gedanken äußerte er, der aber mehr glänzend als wahr ist. Er sagte nämlich: „Sie sind ein sehr saumseliger Schriftsteller“ . . . Hätte ich den Hofmann Goethe besucht, und den Tag darauf den Bauer Müllner, das hätte Stoff zu einer schönen Vergleichung gegeben!“ (Ebds. p. 222 f.) Zehn Tage dauerte im Ganzen die Reise: „. . . Die Haupturſache, warum ich gesucht meine Ankunft in Berlin bis zum Freitag hinauszuzögern, ist: damit ich das Räthsel aufgeben könne, ich sei Donnerstag Mittag von Frankfurt abgereist, und Freitag Mittag in Berlin angekommen. Alles wird rufen, das sei nicht möglich. Zehn Tage hintereinander hatte ich also jede Nacht in einer anderen Stadt geschlafen. Ich will zur Einnerung das schläfrige Verzeichniß hierhersetzen. Mittwoch, den 6. Februar in Frankfurt, Donnerstag den 7. Gelnhausen, Freitag, den 8. Fulda, Samstag, den 9. Eisenach, Sonntag, den 10. Weimar, Montag, den 11. Weißenfels, Dienstag, den 12. Leipzig, Mittwoch, den 13. Wittenberg, Donnerstag, den 14. Potsdam, Freitag, den 15. Berlin.“ (Ebd. p. 229 f.) Und wie man hinzufügen könnte, Absteigequartier genommen im „Hotel de Rome“, sodann Privatlogis Friedrichstraße Nr. 161 bei dem Buchhändler Wilhelm Logier, dem späteren Verleger des „Forum der Journalliteratur“ von Gutzkow.

„Hofrath — Börne — Sonntag“ (N. S. III, 237 ff., G. S. XII. 247 ff.) war der Refrain, welchen er jetzt auf Schritt und Tritt zu hören bekam. Sein begeisterter Aufsatz über die gefeierte Sängerin Henriette Sonntag hatte ihm in Berlin eine solche Berühmtheit verschafft. Er machte neben der bereits erwähnten Bekanntschaft Varnhagens und dessen Frau, jene der Familien Mendelssohn-Bartholdy, lernte Wilhelm von Humboldt, Eduard Gans, Jul. Ed. Hitzig, Meyerbeer, Fouqué und Zelter kennen; nicht umsonst hatte ihn auch K. v. Holtei mit Empfehlungsschreiben an Willibald Alexis, und Ludwig Robert, der Frankfurter Senator J. J. Willemer mit solchen an Marheinecke und Ritter versehen. „Als Börne nach Berlin kam, da waren die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft in großer Verlegenheit“ — spottete später der scandalsüchtige M. G. Saphir[1]) —, ob sie ihm zu Ehren seinen Geburtstag essen sollten, oder ob sie, um ihn würdig zu ehren, ihn erst todtküssen und todtschmeicheln sollten, um dann seinen Todestag zu essen. Sie flatterten um ihn herum wie die Mücken um die Wachskerze. Zuerst Gubitz, der gute Tailleur en bois et en poësie; Fr. Förster, der durch Dinte weißgewaschene Demagog und Currende-Poet des alten Churfürsten: Alexis, der ungesalzene Häring, der entfesselte Referendarius und Leib-Reichs-Novellist; von Holtei, Goethes Hühneraugen-Dichter, und schauspielender Kindermörder seiner eigenen Producte; Fouqué, der Weithinschreibende mit der minnegirrenden Ritter-Tartsche, und dann alle die kleinen Silbergroschen-Genies aus dem „Gesellschafter“ und aus

[1]) Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypressen, Litteratur- und Humoralbiefe. München 1834 p. 130 f.

dem „Freimüthigen", alle, welche unter den Fenstern der Sontag den Pegasus mit ihren Strumpfbändern aufzäumten, wie liefen sie durcheinander, fielen sich in die Arme, und sagten nichts als: „er ist hier!" Man war noch uneinig, ob Gubitz ihn in Holz schneiden und zum alten Hutten hinsetzen sollte; ob Förster den großen Churfürsten mitten im Jahre zu ihm aufs Zimmer die Runde machen lassen sollte, oder ob die Redaction des „Freimüthigen" ihren Ulrich v. Hutten und ihren Verleger braten lassen sollten, um Börne damit zu bewirthen. Börne konnte kaum zu Athem kommen, er bekam ordentlich eine Ehrengarde von Schriftstellern, die sich regelmäßig ablöste, und er sagte oft zu mir: „Berlin kommt zwar zu mir aufs Zimmer, allein ich möchte auch einmal Berlin sehen und nicht nur mirs zeigen lassen." Und in der That! Man paradirte damals mit ihm und diese Parade wurde von denselben Menschen aufgeführt, die später als Buschklepper über ihn und seinen guten Namen herfielen, und sich polizeilich bescheinigen ließen, daß sie ihn niemals gekannt. [1])

In Berlin sah er auch nach langer Trennung [2]), seine alte Liebe wieder, Frau Henriette Herz. Am 18. Februar 1828 meldet er: „Ich zog mich gleich . . . an und suchte die H. auf, in der Wohnung, wie sie der Adreßkalender angab. Ich stieg die zwei Treppen eines kleinen Hauses hinauf und da sah alles so ärmlich aus, daß mir das Herz wie zusammengeschnürt war, als ich bedachte, in welchem

[1]) Vgl. Bemerker No. 4, Beilage zum 28. Blatte des „Gesellschafter" vom 18. Februar 1833 (G. S. XIV, 120).

[2]) Seit dem 13. Juli 1803 hatte nur eine kurze vorübergehende Begegnung im Jahre 1819 zu Frankfurt a. M. stattgefunden, vgl. Fürst, p. 191 f.

Glanze ich einſt die H. geſehen, und in welcher bedrängten Lage ich ſie wieder finde. Sie war nicht zu Hauſe. Nach einigen Stunden kam ich wieder, und da fand ſich zu meiner großen Freude, daß ich irre gegangen. Darauf beſuchte ich die ächte H., die in einer ganz anderen Gegend recht hübſch wohnt. Ich wurde mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen. Die H. iſt jetzt vier und ſechzig Jahr alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Ich habe ſie in ihrem Sommer geſehen. — eine Juno! und das war damals das Wort in Jedes Mund. Die H. lebt in beſtändiger Thätigkeit, und benutzt die Viertelſtunden als wären es Tage. Darin erſcheint ſie mir ſehr weiſe und darum achtungswerth. Sie vollbringt ihre Arbeit als wären es Vergnügungen, und behandelt ihre Vergnügungen als Geſchäfte. Jeden Vormittag von 9 bis 12 Uhr unterrichtet ſie die Kinder armer, einſt vermögender Eltern, in allen lebenden Sprachen und zwar unentgeldlich. Sie thut dies ſchon ſeit 1813. Damals nämlich, im Befreiungskriege, als ſich die Frauen zur Krankenpflege in den Spitälern vereinigt, habe ſie an dieſer Wohlthätigkeit nicht Theil nehmen können, weil ſie ihren Abſcheu gegen Kranke nicht zu überwinden vermochte; um aber nicht müßig zu bleiben, habe ſie die Kinder derer, welche der Krieg in Armuth geſtürzt, zu unterrichten begonnen, und ſo fahre ſie noch immer fort. Ich beſuche die H. alle Tage, weil ſie es wünſcht und ich es gern thue. Beim zweiten Male fand ich den *** bei ihr. Da kam auf meine Schriftſtellerei die Rede. Als ich bemerkte, ich hätte viel Glück, ſagte die H., ich hätte nicht weniger Verdienſte. Zwar erfreuen ſie ſich weniger an meinem Humor — (dieſer iſt den Frauen ſelten zugänglich —,

bemerkte ich —) aber jede ſentimentale Zeile von mir mache ihr die größte Freude.“ (Ebd. p. 235 f.)

Ueber die Stadt ſelbſt und ihre Bewohner hatte er ſechs Jahre vorher das ſtrenge Urtheil gefällt: „In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes Jahr zubringen, ich hätte meine tauſend Freuden dort, wohl auch eben ſo viele Thaler. Ich getraute mir zu, nicht blos das Geſpräch des Tages, ſondern eines ganzen Winters zu werden. Ich wollte dieſe eleganten Seelen wie ein Platzregen auseinanderſcheuchen. Es iſt gar zu hochmüthiges Volk, auf uns Südländer ſehen ſie mit der größten Verachtung herab, und doch kömmt ihnen das ganze Jahr kein Biſſen friſch Fleiſch in den Mund, ſie ernähren ſich von eingepökelten Ideen. Ganz dunkle Nacht iſt eigentlich nie bei ihnen, denn ſie haben Nordſchein, aber ſie thun auch gewaltig ſtolz mit ihrer Aufklärung, und ſie ſchwören darauf, Phöbus ſei ein Brandenburger Gott. Sie ſind eine Art Franzoſen, aber eingemachte.“ (N. S. II, 147 f.) Jetzt ſchrieb er gleichſam zur Berichtigung: „Man macht ſich bei uns von den Berlinern eine falſche Vorſtellung, man hält ſie für übergebildete, glatte, herzloſe, verſchrobene Menſchen. Dieſes iſt gerade das Gegentheil. Sie ſind die einfachſten, beſcheidenſten, herzlichſten Menſchen, die mir je vorgekommen. Man findet bei uns, bei Mangel dieſer Bildung, viel mehr Oſtentation, viel mehr Falſchheit und Verſchrobenheit als hier. Der Luxus iſt weit geringer als in Frankfurt, und die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und ſie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie viele habe ich hier ſchon ganz unbefangen von ihrer ökonomiſchen Lage ſprechen hören, und wie ſie dies oder jenes unterlaſſen müßten aus Mangel an Geld. Für

Gelehrte ist übrigens Berlin ein kleines Eldorado. Sie werden respektirt und gefüttert, sie können alle Tage zu Gaste gehen." (N. S. III, 296 f.) Ja das für Berlin gewonnene Interesse war so groß, daß er eine Zeit lang daran dachte, die dortigen Erlebnisse litterarisch zu verwerthen: „Das erste, was ich thue, wenn ich Ihnen wieder zur Seite bin, ist, daß ich etwas über Berlin schreibe. Aber im Vertrauen, ich fauler Mensch habe noch wenig gesehen, und ich muß das schnell noch alles abmachen. Ueberhaupt habe ich jetzt die größte Lust, mich zu produciren, da ich weiß, wie begierig in Berlin meine Sachen gelesen werden. Das spornt doch meine Eitelkeit mehr an, als der Beifall des Frankfurter Publikums es vermochte. Sie sollen noch Freuden an mir erleben. Romane werden geschrieben, zehn Bände dick; Novellen, die artigsten von der Welt, und andere schöne Sachen. Aber ganz im Ernste, wenn ich nur ein Dutzend solcher Charaktere kennen lernte, wie ich erst hier einige kennen gelernt, würde ich vielleicht noch einen Roman zu Stande bringen. Ich habe auch hier die Zeit nicht gehörig benutzt. Im ganzen kenne ich nur zehn bis zwölf Häuser, und regelmäßig besuchen thue ich nur fünf. Zwei Monate ist freilich eine kurze Zeit in einer so großen Stadt. Und wie viel war ich zu Hause." (Ebd. III, 312 f.) „Mai-Tage am Rhein" werden geschrieben für das Morgenblatt und darin will ich meine Berliner Gedanken anbringen." (Ebd. III, 327.) Leider störte und hinderte ihn vielfach seine zunehmende Harthörigkeit. „Meine bösen Ohren machen mir hier viel Kummer. Ich habe in Frankfurt immer geglaubt, das Uebel wäre mir gleichgültig. Dort war es mir auch, weil dort wenig gesprochen wird, was verdiente gehört zu werden. Hier ist das aber ein an-

derer Fall. Doch ſtelle ich mich überall gleich als Harthörigen vor und das erleichtert mir meinen Zuſtand.“ (Ebd. p. 247.) „Mit meiner Harthörigkeit iſt es ſchlimm und ich glaube nicht, daß viel dagegen zu thun iſt. Die Taubheiten, die in Wiesbaden curirt werden, ſind wohl rheumatiſche, ſchnell entſtandene. Bei mir ſind Unterleibskrankheiten, Stockungen des Geblüts Urſache. Ich werde in Ems Waſſer und Dämpfe ins Ohr bringen, das hilft vielleicht. Ich bin aber hier mit ſehr vieler Grazie taub und es macht mich nicht lächerlich.“ (Ebd. III, 266.)

Am 28. April 1828 verließ er Berlin, nicht ohne daß der Abſchied noch einmal an die ſüße Erinnerung der erſten Jugend angeknüpft hätte. „Ich komme ſoeben von . . . (Herz), von der ich Abſchied genommen. Sie reichte mir die Wange zum Kuſſe. Als ich vor fünf und zwanzig Jahren, in Thränen zerfließend, von ihr ging, und ich kein einziges Wort vor Rührung ſprechen konnte, da war ich ſiebzehn Jahre alt, ſie in ihrem Sommer, ich liebte ſie und durfte damals nur ihre Hand küſſen.“ (Ebd. p. 330). Auf der Rückreiſe über Magdeburg und Braunſchweig verweilte Börne acht Tage lang (7.—15. Mai) in Caſſel, wo er mit den Brüdern Murhard, dem Schauſpieler Seydelmann, dem Componiſten Spohr und dem Baſſiſten Sieber vielfach verkehrte. (Ebd. p. 341 ff.) Wahrſcheinlich nahm er in jenen Tagen den Diener Conrad Ullrich an, von welchem er ſo oft in ſeinen Briefen erzählt, eine ehrliche gute Seele, ſeinem Herrn anhänglich und doch zugleich gar naiv in ſeinem Weſen, drollig in ſeiner Sprechweiſe, mit großem Ernſt und unbewußter Komik.[1])

[1]) Vgl. u. A. die Gartenlaube, 1871, Nr. 3, p. 55 f. Ein Gedicht ſeines Dieners hat Börne aufbewahrt. N. S. VI. 53 f.

Den Sommer 1828 verlebte Börne am Rhein in Geisersheim und Rüdesheim mit der Familie des Componisten Alois Schmitt und mit seiner Freundin Wohl. Im Herbste reiste Börne mit denselben über Gießen, wo er Prof. J. B. Adrian durch seinen unverhofften Besuch eine angenehme Ueberraschung bereitete und dessen Frau sowie anwesende Freunde in die vollste Bewunderung ob seines geistreichen und gemüthlich hingebenden Wesens versetzte,[1]) über Halsdorf, Cassel, Minden, Eimbeck nach Hannover, wo Börnes Freundin bei ihren Verwandten zurückblieb, während er selbst über Braunschweig, wo er verschiedene fruchtlose Unterhandlungen mit dem Buchhändler Vieweg (N. S. IV, 81—85) pflog, nach Hamburg ging. Schon in Frankfurt hatte nämlich Börne den Plan gefaßt, eine möglichst vollständige Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze und Schriften herauszugeben, wozu man ihn in Berlin ermuntert hatte (N. S. III, 289.); so schrieb ihm Hitzig, derselbe Freund, der ihn neun Jahre später mit „Tollhäusler" bezeichnet,[2]) er wolle Haus für Haus auf seine Schriften collectiren gehen. Am Rheine, in Rüdesheim und Geisenheim begann er allmählich mit der Sichtung seiner zerstreuten Arbeiten und trat, vielleicht auf Anrathen des ihm seit dem Frankfurter Aufenthalte von 1827 persönlich bekannten Dichters Heine, brieflich mit dem Buchhändler Campe in Verbindung, der sich als „aller Verleger Blüthe"[3]) durch einige

[1]) Rheinisches Taschenbuch für 1840 p. 216.

[2]) Ueber belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf. Berlin 1838 p. 19.

[3]) H. Heines sämmtl. Werke XVII, 191;

freimüthige Verlagsartikel den Ruf eines unternehmenden, wagluſtigen, geſinnungsfeſten Verlegers erworben hatte. Nach langen Verhandlungen kam ein Vertrag zu beiderſeitiger Zufriedenheit zu Stande, worin Börne für das fünfjährige Verlagsrecht ein Honorar von 4000 Thalern erhielt. Ein launiger Proſpect ſollte das Publikum zur Subſcription einladen: „Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgeſprochen: ich könnte kein Buch ſchreiben. Aber, habe ich denn eins geſchrieben? Und was iſt's! Ein Buch iſt Wein im Faſſe, ein Blatt Wein in der Flaſche — wenn Wein iſt hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer leſen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher ſei jetzt die Zeit zu eilig und beſchäftigt — die Welt iſt auf Reiſen . . . Was ich immer geſagt, ich glaubte es. Was ich geſchrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgeſagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich ſelbſt. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er ſie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen . . . (VI. 205 f.) Die meiſten Journale nahmen dieſe Ankündigung in ihre Spalten auf, abfällig beſprach ſie der „Philiſter mit der Hausnummer 50" in den „Blättern für litterariſche Unterhaltung vom 19. Januar 1829", während Dr. Julius Sobernheim im „Beiwagen für Kritik und Antikritik" zu der von

M. G. Saphir zum Mindeſten noch nominell redigirten „Berliner Schnellpoſt“ vom 11. Juni 1829 jubelte: „Wenn unter den tauſenden litterariſchen Contrebanden, die ſo viel Verfaſſer unſerer Tage, um keinen Zoll an die unparteiiſchen Douanen des Geiſtes zu zahlen, in finſtrer Gedankennacht und auf ungebahnten Schriftſtellerwegen in das geräumige Treibhaus der intellectuellen Welt mühſam hinſchleppen, ſo iſt es ein wahres Jubiläum fürs Herz, ein Feiertag für den Geiſt, ein herrliches Intermezzo für das ewige Bonmot von geſtern, wenn ein Mann wie Börne, mit den reifen Früchten ſeiner Muſe am litterariſchen Horizonte erſcheint. Und es ſteigt der Cours des Humors, da er auf Börnes Wage liegt und die Aktien des guten Geſchmacks gehen in die Höhe, und die Lichtfunken des treffenden Witzes flimmern am Zenith des Gediegenen. Zählen wir einmal die großen Humoriſten Deutſchlands, wie viel finden wir? Hamann, Hippel, Lichtenberg, Jean Paul und Hoffmann und zum Theil Ludwig Tieck und endlich Börne und nun Punktum.“ [1])

---

[1]) Intereſſant und gewiß nicht vollſtändig zu übergehen dürften vielleicht folgende andere der ſ. g. „Univerſal-Zeitſchrifts-Controlle“ der „Berliner Schnellpoſt“ vom 8. Januar 1829 entnommenen Worte ſein: „Man hat tauſend Beiſpiele, daß ein Buch ſchlechter iſt als die Recenſion, die darüber erſcheint; aber es iſt ſelten, daß eine Recenſion beſſer iſt, als das Buch, welches ſie beſpricht. Aber ein wahres Wunder iſt es, wenn eine Recenſion das Werk ſelbſt an Geiſt, Lebendigkeit und Lebensmark weit überflügelt und ſothanes Wunder iſt geſchehen, und gedruckt zu leſen im „L.-Bl. Nr. 100 des M. Bl.“, in welchem der Doctor Börne den Gelaſius von Maltitz beſpricht. Wir ſind dem Herrn von Maltitz ſehr dankbar, eine ſolche Kritik veranlaßt zu haben. Wenn das Induſtrie-Comptoir zu Leipzig dieſe Kritik dem Gelaſius vor dem Reiſebündel als Vorwort hinſchnürte, würde er beſſer gehen . . . Möge uns Herr von Maltitz

Auf seiner Reise überraschte Börne damals nichts mehr als der großartige Weltverkehr Hamburgs. Er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließe und gab von den vielen, die er erhalten, die wenigsten ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedere nahm (N. S. IV, 27), gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnden Wassermassen des Alsterbassins. In dem Dramaturgen Zimmermann[1]) fand Börne einen begeisterten Verehrer, der ihn als Cicerone mit Hamburgs Sitten und Unsitten bekannt machte. Friedrich Gottlieb Zimmermann war seit langen Jahren als Lehrer am Joanneum angestellt und redigirte seine „Dramaturgischen Blätter" im Geiste Lessing's; deshalb galt er als der einzig competente kritische Richter Hamburgs, auch durch seinen wahrhaft classischen Geschmack und sein ätzendes Urtheil muß er nicht ohne imponirenden Eindruck auf Börne geblieben sein. Im Uebrigen war Zimmermann eine düstere, dämonische Natur, unglückliche Familienverhältnisse (N. S. IV, 29), Zerfallenheit mit sich und der Welt drückten seinem energischen Gesicht einen finsteren, zuweilen fast grimmigen Zug auf. In den kurzen Hamburger Krawalltagen vom Jahre

noch oft mit Werken beschenken, die Börne recensiren wird." Der auch von Börne hart getroffene Autor erwiderte mit dem harmlosen und liebenswürdigen „Sendschreiben eines grauen Wanderers, Namens Gelasius Grabe an den Doctor Börne" (Intelligenzblatt zum Mitternachtblatte 1829 Nr. 4 vgl. G. S. VII, 113—127.)

[1]) „Dramaturgische und Neue dramaturgische Blätter", Hamburg 1821—1827. VI Bde. Fr. Gottl. Zimmermanns Dramaturgie nebst einer charakt. Lebensskizze hsg. v. Georg Lotz. Ebd. 1840 II Bde. Neuer Necrolog XIII, 103—111.

1830 flammte sein Auge auf, wenn er im Pavillon an der Alster, seinem täglichen Aufenthaltsorte, sitzend, das Volksgetöse draußen vernahm. Man mußte ihm Bericht erstatten, wie und wohin es ging, in das wüste, sinnlose Treiben legte er die allererdenklichsten Consequenzen. Sein tiefes Leid oder das Uebel, an welchem der wackere Mann allmählich zusammenbrach, hielt L. Wienbarg[1]) für unterdrückte Thatkraft.

Bei Zimmermann, der auch dem „deutschen Aristophanes" gegenüber die Stellung eines älteren Freundes und Mentors einnahm,[2]) erkundigte sich Börne eingehend um den berühmten Dichter, welcher damals in Genua weilte. (N. S. III, 33) Auch besuchte er den Banquier Salomon Heine, der ihm schon von Ems (Ebd. III, 143, 146) aus bekannt war: „Vergangenen Sonntag habe ich bei Salomon Heine auf seinem Landhause gegessen. Was hat das eine herrliche Lage! Es liegt an der Elbe, und alle Schiffe von und nach der See müssen am Garten vorbei. Ich habe mich ziemlich amüsirt. Eine hübsche Familie. Der Doctor Halle, Schwiegersohn Heines, ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, der mir ungemein gefällt. Ich saß bei Tische neben der alten Heine mit meiner linken tauben Seite. Ich fürchtete mich die Damen unterhalten zu müssen und dann nichts zu hören, als ich bald zu meinem Entzücken entdeckte, daß die gute Frau auf dem rechten Ohre taub

---

[1]) „Der Kompaß. Eine Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung" hsg. v. C Volckhausen und L. Walesrode. Nr. 37 vom 13. Sept. 1857 p. 293 f.

[2]) Ad. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke 2. Aufl. I, 426 f.

iſt, und ſich darum genirte mit mir zu ſprechen.“ (Ebd. IV, 34 f.)

Noch im October 1828 reiſte Börne von Hamburg nach Hannover zurück. Dort machte er ſich ſogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaktion ſeiner „Geſammelten Schriften“, wie an neuere Aufſätze, die den alten ſchon gedruckten als Ergänzung dienen ſollten: „Seit dem 14. November arbeite ich an der Kritik von Immermanns Trauerſpiel in Tyrol“. 25. bis 30. November: „Heute die Kritik von Immermanns Tyrol geendigt.“ Sonnabend den 13. December: „Heute den Aufſatz über den ſechsten Zinsthaler in Deutſchland geendigt.“ Den 5. Januar: „Heute die zweite Lieferung meiner Werke (3. Theil) nach Hamburg geſchickt.“ Den 8. Januar: „Heute die Kritik von Hamlet geendigt.“ Montag den 19. Januar: „Geſtern die Vorrede zum erſten Bande der Dramaturgie geendigt.“ Freitag den 30. Januar: „In vorigen Tagen die Kritik von Wilhelm Tell geſchrieben.“ Montag den 2. Februar: „Geſtern die Kritik von Shylock geendigt.“ Sonnabend den 7. Februar: „Heute das Vorwort zum dritten Bande geendigt.“ Den 13. Februar: „Heute den zweiten und vierten Band der Werke nebſt Vorrede zum erſten und dritten Bande nach Hamburg geſchickt.“ (N. S. IV, 116 ff.) Fünf lange Wintermonate arbeitete er auf dieſe Weiſe mit andauerndem Eifer. Und doch entſprach anfangs der Erfolg nicht im Geringſten den Erwartungen, zu denen der Ruf eines ſolchen Schriftſtellers berechtigte. Waren bei der erſten Zeichnung nur 150 Subſcribenten der Aufforderung nachgekommen, ſo ward auch jetzt der Abſatz ſeiner Schriften ein ſehr langſamer und keineswegs „ſicherer“, wie ſeines Biographen und Apologeten prätentiöſe Ausdruckweiſe

lautet; erst die „Briefe aus Paris“ veranlaßten eine gesteigerte Nachfrage und verschafften dem Verleger lohnenden Ertrag.[1]) Hingegen fanden die „Gesammelten Schriften“ eine durchweg günstige Aufnahme von Seiten der wissenschaftlichen und belletristischen Kritik. Neben Gustav Sellen im „Wegweiser zur Abendzeitung“,[2]) neben dem „Gesellschafter“,[3]) der „Mitternachtzeitung“,[4]) der „Zeitung für die elegante Welt“[5]) und einer übrigens von dem jugendlichen Gutzkow in seinem „Forum der Journal-Literatur“[6]) wegen ihrer unnatürlichen Kürze und Inhaltsleere herbe getadelten Notiz der „Ergänzungsblätter zur Halle'schen allgemeinen Litteraturzeitung“[7]), war es der mit A. Z. unterzeichnete Recensent der altehrwürdigen conservativen „Jenaischen Allgemeinen“ (Nr. 200 October 1830), welcher mit folgenden beachtenswerthen Raisonnements hervortrat: „Daß Ludwig Börne ein eminenter Geist und ein höchst origineller Schriftsteller sei, ist jetzt Niemand unter uns mehr unbekannt, wiewohl sich kaum jemals ein Autor so geringe Mühe gegeben hat, bekannt und anerkannt zu werden als er. Er hat das Privelegium der Kritik, zu tadeln, nicht auf Bücher beschränkt, sondern auf Nationen, ihre Geschichte und ihre gesammte Denkweise

[1]) Aug. Lewald's ges. Schr. VI, 49 f.

[2]) Nr. 63 vom 8. August 1829 (über Theil 1—4); Nr. 21 vom 13. März 1830 (über Theil 5—7).

[3]) Nr. 104 vom 1. Juli 1829 (über Theil 1—4); Nr. 199 vom 14. December 1829 (über Theil 5—6); Nr. 207 vom 28. December 1829 (über Theil 7).

[4]) Nr. 39 vom 25. Februar 1830 (über Theil 1—4).

[5]) Nr. 142 vom 23. Juli 1829 (über Theil 1—4); Nr. 1 vom 1. Januar 1830 (über Theil 5—6).

[6]) Ersten Bandes erstes Heft p. 30.

[7]) Nr. 65 Junius 1830 (über Theil 1—6).

ausgedehnt und kein Volk ist dabei schlimmer weggekommen als das seinige. Dennoch huldigt ihm Deutschland, und die Schmeichelei, welche keine möglichen Formen verschmäht, ist so weit gegangen, ihm die übertriebensten Lobsprüche zu zollen. Der Verf. dieser Beurtheilung hat Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie widerlich und unheimlich einem solchen Geiste jene Schmeicheleien sein müssen, die ihm fast das Ansehen geben, als habe er nicht aus Ueberzeugnng getadelt, sondern weil er wußte, daß die Grobheit eines der Mittel sei, dem Menschen zu imponiren. Von diesem Wahn ist unser Autor freizusprechen; seine Liebenswürdigkeit besteht in zwei bei uns Deutschen seltenen Eigenschaften, in Witz und in der Energie der Empfindungen, in dem Vermögen, lebhaft zu hassen und zu lieben. In der ersten dieser Eigenschaften besiegt er ohne Zweifel die meisten der jetzt lebenden Autoren Deutschlands; in dem zweiten hat er beinahe nur an Steffens einen Nebenbuhler. Der Charakter des Witzigen und des Energischen der Empfindung ist in Börnes Schriften durchgehend; er ist es, dem er den Glanz der Ursprünglichkeit verdankt, der seine Arbeiten auszeichnet. Es ist einige Verwandtschaft zwischen ihm und Jean Paul, aber nur eine solche, welche die Grundzüge gemein hat, in allem Nebensächlichen aber, in der Tendenz wie im Colorit, von einander abweicht. Auch Jean Paul verdankt dem Witz und der Energie seine Eigenthümlichkeit; aber, während er den ersten durch Humor versetzt, und diesen gegen die inneren Verhältnisse des Menschenlebens richtet, giebt Börne seinem Witz den möglichst schärfsten Stachel, und schleudert ihn gegen die äußeren Lebensverhältnisse der Gesellschaft, gegen Staat, Kirche, Verwaltung und Sitte. Unstreitig

ſchöpft Jean Paul aus einem tieferen Born des Wiſſens und der Beobachtung; aber auch Börne gebietet über viel Stoff, und hat den Vorzug vor ſeinem Nebenbuhler mit klarem Ausdruck des Gedachten den Gedanken in ſeiner nackten Wahrheit hervortreten zu laſſen. Das feine Spiel der Ironie verſteht Niemand in Deutſchland gleich ihm, wenn es ſich um publiciſtiſche Gegenſtände handelt; als Kunſtkritiker iſt er nicht ſelten befangen; und obgleich immer geiſtreich und witzig, doch oft einſeitig und gegen ſelbſtgeſchaffene Gegner in Streit. Ja nicht ſelten iſt er ſein eigner Gegner, denn es begegnet ihm, daß er ſich in den Zorn hineinredet und in der Hitze der Leidenſchaft oft gegen ſeine eigenen Prämiſſen wie zu Felde zieht. Aus Ueberzeugung gerecht, wird er nicht ſelten aus Eifer ungerecht, und ſchafft Mängel, um ſie mit ſiegreicher Waffe zu bekämpfen. Dieſs ſind dunkle Seiten und um ihre Aufzählung zu vollenden, ſtehe hier auch noch der Tadel, daß ſein Patriotismus ein eigenſinniger, ſeine Kunſtanſicht eine ſolche iſt, der nie ein Geiſteserzeugniß vollkommen entſprechen kann, und daß ſein Tadel, fern von dem kunſtvoll milden Urtheil Jean Pauls, oft den Charakter der Unverſönlichkeit annimmt, welcher mehr abſchreckt als belehrt. Nach dieſen Ausſtellungen gegen die Geiſtesrichtungen dieſes Schriftſtellers haben wir nur zu loben und hie und da zu bewundern. Der politiſche Scharfblick des Autors hat ihn in vielen Punkten wahrhaft zum Seher geſtempelt. Als Kunſtrichter iſt ſein Auge für Mängel und Widerſprüche von außerordentlicher Schärfe: Keine noch ſo verkleidete Schwachheit entgeht ihm, keine noch ſo glänzende Scheinſchönheit beſticht ihn, und die gleißende Schwächlichkeit findet er leicht aus donnernden Tiraden

heraus. Allein wir bezweifeln, daß seine Mitempfindung für die wahre Schönheit gleich lebhaft sei und daß er sich überhaupt an irgend einem Werke der Kunst, sei es nun Dante oder Calderon oder Shakespeare wahrhaft erfreuen könne. Sein Urtheil ist zu herrschend zum Bewundern und was wir behaupten, gesteht er eigentlich selbst. An Sprachvermögen kommt ihm nicht leicht einer der jetzt lebenden Deutschen, Tieck selbst nicht ausgenommen, gleich und es ist gewiß, daß Börne, dereinst für einen der ersten Prosaisten unserer Zeit zu gelten berufen ist. Die Harmonie seiner Rede, die kurze prägnante Form seines Witzes, die Energie seines Ausdruckes, und der Reichthum an stets passenden Bildern vereinigt mit den feinsten Tönen der Ironie und den erschütterndsten Ausdrücken des Schmerzes, dieser immer neue Wechsel zwischen hohen und tiefen, lockenden und ergreifenden Tönen giebt seiner Diction einen Reiz, der selbst die provinciellen Spracheigenthümlichkeiten lieb gewinnen läßt, von denen dieser Autor nicht frei ist ....." Mit einer stellenweise fast ermüdenden Weitschweifigkeit ließen sich die kritischen Stimmen im „Berliner Conversations-Blatte" [1]) und in den „Blättern für litterarische Unterhaltuug" [2]) vernehmen. Eine weit beachtenswerthere Besprechung lieferte Wolfgang Menzel unter dem gewohnten Zeichen des Lorbeerkranzes in Nr. 11 und 12 des von ihm geleiteten Cotta'schen Litteratur-Blattes vom 29. Januar und 1. Februar 1830: „. . . Niemand kann Börne lesen, ohne von seinem liebenswürdigen und

[1]) Nr. 168—171 vom 29. August bis 3. September 1829 (über Theil 1—4).

[2]) Nr. 216—217 vom 18. und 19. Sept. 1829 (über Theil 1—4); Nr. 300 und 301 vom 27. und 28. October 1830 (über Theil 5—7).

unerſchöpflichen Witz ununterbrochen entzückt zu werden, aber das Nachgefühl, das er zurückläßt, iſt traurig. Die reizenden und ewig wechſelnden Arabesken ſeiner Laune ſind nur Hieroglyphen des tiefſten Schmerzes. Die Mutter dieſer gaukelnden Scherze iſt die Melancholie, die mit bitterm Lächeln ihren Spielen zuſieht, und den Spott ſelbſt zu verachten ſcheint, wie ſeinen Gegenſtand. Noch entdeckte kein Schriftſteller mit ſo eindringlichem Scharfſinn jede Schwäche und Thorheit ſeiner Zeit, noch verfolgte ſie keiner mit ſo unerbittlichem Haß. Börne iſt nicht ungerecht, er ſieht nicht zu ſchwarz, aber indem er nur überall die Schattenſeite hervorhebt, mit Vorliebe nur immer auf die Dummheit und Schlechtigkeit Jagd macht, vermiſſen wir in ſeinen Schriften das Gegengewicht. Ein Laboratorium, worin alle Gifte der Natur geſammelt ſind, iſt noch nicht die Natur ſelbſt. Werke, wie die vorliegenden, worin alle wirklichen und möglichen Dummheiten der Deutſchen ſyſtematiſch zuſammengetragen ſind, geben noch kein treues Bild der Deutſchen. Börnes Krankheit iſt Deutſchheit, ſeine Deutſchheit Krankheit. Er ſtellt ſich dar wie ein in einen Bären verwandelter Menſch, der unter Bären mit dem tragikomiſchen Gefühl leben muß, ein Menſch zu ſein und doch nicht aus dem Pelze fahren zu können, ein Bär zu ſein, und doch ſich deſſen ſchämen zu müſſen. Ein wunderbares Zeichen der Zeit! Schon im Alterthum gab es Menſchenhaſſer, aber es gab keine Griechen, welche das griechiſche, keine Römer, welche das römiſche Volk gehaßt hätten. Auch im Mittelalter finden ſich Weltüberwinder die Menge, aber keine Deutſche, welche die Deutſchen als ſolche gehaßt hätten. Unſerer Zeit blieb es vorbehalten, eine ganz neue Seite des menſchlichen Gemüths im Nationalhaß der eigenen

Nation auszuhecken. Dies zeugt von tiefer Zerrüttung entweder der Gemüther oder der Nation oder beider. Iſt es das Vaterland, dem die Liebe, iſt es die Liebe, der das Vaterland fehlt? So glühend haßt nur, wer ſo glühend liebt. Ja es iſt die Liebe, deren Schmerz aus tiefſter Tiefe aufkocht und in vulcaniſcher Eruption ſeinen Flammenregen um ſich ſprüht — damit die Leute ſich an dem luſtigen Feuerwerk ergötzen. . . . . Der Witz macht nichts Großes und Ganzes, er zerſtört nur das Große und Ganze. Deshalb ſind alle Schriften Börnes nur Recenſionen, Fragmente, Aphorismen. Er zeigt uns nicht ein Heer in Parade, ſondern ein Schlachtfeld, auf welchem wir nur aus der Lage der Leichen erkennen, wo einſt die Lebenden ſtanden. Hier liegen die armen deutſchen und franzöſiſchen Poeten mit ihren zerbrochenen Leiern und zerſchnittenen Herzen. Dort die Schauſpieler ohne Arme und Beine. Dort die deutſchen Gelehrten, von denen man nicht weiß, ob ſie bloß eingeſchlafen oder todt ſind. Dort die Patrioten von 1814 ohne Köpfe. Dort die dicken Philiſter mit aufgeſchnittenen Bäuchen. Rings umher Cenſurlücken als Schanzgraben, Gruithuiſens Fernröhren als vernagelte Kanonenläufe, Schreibfedern als Gewehre, Doctorhüte als Grenadiermützen, alte Zeitungsblätter als Patronen. . . . . Börne iſt, wenn nicht für die Menſchen überhaupt, doch für die Deutſchen und für unſere Generation zu vernünftig, und findet uns folglich auch zu unvernünftig. Daher die Differenz zwiſchen ihm und der Zeit, in der er lebt; daher der böſe Septimenaccord, der in jedem Thema von ihm vortönt, und die Schärfe ſeines Alles durchſchneidenden Witzes iſt. Fürchten wir uns indeß nicht. Nicht leicht wird es wieder einer ſo weit in der Vernunft

bringen, wie Börne. Es ist dafür gesorgt, daß wir uns in der Weisheit nicht übernehmen. Wir athmen nur die Luft der Vernunft, aber wir können nicht darin fliegen; wir stehn mit unsern Beinen so fest auf dem treuen und sichern Boden der Unvernunft, als ob wir hineingewachsen wären. Machen wir auch ein paar Luftsprünge, wir kommen immer wieder auf die Beine zu stehn. Es hat ganz und gar keine Gefahr. Bei dem unendlichen Widerspruch zwischen dem Menschen und der Vernunft, zwischen dem, was ist und sein kann, und dem, was sein sollte, sind wir berechtigt, die Mittelstraße für die menschliche Vernunft zu halten und jene absolute Vernunft als eine göttliche von der Erde an den Himmel zu verweisen. In diesem Sinn halte ich es nicht einmal für vernünftig, vernünftig zu sein. Wenigstens bleibt die Unvernunft so lange ein Mittel in der Hand der Vernunft, bis die Vernunft allein ausreicht. Wer hat je die Unvernunft durch Vernunft besiegt? Sehen wir uns in der ganzen Weltgeschichte um. Ueberall und immer hat man die schädliche Unvernunft nur durch eine minder schädliche vertrieben, die Menschenpocken durch die Kuhpocken. Antidota haben gewöhnlich in der Weltgeschichte noch seltener als in der Medizin den Zweck erreicht. Die Menschheit will homöopathisch kurirt sein, das Arzneimittel muß dem Krankheitsstoff ähnlich sein.“[1])

Am bedeutendsten aber waren Lob und Tadel in einem kritischen Aufsatze, der in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ (Nr. 11 und 12, October 1830)

---

[1]) Gegen diese Ausführungen W. Menzels ist ein Artikel „Ludwig Börne“ im Berliner „Freimüthigen“ Nr. 42 vom 27. Febr. 1830 gerichtet.

von Wilhelm Neumann veröffentlicht ward, [1]) und Börne das sonderbare charakteristische Geständniß entlockte: „Im Lobe wie im Tadel ist der Neumann affektirt, und man weiß nicht, was sein Ernst ist und merkt, daß er manches unterdrückt." (N. S. V, 16 vgl. G. S. IX, 91 f.) „Sollen wir," schreibt Neumann, „aus den vorliegenden Productionen den litterarischen Charakter des Autors im Allgemeinen ableiten, so finden wir, daß bei ihm Gefühl und Verstand dominiren, Erkenntniß und künstlerische Kraft aber auf einer untergeordneten Stufe stehen. Wie der Gegenstand ihn ergriffen und bewegt hat, so stellt er ihn hin, in der Frische des eben erregten Gefühls, mit der Schärfe gereizter Empfindung, mit dem Talent der Leidenschaft. Seine Darstellung ist klar und lebendig, sein Stil meist kräftig und anmuthig, sein Witz oft treffend, sein Humor eigenthümlich. Wir finden uns angelockt und fortgezogen durch die Gewandtheit seiner Feder, durch die Glätte seiner Darstellung, wir folgen ihm willig, bis zu dem Schluß und entlassen ihn dennoch mit einem Gefühl des Mißbehagens. Seine Wahrheit ist anziehend, aber nicht befriedigend, weil sie eben nur die seinige ist. Was er fühlt, was er erkennt und glaubt, sagt der Verfasser ganz und gar unverhohlen mit rückhaltsloser Offenheit. Den Eindruck seines Gegenstandes gibt er mit unverhüllter Treue wieder, der Gegenstand selbst aber erscheint nicht in dem ruhigen klaren Lichte des Tages, sondern in der streifenden Fackelbeleuchtung seines zürnenden oder spottenden Blicks; immer betrachtet er ihn mit Leidenschaft, selten mit Liebe, nie mit Ruhe. Witz und Humor, Verstand und Scharfsinn können glänzende Producte in der Litteratur erzeugen;

[1]) Wieder abgedruckt in W. Neumann's „Schriften" I, 265–280.

der Humoriſt kann uns durch das Feuerwerk ſeines Geiſtes erfreuen und erleuchten; will er uns aber auch erwärmen, ſollen wir mit immer gleicher Neigung zu ihm zurückkehren, ſo muß auch Tiefe der Erkenntniß und Milde des Gemüths in ſeinen Werken leben. Dieſe aber läßt der Verfaſſer, er, der Jean Paul als ſeinen Meiſter ehrt, nur ſelten ſichtbar werden und jene ſcheint nicht zu den Gaben zu gehören, die ihm die Natur zu Theil werden ließ. Während ſeine litterariſche Wirkſamkeit durch den aufrichtigen Haß, durch die offene Verachtung und den verfolgenden Spott, mit dem er allem, was ihm als ſchlecht erſcheint, entgegentritt, unſere Achtung in Anſpruch nimmt, hat ſie dennoch etwas Abſtoßendes, Erkaltendes, weil ſie faſt keine andere Bewegung hat, als die des Kampfes, weil ſeine Feder ſich immer nur an einem gewählten oder ſelbſt geſchaffenen Feinde übt. Trotz ſeinem ausgezeichneten Talente gehört der Verfaſſer in die Reihe derjenigen Schriftſteller, welche den Stoff, den ſie in ihrer Zeit gefunden, nicht eigenthümlich zu geſtalten wiſſen, vielmehr ihn als ein widerſtrebendes Element behandeln, gegen das ſie in entſchiedenem Kampf ſich abmühen.“[1])

[1]) Es verdient bei dieſer Gelegenheit vielleicht erwähnt zu werden daß faſt eben ſo groß wie die Zahl der Kritiker jene der Journale iſt, welche ſeit dem Erſcheinen der Geſ. Schriften und zwar Jahrelang ihre mageren Spalten mit Aphorismen und Fragmenten aus Börnes Schriften ſonntäglich ausſchmückten. Außer dem von K. J. Koppenhagen u. L. Rellſtab geleiteten „Allgemeinen Oppoſitionsblatte“ (Jahrg. 1829 Nr. 453, 454, 458), der „Mitternachtzeitung“ (Jahrg. 1833 Nr. 95, Jahrg. 1834 Nr. 205 u. ſ. w.) war W. Alexis insbeſondere unbefangen genug, ſelbſt zur Zeit ſeiner heftigen Fehde mit L. Börne die Veröffentlichung ſolcher „Blätter und Blüthen“ in dem von ihm redigirten „Freimüthigen oder Berliner Converſationsblatte“ fortzuſetzen und ſo vielleicht in

Im Frühjahre 1829 verließ Börne Hannover, „beseelt von inniger Lebensfreude.“ Allein schon in Cassel erlebte er einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden, so daß er ganz zerrüttet nach Wiesbaden gehen mußte, wo ihn der Geheimrath Dr. Löhr nothdürftig herstellte. Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt a. M., wo er einen neuen Blutsturz erlitten zu haben scheint [1]), begab er sich auf Anrathen seiner Aerzte außer nach Ems zu der gewohnten, diesmal sieben- bis achtwöchentlichen Badecur auch nach Soden, um eben Alles zu seiner Genesung zu versuchen. Am 27. August 1829 finden wir ihn dort. „Mit meinem Befinden geht es besser. Nervenübel solcher Art heilen sehr langsam und nur die beharrlichste Diät kann sie besiegen. Ich gehe täglich bei gutem Wetter vier Stunden spazieren, das ist die Hauptsache. Die Geduld werde ich auch bei schlechter Witterung nicht verlieren.“ (N. S. IV, 236.) Und so war er auch noch am 12. September 1829 in Soden, der letzte Gast im Bade, der einzige Städter im Dorfe, gefangen auf seinem Zimmer, von dem schlechtesten Wetter bewacht, gefoltert von den boshaftesten Nerven. „Es war Abends acht Uhr, ich lag auf dem Sopha, das ungeputzte Licht brannte düster, Wind und Regen klopften leise an das Fenster, es war mir, als wenn die Elemente riefen: Komm zurück, wir erwarten Dich! Es war mir unendlich wehe. Ich fühlte mich wie fortgeschleppt

---

der That Börne einige Zeit lang zu dem Glauben zu veranlassen, daß die erhobenen Angriffe ein geschicktes Wahlmanöver seines ehemaligen Freundes wären (vergl. z. B. Jahrg. 1830, Nr. 3, 11, 59; Jahrg. 1832, Nr. 110, 114, 121, 123, 125—130, 137, 140, 142, 156).

[1]) K. Gutzkow, Börnes Leben p. 351.

von den gewaltigen Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hilfe . . ." (IX, 12).

Im Jahre 1830 war er wieder in Soden, diesmal mit Madame Wohl; von hier ist auch ein Theil (6. — 30. Mai 1830) des Tagebuches datirt, welches in der ersten Ausgabe als achter Band nicht sehr nach Börnes Wunsch verwendet worden ist. Ihm erschien dieses Bändchen mit Recht körperlich genommen viel zu mager und er hätte gewünscht, den Käufern mehr Druckbogen zu liefern; allein das Tagebuch ersetzt mit seiner classischen Vollendung, mit dem steten Fortschreiten in tiefen Gedanken und edler Form reichhaltig das an Volumen Fehlende.

In Soden überraschte Börne auch der Pariser Juli-Sturm, der in seinem Leben einen entschiedenen Wendepunkt bilden sollte. Mit Ungeduld harrte er zunächst auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf die Landstraße hinaus und spähte nach der Ankunft des Boten, der sie von Höchst bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, so ging er selbst dorthin, um die wunderbaren Ereignisse schneller zu verfolgen. Lange hielt er es nun nicht mehr in dem idyllischen Frauenbade aus. Seine fieberhafte Aufregung hieß ihn bald nach Frankfurt zurückkehren, wo er jetzt Alles durch das elektrische Feuer, das er aussprühte, in Erstaunen versetzte. Im Gelehrtenverein kannte man den früher so schweigsamen, leidenden Börne nicht wieder. Es schien ein Wunder mit ihm vorgegangen zu sein . . .

Schon aus Anlaß seines ersten Pariser Aufenthaltes hatte er die höchst bezeichnende Aeußerung gethan: „Paris scheint für meine Schriftstellerart und Geistes-

beſchaffenheit geeignet zu ſein. Die ſchöpferiſche Kraft, die ſich den Stoff ſelbſt bildet, fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Oder um nicht ungerecht gegen mich zu ſein, ich könnte wohl auch etwas, was noch nicht da iſt, aus mir hervorrufen, ich habe aber keine Theilnahme für Geſchöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was ſchon lebendig außer mir beſteht. Ich bin zu deutſch, zu philoſophiſch, zu empfindungsvoll, und ſo gäbe mir Paris außer dem Stoff auch die erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben. Zum Beiſpiel ich ſchreibe mit Ernſt und Fleiß auch nur die Wage: ich wüßte wahrhaftig nicht, mit dem beſten Vorſätzen zur Ausdauer, wie ich ſie in Deutſchland im Gange erhalten könnte. Theater? Litteratur? Sitten? Alles Carricatur, nichts Großes, nichts Mannigfaltiges ſelbſt im Schlechten und Lächerlichen. Und ſoll man immer tadeln, immer ſpotten? Das ermüdet den Schriftſteller, wie den Leſer? Und gar die Politik? Man gewinnt in Deutſchland keine richtige und klare Anſicht. Selbſt ich, der ich doch beſſer bin wie viele Andere, bin doch nur ein Metaphyſiker in der Politik, den ein Franzoſe auslachen würde. Der Aufenthalt in Paris iſt auch meiner Gemüthsart geſund. Weil ich ſo ſehr leidenſchaftlich und reizbar bin, muß ich in einer Welt leben, die noch reizbarer und leidenſchaftlicher iſt als ich. Dieſes Gewimmel von allen Seiten hält mich im Gleichgewicht. Wenn es recht lärmt und tobt um mich her, dann bin ich am ruhigſten. Wenn ich in Deutſchland lebe, lebe ich nur in Deutſchland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, ſo bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man

eigentlich erſt, daß man keine feſtgewurzelte Pflanze iſt, ſondern, daß man Beine hat. Glauben Sie nicht etwa, daß mich Paris in der Art lockt, wie es andere zerſtreuungsſüchtige Menſchen anzieht; ich habe nie ſtiller und eingezogener und ſittſamer gelebt als dort. Mich feſſelt jenes tolle Leben, wie ſchöne Gegenden den Landſchaftsmaler, weil er ſie mit künſtleriſchem Auge auffaßt. Das iſt übrigens nur eine Theorie, die meinen Entſchluß nicht leiten ſoll. Ich werde bei allem, was ich thue, mit Zahlen rechnen." (N. S. I, 226 f.) Und wiederum ein anderes Mal: „Görres iſt mit ſeiner Familie nach Paris gezogen. Mein Wunſch, mich dort nieder zu laſſen, befeſtigt ſich täglich mehr. Es iſt in Deutſchland nicht auszuhalten. Ich ſpreche jetzt gewiß nicht aus Mißmuth und Ueberdruß, denn es hat mir in Stuttgart ſehr gut gefallen, und auch in München lebe ich vergnügt genug. Aber außer Paris iſt überall Einſeitigkeit, und was noch ſchlimmer iſt, Schwerfälligkeit. Dort fährt die Unterhaltung, hier geht ſie zu Fuße. Ein Kritiker dürfte ſich nicht unterſtehen, anderer Meinung zu ſein als der gebildete Theil des Publikums, etwa einen beliebten Sänger zu tadeln, Alles würde über ihn herfallen. Das iſt doch eine unerträgliche Kleinſtädterei. Ich fühle den Zwang einer Unterhaltung, ſelbſt mit billigen und vernünftigen Menſchen, und — es beträfe Theater, Litteratur oder Politik — ich kann nicht dazu kommen, ohne zu beleidigen, meine abweichende Anſicht mitzutheilen. Um die großen Intereſſen der Menſchheit bekümmert man ſich hier nicht. Ueber eine Arie der Metzger vergeſſen ſie Griechen und Türken. Ich habe, ſeitdem ich hier bin, noch kein vernünftiges Wort geſprochen. Langeweile habe ich eigentlich nicht, was mich aber die Zeit vergeſſen

macht, ist mehr als ene Art Schlummer, als eine rasche Bewegung des Geistes. — Wenn ich hier über Theater schreibe, so würden meine Kritiken zwar auffallen, aber schwerlich gefallen. Daß die Kunst Nachbildung der Natur ist, das vergessen die Leute ganz, und so vergessen sie über der Kunst das Leben. Wie ich nun auf meine Art beide in Verbindung zu setzen pflege, würden sie mir unzählige Abschweifungen vorzuwerfen finden." (N. S. I, 337 f.) . . . „Ich fliehe, und sobald als möglich nach Frankreich, wo mich meine strengen Grundsätze keine Opfer kosten, wie in Deutschland, und wo man als freier und ehrlicher Mann, Vortheil und Achtung findet." (N. S. II, 87 f.) Und dieser einmal gewonnenen Neigung und Vorliebe für Frankreich ist er während der verschiedensten Perioden seines Lebens auch treu geblieben; stets sehnte sich die im Jahre 1821 entwickelte Theorie nach der Praxis. Stuttgart den 31. Mai 1822. „Ich muß durchaus machen, daß ich den Winter nach Paris komme." (N. S. II, 219.) Stuttgart den 5. Juni 1822. „Sie haben mich nicht verstanden, da ich von dem Wunsche sprach, französisch schreiben zu können. Es ist ja nicht davon die Rede, mein ganz deutsches Wesen zu französiren, was ich glücklicher Weise nie lernen könnte, sondern es soweit zu bringen, daß ich ohne Sprach- und Stylfehler einen kleinen französischen Aufsatz schreiben könne, was hinreicht, um an einem französischen Blatte als Mitarbeiter Theil zu nehmen. Auch hat sich die französische Denkweise und also auch der Styl ja ganz geändert und ist der deutschen näher getreten. Die Eigenthümlichkeit, welche die französische Sprache von der deutschen unterscheidet, besteht nicht in etwas Eigenem, das sie voraus hätte, sondern in dem Mangel eines Gewissen, was

der deutschen eigen ist, nehmlich in dem Mangel philosophischer Tiefe und cosmopolitischer Breite. Wenn aber, wie es jetzt zwischen den Deutschen und Franzosen der Fall ist, zwei Nationen in ihrer Art zu denken und zu fühlen übereinstimmen, kann jede in der fremden Sprache schreiben, sobald sie nur die Grammatik versteht. Rousseau schrieb ganz deutsch, Chateaubriand, Benjamin Constant und die andern jetzt lebenden französischen Schriftsteller, besonders die politischen, schreiben wie Deutsche." (N. S. II, 221 f.) Am 2. März 1825. „Ach, wäre ich nur wieder in Paris. Wenn Frau von Staël sagte, Paris wäre der einzige Ort, wo man des Glückes entbehren kann, so sage ich mit größerem Rechte, es ist der einzige Ort, wo man der Freiheit entbehren kann, ohne unglücklich zu sein. Ich ertrage es, ich ertrage es in Deutschland nicht." (N. S. III, 87 f.). Sonntag, den 17. August 1828: „Wo ich noch am Rhein nachgefragt, und so oft ich es gethan seit vielen Jahren — all überall erinnerte man sich mit Liebe der französischen Herrschaft. Ganz gewiß, ich bin ein guter Deutscher, und es entzückt mich, wenn ich sehe, daß an den Ufern des Rheins wieder deutsche Zöllner stehen, die nicht wie einst die französischen gethan, uns mit heuchlerischer Höflichkeit um die Schlüssel unserer Koffer bitten, sondern als gerade, schlichte offene, biedere Deutsche ihre Pflichten üben und uns unsere lehren. Es bewegt mich freudig, daß der Vater Rhein in seinen alten Tagen still und ruhig und gemächlich auf dem Lande lebt und daß seinen Mittagsschlaf nichts stört, nicht das Knarren der Frachtwagen, nicht Pferdegetrab auf den Leinpfaden, nicht das Geschrei roher Schiffer, aber — die französische Regierung war liebenswürdig. Sie war streng in ihren Handlungen,

und mild in ihren Worten; sie befahl nicht, wo Bitten genug waren, und sie belehrte ehe sie befahl. Sie ging mit den Bürgern wie mit Männern um, nicht wie mit Schulknaben, die man zwischen Katechismus und Ruthe setzt. Sie sprach in ihren Gesetzen die verständige freundliche Sprache des Lebens, nicht jene ungehobelten holprigen Reden, über die das Auge hundertmal stolpert und fällt, ehe es den weit abwohnenden Sinn erreicht. Ihre Gesetze des Friedens treten still in der friedlichen Toga auf, sie donnerten nicht herbei in jenem rostfleckigen umpanzerten Kanzleistyle, der einst wohl gut war in roher Zeit trotziger Faustgewalt, jetzt aber so lächerlich ist gegen schreckhafte folgsame Bürger. Sie nannte jeden Bürger Herrn, bis drei Tage ehe er gehenkt wurde; eine deutsche Regierung aber, wenn sie einen verdienten Mann loben und belohnen will, spricht: Er Schlingel hat seine Schuldigkeit gethan — da hat Er ein Trinkgeld! Französische Beamte waren freundlich und gesellig, und wenn sie zu Tische kamen, erschienen sie nicht mit Actenstaube auf den Aermeln, und thaten nicht so geheimnißvoll, und sprachen nicht so leise und lächelten so selig süß, als lägen sie im Wochenbette von einer jungen Welt entbunden. Ein französischer General, der in fünfzig Schlachten gefochten, kletterte nicht die Leiter des Hochmuths hinauf, und sah von der höchsten Sprosse der Excellenz auf die Köpfe seiner Mitbürger herab, sondern er blieb unten, wo das Volk stand und blieb bescheiden. Er trat nicht als ein Jupiter furchtgebietend auf, und donnerte in Stiefelsporen zwischen leichtfüßigen Tänzerinnen. Französische Offiziere waren freilich nicht von Adel; aber dafür durften sie auch unverhöhnt bürgerlichen schönen Frauen den Hof machen. Deutsche aber

— ich ſehe es jedes Jahr im Bade, und erſt ſpät glaube ich den Betheuerungen meiner Augen — Deutſche aber umwedeln wie Kammerherrn nur Edeldamen, und huldigen nicht roſenfarbener Schönheit, ſondern gelben Pergamenten. Gott! Ich, der doch ſo wenig bin und nur eine ſchwache Feder führe, ich bin doch ſtolz genug, daß ich mich mehr dünke als ein Graf, der nicht mehr iſt als das, und daß ich den Adel nicht höher ſchätze als ein Biscuit; wäre ich aber mehr und führte ein Schwert — wahrlich ich hätte einen höheren Stolz als den des Adels. Aber ich ſage das Alle, um es endlich ihnen zu ſagen: ſei eine Regierung noch ſo gerecht, noch ſo mild, ja ſelbſt freiſinnig in ihren Handlungen, iſt ſie es nicht auch in ihren Worten, iſt ſie nicht liebenswürdig, wird man ſie niemals lieben, und Laſten mit Freundlichkeit aufgelegt, würde man freundlicher tragen als Wohlthaten empfangen, die man Menſchen verächtlich wie Hunden vorwirft." (N. S. IV, 43 f.)

Jetzt — anno 1830 — ließen ihn die raſch aufeinanderfolgenden Ereigniſſe überhaupt keine Ruhe mehr. Er ging Anfangs September 1830 nach Paris, um in Deutſchland dem Heerde der ſich überſtürzenden Begebenheiten näher zu ſein und die Entwickelung der Dinge ſelbſt mit anzuſehen. Freilich mochte er damals noch nicht bemerken, was ihm zwei Jahre ſpäter zur vollen Gewißheit geworden, daß die Freiheit ſchon im Untergehen und er „ſogar auf einen hohen Berg der Begeiſterung zu ſteigen hatte, um noch ihre letzten Strahlen zu erwiſchen; denn im Thale war es ſchon dunkel." (XIII, 139 f. vgl. IX, 214.) Dieſe Pariſer Reiſe ſollte entſcheidend für ſeine ganze Zukunft ſein. Ihr verdanken wir die „Briefe aus Paris," welche

seinen Ruhm über alle Welt verbreiteten und als sichersten Maßstab ihrer Bedeutung die verschiedenartigsten Beurtheilungen von den überschwänglichsten bis zu den vernichtendsten Phrasen erfahren haben. Das Beste wohl hat neben E. Meyen in den „Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst," (1839, p. 615 ff.) Karl Gutzkow in seiner Biographie Börnes über „die Briefe" gesagt. Er hält diese merkwürdigen Producte eines kühnen Geistes in ihrem Zusammenhange für ein Tagebuch, ein zusammengeheftetes Journal, eine Art Zeitschrift mit allen Reizen uud Nachtheilen einer solchen: oben die fulminanten Leitartikel, die pikanten Correspondenzen, unter dem Strich Theater, Oper, Moden, Novellen, Erzählungen und Anekdoten. Sie geben Nachrichten, die nicht selten unbegründet, nicht selten aus der Luft gegriffen sind, sie bauen Schlußfolgerungen auf, die am nächsten Tage widerlegt wurden; sie sind abgerissen im Styl, in Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages aufgefangen in einer Menschenbrnst, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherem Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstere Moorgründe; freundliche Engelsgestalten winken uns hinter den Büschen wieder aus der Tiefe auf den geraden Weg. Nicht einmal als Gradmesser der persönlichen Temperatur Börnes möchte man diese Briefe gelten lassen: sie sind eine Zeitstimmung, ein Daguerreotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinste treffend, dort Alles wie in schwarze Tusche verwischend, ohne Lichtübergänge, schwarz und weiß, je nach der Parole des

politischen Glaubensbekenntnisses. „Der damalige Börne ist nur aus dem Systeme der Politik und des Völkerglückes, welches er sich selbst entworfen hatte, zu verstehen, und in welchem er sich eben so selig fühlte, trotz des Schmerzes, der ihn durchzuckte, wie etwa Fichte in dem seinigen . . . Und wie Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" schrieb, in ähnlichem Sinne schrieb Börne seine „Briefe aus Paris", nur daß ihn hier Witz und Humor und Haß allerdings auf die äußerste Spitze des Fanatismus hinauftrieben." [1]) Unter den vielen Eigenschaften, die angeblich der deutschen Kritik besonders angehören, befindet sich auch nach eben derselben Meinung der gerade von Börne als ein Ausfluß deutscher Subordinationssucht vielfach verspottete Geist der rigorosen Specification. Gottschall [2]) wenigstens wollte geradezu hierin eine Ursache des langen Ignorirens und Sekretirens von Börnes großem schriftstellerischen Vorbilde, dem „letzten" unserer classischen Heroen, Jean Paul Friedrich Richter erblicken. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß nicht oft genug und an den verschiedensten Orten die mehr oder weniger bestimmte Frage nach Börnes politischem Glaubensbekenntnisse erörtert werden konnte, ja einer seiner neueren Herausgeber, Karl Grün, hat ihn sowie auch unsere größten Dichter wegen der gleichsam mit Rembrandt'schen Farben versuchten Schilderung (IX, 126 f. 138 ff; X, 90, XI. 213 ff.) des Massen-Elendes der Armen und Unterdrückten, sowie wegen des Mitgefühls

---

[1]) Alexander Jung, Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen. Danzig 1842 p. 131 f.

[2]) Die deutsche Nationallitteratur des XIX. Jahrh. I[5] 120 f.

für die ihnen zugefügten gesellschaftlichen Unbilden, als Anhänger des Socialismus, dieser neueren, bestimmter formulirten Humanität zu bezeichnen versucht. Alles dies dürfte jedoch in demselben Grade müßig sein, als die Hoffnung bei Börne zu politischen Staatstheorieen von der Form eines Montesquieu, Rousseau u. s. w. zu gelangen (vgl. XI, 195 f.; XII, 209 ff.); auch kann man nicht behaupten, Börne hätte vergebens die Stelle eines Volkstribunen oder eines demagogischen Agitators angestrebt und sei nur an der Ungunst der Zeit und an der eigenen Impotenz gescheitert, also auf diese Weise nolens volens zu einem politischen Schriftsteller geworden.

Börne war ein Mann von vielem und scharfem Verstande, mächtiger aber als dieser war in ihm, jene eigenthümliche Form der Phantasie, welche hinwiederum in seinem Gefühle ihren Herrn fand. Die Erkenntniß floß seinem Geiste nicht überströmend zu, sondern er mußte sie aufsuchen, und was außerhalb seines Herzens lag, war für ihn nicht vorhanden. Das principium movens in ihm war häufig mehr der unmittelbare Eindruck; er fühlte nicht mit dem Kopfe, aber er dachte mit dem Herzen, und dieses in des Wortes edelster, schönster Bedeutung. „Sind Sie heute bei Verstand? Diese Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: sind Sie heute bei Herz?“ (XI, 161.) „Nicht an den Verstand, an das Herz muß man sich wenden, an das der Gegner, wie an das der Gleichgesinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren.“ (X, 39 f.) Börne war durch und durch Mensch des subjektiven Lebens; in theoretischer Beziehung sprach sich dieses als Gesinnung, in praktischer im Gemüthsleben

aus: seine Phantasie in Verbindung mit seinem scharfen Verstande bildeten es zum Humore um. In ruhigen Zeiten bleiben beide in leidlichem Vernehmen, aber in Zeiten der Aufregung können es Sympathien und Antipathien auch bei sehr Charakterfesten einigermaßen beeinträchtigen. Sobald der ergründende Verstand dem Gefühle nicht mehr die Wagschale halten konnte, sobald die Umstände das Gefühl zur Leidenschaft steigerten, dann mochte die Phantasie häufig der klaren, nüchternen Einsicht einen gewissen Abbruch leisten? „Schreiben, Schriftstellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es schwindelt um mich her, mein Herz ist seekrank." (IX, 62.) „Was, wo, worauf, womit soll ich schreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tisch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geschichte vom Sturm bewegt, zittert selbst." (X, 30.) „Die See geht hoch, der Wind ist gut und Gott sitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge schwanke oben im Mastkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt stünde an der Mauer der Welt, und nur so vor mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig, der mich schüttelt; ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen?" (XII, 105 f.) Keine Parallele ist aber geeigneter, uns Börnes ganze Erscheinung zu veranschaulichen als die mit Voltaire und Rousseau, welche K. Gutzkow[1]) zog; er fand deren

[1]) Börnes Leben p. 353 f.

Natur gewissermaßen in ihm vereinigt.[1]) So ließ ihn der Voltaire'sche Esprit nie zu einer so einseitig abgeschlossenen Weltanschauung wie Rousseau gelangen, während ihn die Rousseau'sche Gemüthlichkeit hinderte, in die kalte Schärfe und Zweckberechnung Voltaires zu verfallen; so kam es auch, daß er nicht wie Rousseau den Franzosen ein neues Evangelium der Freiheit zu geben, noch wie Voltaire durch die Hilfsmittel der kaltberechnenden Vernunft auf seinen Zweck los zu steuern und ihn zu berechnen wußte. Während ihn jenes Voltaire'sche Element einerseits veranlaßte, die Geister des Witzes und der Satire gegen seine Gegner mit unleugbarer Meisterschaft spielen zu lassen und ihre Schwächen und Gebrechen mit schonungsloser Härte aufzudecken, hinderte ihn andrerseits die Rousseau'sche schwärmerische Ideologie an einer klaren nüchternen Einsicht in das eigene gelobte Land. Börne war kein philosophisch geschulter Kopf: ihm fehlte die specifisch philosophische Durchdringung und Durchbildung, welche uns häufig erst fähig macht, die Dinge sub specie aeterni zu beachten. Kants Ding an sich war ihm eine unbekannte Welt. In der Hegel'schen Philosophie mochte er nur Untiefen wittern. Börne war durch und durch gläubiger Optimist mit allen seinen Vorzügen, Fehlern und Gebrechen. Mit unerschütterlicher Leidenschaft und froher Zuversicht lebte, webte und hing

[1]) Merkwürdig genug hat sich Börne selbst häufig mit dem von ihm hochgeschätzten Chateaubriand in einen gewissen Vergleich gestellt (Vgl. XIII, 237 f., 267 f.) Hingegen glaubte er gegen eine Parallele mit Swift und Byron protestiren zu müssen. (Vgl. X, 250 f. N. S. VI, 97 f., 202 f.) Ueber Daniel Ludwig Jassoy als Vorläufer Börnes vgl. ein Essay Guido Weiß' in der „Frankfurter Zeitung" vom 11. u. 12. Mai 1886 sowie G. S. XV, 36 f.

er an allen dieſen optimiſtiſch-fortſchrittlichen Gedanken. Die hohlen imaginären Freiheitsideen waren ihm ein Dogma, über deſſen Grundwahrheit auch nicht der leiſeſte Zweifel obwaltete. „Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl wäre er Gott und unſerer Liebe wie unſerer Bewunderung entrückt.“ (II, 104.) „Welche Staatsverfaſſung iſt die beſte? „Diejenige, die am beſten verwaltet wird.“ Dieſe Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Beſitz und über deren zeitigen Beſitz, das ewige Recht daran vergeſſen zu machen. Man könnte eben ſo gut, nämlich eben ſo falſch, auf die Frage: Welches Geſchöpf iſt das vollkommenſte in der Reihe der lebendigen Weſen? erwiedern: Das geſündeſte, woraus folgen würde, daß ein geſunder Pudel höher ſtände, als ein kranker Menſch. Dieſes iſt aber in dem Grade unwahr, daß ſogar ein kranker Weiſe mehr als ein geſunder Narr iſt, denn der Weiſe kann geſund, der Narr kann aber nie weiſe werden.“ (VI, 37 f). „Die Freiheit lebt auch im Grabe fort, und wächſt, bis ſie den Sarg ſprengt Das ſollten ſich die Todtengräber merken.“ (IX, 9). „Ich glaube, ihr Irren kömmt daher, daß ſie die Geſchichte nicht kennen oder nicht verſtanden haben, die Welt wurde immer von einer Idee beherrſcht, und Völker wie ihre Regierungen mußten ſich ihr unterwerfen ... Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht.“ (XIII, 211 f.)

Börnes erſtes und letztes Wort war nur eine Reihe ſolcher Conſequenzen. Das Leben eines Sterblichen aber, welches eine moraliſche Idee bewegt hat, wird und muß immer einen Werth behalten, welchen keine noch ſo perfide Mißbilligung vertilgen kann. Der Menſch mag irren in ſeinem Denken und Streben; aber ſchwerlich

möchte sein Irrthum Sünde oder gar Tollheit zu nennen sein, wenn er sich in Idealen verliert, nach denen er begeistert für alles Gute und Schöne, das Leben außer seinem Busen zu messen wagt. Nur der bei gewissen modernen Litteraten so sehr bemerkliche und von Wilhelm Gwinner[1]) so scharf gegeißelte Mangel an jeglichem Anstandsgefühl konnte sich an solche und ähnliche Dinge hängen, um unter diesem Vorwand einen Schriftsteller, welcher seiner Nation eben deshalb zur Ehre gereicht, vor dieser herabzuwürdigen, vielleicht freilich auch, weil er sie alle in tiefen Schatten stellt und das odi profanum vulgus et arceo ihnen gegenüber stets auf seinen Lippen hat. Was man von dieser Seite mit hohen Worten die Kalokagathie nennt, ist in der That nichts Anderes als die äußere Schale eines in süßlich-höflichen Umgangsformen eingehüllten Pfahlbürgerthums, welches sich mit jener dem Abderitismus eigenthümlichen Zähigkeit gegen jegliche andere nicht vollkommen homogene Erkenntniß abzusperren sucht und stets die eigentliche Heimstätte der Intoleranz bildet. Anderseits ist bei ihnen der gewaltige Aufwand an nationalem Enthusiasmus, an Phrasen von geistiger Befreiung, an rücksichtsloser Freisinnigkeit häufig nur leicht verfügbare Paradewendungen einer die jeweiligen Stimmungen geschickt benützenden Politik oder wohlfeile kleine Mittelchen einer realpolitischen Staatskunst, für welche auch die Gesetze über die höchsten Güter der Gesellschaft blos den Werth vorübergehender Machtmittel haben. „Es gibt wenige Menschen, die den Muth haben, anders

[1]) Schopenhauers Leben 2. Aufl. p. 107 f.

als der Pöbel-Ausschuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet.“ (XI, 205.) Börne, so wirft man ihm vor, hatte keine Vaterlandsliebe, er fühlte nicht als Deutscher? Und warum nicht?[1]) Weil er nicht mit dem vollem Brustton in die deutsche Ruhmestrompete stieß? Allerdings stand für ihn Wahrheit und Recht stets höher als aller obligater Patriotismus, vielleicht haßte er jede Gesellschaft, die kleiner war als die menschliche. „Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern sind es denn Träume? Nein, der Haß und Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen. Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht! . . . Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen . . . Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? . . . Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend, so lange sie in ihren Schranken bleibt, darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Jemand sagt, für das Vaterland handelt man immer schön, so ist das eine

[1]) vgl. Fr. Seybold, Bruchstücke aus den Schriften eines Gefangenen. Stuttgart 1833 p. 287 f.

alberne Floskel, albern und läſterlich zugleich. Nein, man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will . . .“ (XVII. 71 ff.) Im Uebrigen mußte auch unſer größter Idealiſt und Freiheitsſchwärmer, Friedrich Schiller, in einem Briefe an Jacobi vom 25. Januar 1795 die denkwürdigen Worte bekennen: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann. Sonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht des Philoſophen, wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſein“ — ja Schiller mußte an einer anderen Stelle ebenſo freimüthig erklären „daß das enge vaterländiſche Intereſſe nur für unreife Nationen und für die Jugend der Welt wichtig ſei, denn auch die größte Nation ſei nichts anderes, als ein Fragment der Menſchheit.“ Das Anathema esto iſt weder ihm erſpart geblieben, noch dem nationalen Dichter der „Minna von Barnhelm“ mit ſeinem „Patriotismus als heroiſcher Schwachheit“, noch dem Dichter von „Fauſt,“ „Götz“ und „Hermann und Dorothea“ trotz ſeinen Donnerworten: „Ueberhaupt iſt es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den unterſten Stufen der Cultur wird man ihn immer am ſtärkſten und heftigſten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verſchwindet und wo man gewiſſermaßen über den Nationen ſteht und man ein Glück oder ein Wehe ſeines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“

Demnach konnte auch Börne unmöglich Sympathie hegen für jenen engherzigen Patriotismus, welcher ſich nach den Befreiungskriegen in Anlehnung an die mittelalterlich reactionären Tendenzen der romantiſchen

Schule entwickelt hatte, vor welchem selbst J. J. Fichte in seinem „Bedenken über einen mir vorgelegten Plan zu Studentenvereinen" in gewisser Beziehung schon zu warnen für nöthig fand. Ueber diesen engherzigen und falschen Patriotismus, der zuletzt in den einseitigsten Franzosenhaß ausartet, spottet er bei jeder Gelegenheit und will nichts mit ihm zu schaffen haben. Wußte er doch nur zu wohl, daß diese „Pharisäer der Nationalität", die ihren Patriotismus so prunkend zur Schau trugen, Hand in Hand mit den Antipathien wider den politischen Fortschritt gingen und die unversöhnlichsten Feinde jenes sittlich humanen Weltbürgerthums waren, dessen Forderungen er in der friedlichen Vereinigung Deutschlands und Frankreichs als seine wichtigste Aufgabe betrachtete. (vgl. IX, 49 f.)

Ihren verdächtigenden Anschuldigungen antwortete er auch mehr als einmal mit satyrischen Geißelhieben! „Man fängt, wie ich merke, schon wieder an, das deutsche Volk einzuheizen, damit es seine Fürsten warm haben, wenn das französische Schneegestöber über sie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 1815 neu einstudirt. Sie schleppen mächtige Klötze herbei, und häufen Nationalgefühle, Bundestreue, festen Zusammenhang, Ehre, Widmung, Tugend, Vaterlandsliebe, Mont-Martre-Erinnerungen als Reiserbündel haushoch über einander. Der breite eiserne deutsche Ofen wird herhalten und sich geduldig vollstopfen lassen, wie das vorige Mal, und glühen, und roth werden vor Zorn gegen die Franzosen. Görres, der „alte und echte Freund und Hohepriester der Freiheit", wie er sich selbst nennt, voran ..... Das Zeug da oben, das ich unterstrichen, ist schon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren sich zum zweiten Male

werden zum Beſten halten laſſen." (X, 203 f.) Dann am 14. December 1831. „Geſtern habe ich einem Welt-Eſſen beigewohnt . . . . . Beim Deſſert wurden wie üblich Toaſts ausgebracht . . . . . Ich, ***, und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anweſenden Deutſchen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenik und ſchwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich ſchlecht Franzöſiſch ſpreche. Aber ***, der es gut ſpricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er ſchwieg. Und er ſchwieg nicht allein, er ward noch roth als hätte er geſprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich ſchämte mich — nein, das iſt das rechte Wort nicht, — es ſchmerzte mich. Und warum habe ich nicht geſprochen? Der Pole vor mir ſprach viel ſchlechter Franzöſiſch als ich. Und mir war das Herz ſo voll, daß ich eine ganze Stunde hätte ſprechen können und ich hätte vermocht, alles ſo ſchnell niederzuſchreiben, als es hätte geſprochen werden müſſen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengſtlichkeit entſchuldigt, aber das Gefühl derſelben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräſentirt ein Vaterland, ſein Volk ſteht hinter ihm, was er ſpricht ſind nicht Worte, er berührt Taſten, die Thaten wieder klingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man ſieht das weit entfernte Land. Aber was repräſentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich ſtehe allein, ich bin ein Lakai und trage wie alle Deutſchen die Livree des Grafen von Münch-Bellinghauſen. Man hätte mich als einen Schriftſteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder ſchlecht geſprochen, wie einen Schauſpieler beklatſcht oder ausgepfiffen. Da ſtockt das Blut, da ſteht die

Zunge still. Mag sich schämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte gesprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemannen, Friesen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomannen, Bojoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte gesprochen von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenstaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deuschen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die sind nicht weit her". (XI, 268 ff.)

Börnes patriotische Gesinnung sowie seine Vorliebe für Frankreich mögen manchen Epigonen in dem Maße unzulänglich und unvollkommen erscheinen, als sie mit demselben Skepticismus der Gesinnung, mit derselben Buddhistischen Leidenschaftslosigkeit sämmtliche Ideale, welche e die civilisirte Menschheit bewegt haben, welche sie heute noch bewegen, für gleich werthlos und gleich werthvoll erachten; aber die Lauterkeit und Reinheit in Zweifel zu ziehen, sind wir nie und nirgend berechtigt. „Börne" — sagte sein französischer Lobredner (XVII, 18) — „liebte Frankreich im Interesse Deutschlands". Die Julirevolution war für die Völker Europas kein ausschließlich nationales, französisches Ereigniß. In ihr feierten alle Nationen den Beginn einer neuen Epoche, Paris war damals das „Mekka der gläubigen Liberalen".[1]) Begeisterung für Frankreich war Kriegserklärung gegen den Despotismus und wie zur Zeit der Reformation waren nicht die politischen Grenzen, welche den Zusammenhang oder die Trennung der Nationen bestimmten, sondern das

[1]) H. Laube's gesammelte Schriften I, 370.

gemeinschaftliche Ringen der Freiheit. In den zwei Lagern, in die Europa getheilt war, waren nicht Abstammung und Sprache die Losungsworte: Revolution und Despotismus lautete der Kriegsruf. Börne und mit ihm alle Freunde des Fortschritts riefen Frankreich! Frankreich! nicht um ihm ihre Nationalität zu opfern, sondern weil sie fühlten, daß dessen Sache die aller Völker wäre! (vgl. XIV, 260.) Börne studirte in Paris die französische Kunst, die französische Sitte, die französische Geschichte bis in die kleinsten Details. Er kannte jede Straße, jeden Platz und jedes bedeutendere Haus nach ihren historischen Bezügen und vertiefte sich in tausend Combinationen und bildete daraus tausend Folgerungen für die Zukunft. Aber selbst mitten in der Begeisterung, die ihn für Frankreich ergriffen hatte, glühte in ihm unverfälscht die heilige Liebe zum Vaterlande. „Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: Die Freiheit im Denken und im Fühlen.“ (V, 84). In den Franzosen erblickte Börne die glorreiche Vorhut der Freiheitsarmee und sang ihren Ruhm, aber seinen Blick wandte er stets mit dem innigsten Gefühle der Theilnahme auf sein Volk. Weit entfernt, aus seiner Verehrung für das Frankreich der Julirevolution Gleich-

giltigkeit oder Verachtung für das Vaterland zu schöpfen, waren sein Geist und Herz nur Brennpunkte, in denen die französischen Revolutionsstrahlen sich zu einer mächtigen Flamme sammelten, um Deutschland, den „Wall der Freiheit" (XII, 334) in Brand zu setzen. Und so schreibt er selbst (am 22. Nov. 1832), daß ihm „eigentlich nur an Deutschland liege" (XIII, 35).

Dabei hat Börne „allerdings manches bittere Wort ausgesprochen, allein wer kann behaupten, daß er nicht die Wahrheit gesprochen?" Hatte er Unrecht — meint H. Kurz[1]) — wenn er den Deutschen unpraktischen Sinn vorwarf, wenn er sagte, daß sie die Gelegenheit nicht zu benutzen verstünden, daß ihre Neigung zur Schwärmerei sie unfähig mache, den Ereignissen klar ins Auge zu schauen, daß die Vorzüge, deren sie sich rühmten, die deutsche Redlichkeit, die deutsche Tiefe stets mißbraucht worden wären, und zu ihrem Verderben geführt hätten? Wahrlich wer die Schwächen seines Volkes erkennt und sie ihm muthig vorwirft, der ist deswegen kein Feind desselben, er liebt es mehr und inniger, als diejenigen, welche es mit hohlen Schmeicheleien einzuschläfern suchen, die uns von den Großthaten des Cheruskers Hermann vorschwätzen, von der Schlacht bei Leipzig vorwimmern, und dabei sich geduldig unter entwürdige Fesseln schmiegen . . . Börne ruft 1832: „Das Vaterland herabwürdigen! Deutsches Volk beschimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was sie durch ihre Ausrufer mich beschuldigen lassen — die Hände küßten sie mir dafür! . . . Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verläumdungen: mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und

[1]) Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Aufl. III, 796 f.

verbrenne sie zur Asche." (XII, 107 f.) „ Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder, und es ist schwer, sie von einander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt Ihr klugen Leute denn das heraus gelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Banquiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen, — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß Euer Herz stark genug werde für Euern Geist: daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Zunge; daß Euer Arm schnell genug werde für Euere Herz; eignet Euch die Vorzüge der Franzosen an und Ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind, und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln

und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechs und dreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Censur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demuthe, seinem Hochmuthe, seinen Hofräthen, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? . . . . Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich Euch etwa loben, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden sie nicht lang und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das sieht jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden sie. Das ist, was gelernt werden muß, darin ist die Wissenschaft. Von den Tugenden der Franzosen konnte ich sprechen, denn das sind Lichtflecken. Ihr seid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falsch beurtheilet." (XII, 201 f.) Und den 26. November 1832: „Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniederung, in die es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Herr Jarcke" (XIII, 64 f.)

Börne hat sein Volk wahrhaft und tief geliebt, wie die hebräischen Propheten das ihrige, obgleich sie dessen Schwächen und Gebrechen unbarmherzig aufdeckten, geliebt wie Seume, der noch viel bitterer über die Deutschen

geklagt hat, obwohl ihn Niemand des Hasses und der Feindschaft und des Verraths gegen sein Volk beschuldigt.[1]) Börne war ein Charakter im schönsten Sinne des Wortes. Wahrheit war der Grundzug seines Wesens, es war ihm heiliger Ernst um die Freiheit und Bildung seines Volkes, über dessen Herabwürdigung er blutige Thränen weinte; er war von der innigsten Liebe zu seinem Volke erfüllt und deshalb suchte er es aus der Selbstvergötterung aufzuschütteln, in welche es diejenigen ein gewiegt hatten, die aus seiner Schwäche und Thatlosigkeit Nutzen zu ziehen strebten. Von den Völkern gilt dasselbe wie von den einzelnen Menschen: Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Weisheit. „Der Deutsche liebt bescheidenes Rechten, mäßiges Fordern, sanften Tadel, stille Vorwürfe. Darum muß man, um auf sie zu wirken durch Rede und Schrift, anmaßlich streiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurückweisen. Denn mäßigt euch wie ihr wollt, der deutsche Leser mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilschen nicht lassen, man muß ihn wie ein Krämer übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreten, sie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen . . . Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen, wach zu halten, sei es durch Kaffee oder Schnupftaback, sei es durch singen oder schreien — gleichviel, nur daß sie nicht einschlafen . . . grob . . . grobianissimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden“ (XII,

[1]) vgl. u. A. K. Buchner, Börne und der „Spiegel“ in Nr. 1433—1435 der „Litterar. und Krit. Blätter der Börsenhalle“ vom 11—15. November 1837.

156 f.). „Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem ſtarken Volke der einzige Schwächling ſein und bin ich erſt der Schlechteſte aller Deutſchen geworden, dann iſt keiner ſeliger als ich. Guter Gott, was iſt an einem einzelnen Menſchen, was an mir gelegen? Beſſere als ich ſind verkannt worden. Das Leben iſt kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kommt einmal, und Keinem wird Gerechtigkeit zu ſpät ausgezahlt, der wie ich, als er ſeinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.“ (XIII, 223 f.) „Als mir aber durch die Seele ging, was ich ſeit zwei Monaten hineingeſchrieben, die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treueſten, dem edelſten, dem geiſtreichſten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes, dem Vater am ähnlichſten geworden, allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwiſſend wie er, und darum, weil es ihm ſo gleicht, wie Gott ſelbſt von den Teufeln der Welt am meiſten geſchändet — — da mußte ich weinen“ (XIV, 304 f.)

Bei dieſer ſeiner durchweg conſequenten Geſinnung beſaß er ſo viel realhiſtoriſchen Sinn, um einerſeits weder jener unbeſchränkten Heine'ſchen Apotheoſe der Julirevolution, noch anderſeits einer ſo widerſprechenden Auffaſſung großer hiſtoriſcher Begebenheiten wie Klopſtock, Niebuhr u. A. anheim zu fallen. Die Erkenntniß, daß auch in Frankreich die Völker das von ihm lang erträumte Ziel nicht erreichen ſollten, mochte ſeine hoffnungs-, begeiſterungs- und glaubensvolle Grundſtimmung im inneren Weſen ſelbſt nicht treffen,

ſie gab aber ſeinen Werken jene Bitterkeit, in die er den Schmerz einer glühenden Seele goß. „Die Zeiten der Theorien ſind vorüber; die Zeit der Praxis iſt gekommen. Ich will nicht ſchreiben mehr, ich will kämpfen". (XI, 169.) „Die Zeit des Redens iſt vorüber" (XII, 24). „Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden" (XII, 167). Der Reſt einer ſolchen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit bedarf daher auch in dieſer Beziehung keines weiteren Commentars.

Im Frühjahr 1831 kehrte Börne nach Deutſchland zurück, um den freien Aufſchwung im Vaterlande näher zu betrachten. Ein Sommer-Aufenthalt in Baden-Baden und die dabei wahrgenommenen, ſichtlich troſtloſen Verhältniſſe beſtärkten ihn in der bereits vorbereiteten Herausgabe der „Briefe aus Paris", deren erſte Sammlung im Spätherbſte deſſelben Jahres nach ſeiner Rückkehr ohne Cenſur erſchien. Damals war bereits Warſchau gefallen und die Polen begannen ihre traurigen Durchzüge durch Deutſchland. Mit ſchwarzem Trauerrande und den bekannten drei Todtenkreuzen bei geſperrtem Drucke verzeichnete C. Herlosſohn in dem von ihm geleiteten „Komet" vom 15. September 1831 das traurige Bulletin: „Warſchau hat ſich nach zweitägigem Sturme ergeben, Polens Adler blutet. Europa ſchämt ſich nicht. Polen iſt jetzt ein in der Irre herumwandelnder Staat mit einer Regierung und einer Armee. Die Nachteule Diplomatik hat neue Flügel bekommen; die Legitimität putzt ſich die Naſe und ſagt: Proſit — tauſend Menſchenherzen jammern — aber was ſind Millionen Thränen gegen das Proſit einer diplomatiſchen Naſe. Pflanzt ein großes Kreuz auf die Grabhügel bei Warſchau und ſetzt darauf die Inſchrift: „Jahrhundert! Dies iſt ein Ehrenpunkt." Ein Heldenvolk iſt geſtorben, Die Weltgeſchichte wird's erzählen. Das iſt Alles! —

Die Weltgeſchichte ſoll das Weltgericht ſein; aber ſie richtet nicht nur die geſtorbenen Generationen, das peinliche Geſetzbuch richtet den lebenden Leib". — Ihm ſtimmten wenige Ausnahmen abgerechnet, die hervorragendſten Journale jeglicher Parteiſchattirung bei, ſelbſt conſervative Journale wie die „Mitternachtzeitung" und M. G. Saphir's „Deutſcher Horizont" mit ſeinem charakteriſtiſchen Motto: „Zu welcher Politik ich mich bekenne? Zu keiner? Warum? Aus Politik." Mit dem Fluche der Verachtung belegte die geſammte liberale Publiciſtik den bekannten Poeten Carl Baron von Schweizer als den Einzigen, welcher es wagte, mit einer fulminanten Erklärung gegen die Polen die Einnahme Warſchau's anzuſingen.

Und doch ſind die erſten Bände der „Briefe aus Paris" blos aus einer ſehr proſaiſchen Verlegenheit hervorgegangen. Börne war den Abnehmern ſeiner geſammelten Schriften noch einige Bogen ſchuldig geblieben und beſchloß dem ſ. g. achten Bande als Ergänzung einige „Schilderungen aus Paris" beizugeben, indem er anders den darob erhobenen Mahnungen und Reclamationen ſeines Verlegers nicht gerecht zu werden glaubte. „Ich werde zur Ergänzung meines achten Bandes (den der Teufel holen möge mit Herrn Campe!) Schilderungen aus Paris ſchreiben gleich den früheren. Dieſe haben ja hier wie in Deutſchland allgemein gefallen und ſogar meine Recenſenten, ſelbſt die Uebelwollenden haben ſie gelobt". (N. S. V, 10, vgl. N. S. IV, 345—349).

Deshalb beauftragte er von Paris aus ſeine Freundin zu einer Zeit, da er bereits mindeſtens die Hälfte ſeiner Briefe in aller Vertraulichkeit geſchrieben hatte, das Anziehendſte und

Intereſſanteſte aus ſeiner Privat-Correſpondenz auszuwählen und in reiner Abſchrift ihm zuzuſenden, ohne daß die Auswahl jedoch ſeinen Wünſchen anfangs entſprach. „Es thut mir leid, daß Sie ſich das mit meinen Briefen in den Kopf geſetzt haben. Ich kann dieſe für den 8ten Band nicht brauchen.“ (N. S. V, 15.) Auf Campes Wunſch erhielten dieſe Briefe ſpäter eine größere Ausdehnung, worauf er dieſelben im Separat-Abdrucke als neunten und zehnten Band ſeiner geſammelten Schriften erſcheinen ließ. Er ſchreibt am 22. Oct. 1831 „Sie werden mit Verwunderung erſehen, daß meine Pariſer Briefe ſchon erſchienen ſind. Ein Reiſender, der vor vierzehn Tagen Hamburg verließ, ſagte, er habe ſie dort bei Campe geſehen. Nun wird es aber verdammt lange dauern, bis ich meine Frei-Exemplare bekomme, wegen der Wochenlangen Quarantaine.“ (N. S. V, 60). Fünf Tage ſpäter: „Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das iſt ein Erzſchelm, und was zum Lachen iſt, er theilt mir ſeine Schelmereien als etwas neues mit. Als hätte ich die nicht ſchon längſt gekannt! Nachdem er ſich immer angeſtellt, als wollte er die Pariſer Briefe dem Publikum als den noch ſchuldigen achten Theil überlaſſen, rückt er jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, es ſei daher billig, daß er ſich wieder auf andere Art zu erholen ſuche. Das hat der ehrliche Mann nun ſo angefangen. Aus den Pariſer Briefen hat er zwei Theile gemacht, die er als beſonderes Werk verkauft und die als neunter und zehnter Theil meiner Werke hervortreten. Und der achte Theil? Den achten Theil bildet das Tagebuch. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er ſei ja dem Publikum nicht mehr ſchuldig! Die Briefe werden

gewiß vier bis fünf Gulden koſten. Das Spaßhafteſte iſt aber, daß der neunte und zehnte Theil früher erſcheinen als der achte. Dieſer (das Tagebuch) wird erſt im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die ſo lange auf den achten Theil gewartet, müſſen alſo jetzt noch länger warten, und wenn ſie die Briefe haben wollen, müſſen ſie ſie beſonders bezahlen. Campe ſchreibt: Die Pariſer Briefe würden ein Labſal für die Leute ſein. Ich kann mir wohl denken, daß ſie ihm ein Labſal ſind. Was meine Werke nun auf einmal dick geworden ſind! jetzt bilden ſie zehn Bände. Blaſen Sie ſie um, wenn Sie können" (N. S. V, 66 f). „. . . Da mir Campe geſchrieben, daß der Druck der Briefe erſt dieſe Woche beendigt wird, können Sie das Buch in Frankfurt vor Ende Novembers nicht erhalten. Was werden aber die Leute jammern, wenn ſie erfahren, daß ſie das Buch beſonders bezahlen müſſen, und nicht als achten Theil meiner Werke unentgeltlich erhalten. In Frankfurt werden nun manche die Schuld auf mich werfen. Sie müſſen mich daher rechtfertigen, den Leuten ſagen, daß ich den achten Theil früher als die Pariſer Briefe abgeliefert und daß Campe ihn nur aus Speculation zurückhält. Daß die Briefe gefallen werden, werde ich ſo lange bezweifeln, bis die Erfahrung mich vom Gegentheile belehrt." (N. S. V, 73 f.) „. . . Sie ſind ungeduldig auf meine Pariſer Briefe. Ich zittere um ihre Erſcheinung, weniger wegen Deutſchland als wegen Paris. Sie werden mit ſolcher Ungeduld erwartet, daß ſie der Erwartung nicht entſprechen könnten, auch wenn ſie beſſer wären als ſie ſind. Aber Sie beleidigen mich, wenn Sie vom 8ten und 9ten Bande meiner Werke ſprechen. Bin

ich denn ein ſolcher Lump, daß ich nur neun Bände geſchrieben? Zehn habe ich gemacht. Der 9te und 10te kommen jetzt, der 8te Krüppel hinkt ſpäter nach. Verboten werden ſie gewiß, und ich erwarte, daß ſie ſogar mich verbieten." (N. S. V, 82 f.) „Ich habe heute den 4. November wieder einen Brief von Campe erhalten. Der nimmt die Backen voll! Es iſt doch ſchön, daß jeder Schriftſteller wenigſtens einen guten Recenſenten findet — ſeinen Verleger. Er ſchreibt mir: „. . . . Der Drucker, würde er bekannt, wäre unglücklich;" alſo darüber geſchwiegen. „. . Die Verſendung in entfernte Gegenden iſt durchweg ſeit dem 21. (October) vollendet, hier geſchieht ſie den 12. November . . . C., der mich entſetzlich um einige Bogen nur plagte, hat aus Vorſicht nicht einen Buchſtaben zu ſehen bekommen, weil die Confiscation nach meiner Erfahrung ſofort nach Bekanntmachung erfolgt. Geſchieht es nicht, ſo iſt es aus Rückſicht gegen Sie, da man Sie nicht unter die Wandelbaren: Witte, Maltitz, Heine u. ſ. w. zählt, ſondern etwa aus Reſpect für Ihren conſequenten Charakter unterläßt. Denn beim deutſchen Publikum ſind Sie als ein bedächtiger, zu einer gewiſſen Reife gekommener, redlicher Mann bekannt, den man alſo mit der Jugend nicht in einen Topf werfen kann. Auf dieſe Rückſicht baue ich etwas, ſo daß nicht augenblicklich das Verbot da iſt, ſondern mir Zeit laſſen wird, mein Geſchäft damit möglichſt zu ordnen. . ." Sie ſehen aus Campe's Aeußerungen, beſonders aus den Complimenten, die er mir macht, wie vergnügt er iſt, und daß er ſich goldene Berge von dem Buche verſpricht." (N. S. V. 85 f.) „Von Campe erhielt ich heute folgendes Schreiben: „Hamburg, 5. November. Heute habe ich Ihnen, ge-

ehrter Herr, zu melden, daß ich Ihre Briefe vor drei Tagen ausgegeben habe, und daß heute Nachmittag um 3 Uhr der ganze Vorrath davon confiscirt ist, und zwar wie der Befehl wörtlich lautet .... „Abseiten der Polizei-Behörde wird bei hundert Thaler Strafe für jeden Contraventionsfall verboten, das bei Herrn Hoffmann und Campe hieselbst erschienene Buch, betitelt: „Briefe aus Paris von Ludwig Börne, 1832, 2 Bände," zu debütiren, und sind die vorhandenen Exemplare einstweilen in Beschlag zu nehmen, mit Vorbehalt anderweitiger Verfügung, Ampl. Senatus. Hamburg d. 5. Nov. 1831 ...." Soweit sind wir, was weiter folgen wird, steht dahin. Jedenfalls hat man es ernstlich im Sinne, mir etwas am Zeuge zu flicken; ich ersuche Sie daher, wenn es nöthig wird, vor der Welt meinen Advokaten zu machen." .. Wenn schon Campe für sich fürchtet, er möchte eingesteckt werden, was hätte ich selbst nicht erst zu fürchten? Ich dürfte es wahrhaftig jetzt nicht wagen, nach Deutschland zu kommen. Ich habe dort zwar einen tapferen Husaren, der mich vertheidigen würde; aber was hilft mir ein Husar gegen die ganze preußische und österreichische Armee? Sorgen Sie nur dafür, daß man nicht Sie am Kragen faßt — oder vielmehr an der Halskrause. Revolutionäre Briefe machen nicht allein den straffällig, der sie geschrieben, sondern auch den, an welchen sie gerichtet sind. Ganz gewiß hat der Hamburger Senat nicht aus eigenem Antriebe meine Werke confiscirt, sondern einer der dort befindlichen Geschäftsträger wird geklagt haben. Uebrigens wird das der Verbreitung des Buches keinen großen Eintrag thun. Der Campe scheint sehr vergnügt über sein Unglück zu sein." (N. S. V, 88 f.)

Und in der That, wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf das Erscheinen der „Briefe aus Paris" die gewohnte Urbanität, welche lieber eine Portion Schwäche in den Kauf nimmt. Wahres Entsetzen bewirkte der darin zum Uebermaß gepredigte Refrain: „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden." (Vgl. IX, 100 f., 126, 187, 201, 248; X, 88 f., 109 f., 266 u. s. w.) Ganz verblüfft las man jene gleichsam als rother Faden durch das ganze Buch hindurchlaufenden Selbstbekenntnisse: „Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb und sie beschmutzte — was schadet mir das?" (XI, 202 f.) „Soll ich daran denken, wie Leute von Geschmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aesthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, soll ich ängstlich besorgt sein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, soll ich fern bleiben und sie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beschmutzen? Wenn es darauf ankömmt, von den feinsten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drahtnetz

für Mückenſeelen — ich verſtehe das ſo gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, eine Satire zu ſpitzen, ſo ſpitz, daß ſie durch die Pore eines Glaſes bringt — ich verſtehe das ſo gut als einer. Wenn es darauf ankömmt, ein Gift zu miſchen, klar, hell, rein, durchſichtig, ohne Farbe, Geruch und Geſchmack, unſchuldig wie friſches Quellenwaſſer, ein Verläumdungsgift, eine aqua toffana — ich verſtehe das ſo gut als einer ... Aber nein, ... Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuſte haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob ſie zwar tauſendmal mir recht gaben, doch tauſendmale mich todtſchlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder." (XII, 162 f.) Kurz, die Briefe wirkten, wie Honegger meint, als eine in allen Ecken und Enden den Staub aufwirbelnde Windsbraut.[1]) Mit ihnen war der Autor der „Denkrede auf Jean Paul" zu einem gewiſſen anerkannten Organe der heftigſten, politiſchen und patriotiſchen Leidenſchaften des Tages geworden. „Mir iſt die Zeitung wie Shakespeare, wie Corneille." (IX, 179.) „Die ganze Welt dampft jetzt, das erſetzt mir die Pfeife." (IX, 191.) „Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich." (XI, 287.) Zahlloſe Schriftſteller, ein ganzes Rudel wohlbeſtallter Litteraten, die ſich an dem kecken Börne ihre

[1]) Selbſt in dem Tagebuche der Fürſtin Melanie Metternich (Aus Mett. nachgel. Papieren V, 545) findet man folgende Notiz: 26. Januar 1834: „Ich brachte die erſten Abendſtunden bei Clemens zu, dem ich Börnes Pariſer Briefe vorlas. Sie ſind natürlich ſo boshaft als möglich, der Stil iſt aber von einer dämoniſchen Ausgelaſſenheit und ungemein geiſtreich."

Sporen verdienen wollten, beehrten ihn mit Schmähschriften und Pamphleten; sie fielen über die Luftfeuerwerkerei des in dem Pariser Asyl geschützten (XII, 290 f.), von den Rücksichten auf deutsche Censur befreiten, ehemaligen Frankfurter Polizeiactuars, wie über greifbare, thatsächlich festzuhaltende Sätze her. Als erster eröffnete auf Grund eines alten, ursprünglich sehr wenig beachteten Vorbehaltes,[1]) ein heute längst vergessener Dr. Eduard Meyer aus Hamburg das Kleingewehrfeuer in einer Weise, welche schon aus dem sentimental-gefühlvollen Titelblatte[2]) hervorgeht; selbst eine so maßvolle Erscheinung, wie Gabriel Riesser, konnte nicht umhin zu bekennen: „Hr. Dr. M. hätte lieber sollen in die Zeitungen setzen lassen: „Börne ist ein Hallunke: Hep! Hep! Dr. Eduard Meyer"[3]) oder wie der alte Spötter Saphir noch kürzer sagte: „Börne ist ein Hallunke, Dr. Eduard Meyer und so weiter".[4])

Als Börne Meyer's Broschüre gelesen hatte, schrieb er: „Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die

---

[1]) Vgl.: „Der Hausfreund. Ein gemeinnütziges Wochenblatt für alle Stände". Nr. 26 vom 2. Juli 1829.

[2]) Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Briefsteller aus Paris, von Dr. Meyer. Altona, gedruckt bei Hammerich & Lesser, 1831, 8°, 15 S.

[3]) Börne und die Juden. Ein Wort der Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne von Gabriel Riesser, Dr. Altenburg 1832 p. 5 f. (G. Riesser's gesammelte Schriften IV, 307 f.). Dagegen erschienen: Nachträge zu der Beurtheilung der Börne'schen Briefe aus Paris von Eduard Meyer, Dr. Altona 1832. 8°. 16. S.

[4]) „Börne, die Juden, der Erzengel Gabriel und ein drolliger Doktor aus Altona" im „Deutschen Horizont" vom 28. Februar 1832.

Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe; aber ich will ihn schon erreichen, und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Mont blanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — gräulich — ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloser Gesell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Mensch — ditto gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursch — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so roth? Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts, als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nannte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Diese Herrnlosigkeit giebt seiner Schrift ein ehrwürdiges deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir Einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden." (XI, 191 f.).

Diesem Pamphlete folgten zahlreiche weitere Gegen-

schriften von L. Robert,[1]) Willibald Alexis, Wurm und vielen Anderen. Auch gegen diese, soweit sie ihm von Gewicht und Bedeutung schienen, hat Börne seine scharfe Feder in Bewegung gesetzt (vgl. XI, 240, XII, 60, 312, 320). Die zweite Sammlung der Briefe enthält fast alle diese hochinteressanten Entgegnungen Börnes, Acte sittlicher Nothwehr gegen Verläumdungen und Verdächtigungen.

Christian Fr. Wurm hatte seine ehrsame Besprechung in Nr. 72 der von ihm geleiteten „Litterarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" vom 14. Nov. 1831 mit der sanften Epistel beschlossen, „Wenn dieser Börne, oder wie er sonst heißen möchte, auf guten Rath hören will, so wird er bleiben wo er ist, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen weitere Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute Gesellschaft einzudringen. Er wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, und wenn es Noth thut, denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß; eine andere verstehen sie nicht." Ueber diese Grobheiten klagt der

[1]) „Neueste Briefe eines Verstorbenen" (anonym) im „Morgenbl. f. g. Stände" Nr. 301–308 vom 17.–26. Dezember 1831. Der „Verfasser (der ältern, billigerweise schon veralteten) Briefe eines Verstorbenen", Fürst H. Pückler-Muskau, hatte zwar die Autorschaft jener „Pseudobriefe eines Verstorbenen" in einer „Nöthigen Erklärung" der Nr. 166 des „Morgenblattes" vom 13. Juli 1831 „scherzend" abgelehnt; da jedoch im „Morgenblatt" 1832 S. 438 f. und im „Litteraturblatt" 1832 S. 37 f. L. Robert's Invectiven gegen Börne trotzdem ihm zugeschrieben wurden, protestirte er in Nr. 144 des „Morgenblattes" S. 576 energisch gegen diese Zumuthung.

„Advokat des Sengen und Brennen“: „Wurm ist sehr sanft [1]) und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl: Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronnterie, Sansculotischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist alles! (XI, 197 f.)

G. Wilhelm Häring — oder wie sein „Süßwasser- und Schäfer-Name“ lautete: Willibald Alexis — gestand in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“,[2]) er habe mit steigendem Widerwillen, zuletzt mit völligem Ekel, „diesen Inbegriff von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, diesen bodenlosen Revolutionsgeist, diese hohle an's Alberne streifende Begeisterung für negirende Begriffe“ gelesen; deshalb mußte er seinen Namen zu jenem zermalmenden Strafgerichte hergeben, welches Börne als „Härings-Salat“ bezeichnete.

Allen diesen Kritikern dürfte indes ebensowenig die Krone gebühren, als dem Anonymus, welcher in der „Mitternachtzeitung“ [3]) mit einem wahren Hepp-Hepp-

[1]) Wurm suchte später noch mehrfach seinen „liberal-conservativen“ Standpunkt zu rechtfertigen und den rüden Ton seiner Polemik zu entschuldigen, welcher bei Freund und Feind Entrüstung hervorgerufen hatte; nur die „Münchener Politische Zeitung“ drückte seine wuchtige Kritik (in Nr. 290 und 291 vom 23. und 24. Nov. 1831) wieder ab. Wurm schrieb zur Versöhnung: „Nürnberger Arbeit“ in Nr. 77 der „Litt. u. Kr. Blätter d. Börsenhalle“ vom 19. Dec. 1831; „Wie man sich täuschen kann“ in Nr. 78. vom 26. Dec. 1831; „Börne zum Letztenmal“ in Nr. 82 vom 23. Januar 1832.

[2]) Nr. 335 und 336 vom 1. u. 2. December 1831. Zur Erklärung des Börneschen Ausdrucks: der „größte Brockhaus'sche Viehstall“ (XI, 168, 252, XII, 246, 276. N. S. VI, 89) vgl. „Die neuesten politischen Ermahnungen und Grundsätze“ in Nr. 332 vom 28. Nov. 1831; „Einige Bemerkungen, veranlaßt durch Börnes Briefe aus Paris“ in Nr. 4 u. 5 vom 4. u. 5. Januar 1832.

[3]) Nr. 73—76 vom 7.—11. Mai 1832.

Geschrei bebütirte, oder als jener vielleicht auch nur pseudo-englischen Abwehr im 19. Bande des „Foreign quarterly Review“ [1]); gewissenhaftere Studien und Forschungen dürften vielmehr keinen Anstand nehmen, dieselbe dem „Erathophilos-Recensenten“ in Nr. 10 des „Wegweiser zur Dresdener Abendzeitung“ vom 4. Februar 1832 zuzuerkennen, jenem blutreichen und geistarmen Edelmännchen, der zehn Jahre vorher schon in Paris seinem damaligen persönlichen Freunde durch ein hölliſches Gemisch von Prosa und Versen die hochtragische Todesart von Hamlets königlichem Vater zu bereiten drohte. „Nachdem man Börnes Briefe aus Paris durchgelesen hat,“ sagt er, „kann man nur zweierlei thun; entweder man lacht über den pfiffigen Autor, welcher aller Welt eine Nase dreht — oder man ruft Anathema! über den wahnsinnigen Demagogen, welcher alle Welt in seinen Wahnsinn mit hinabreißen und das alte Chaos zum zweitenmal darstellen will. In der That bleibt man eine Zeit lang zweifelhaft vor dieser Wahl stehen; alles kann uns einfallen, nur keine Würdigung oder Widerlegung dieser Tollhäuslerarbeit. Es ist ein schönes Zeichen der Zeit, daß über dieses Werk nur eine Stimme der Indignation von den Tyroler Alpen bis zur Ostsee hin erschallt. Es ist ein schönes Zeichen, denn es beweist, daß die Deutschen wenigstens jetzt noch nicht auf dem Wege sind, Franzosen zu werden, wie nahe auch einige von der Gallomanie ergriffene Knaben diese Verwandlung glaubten. Vielleicht wird das Litteraturblatt

[1]) Vgl. „Der Gesellschafter“ Nr. 116 vom 20. Juli 1832; Litterarisches Notizen-Blatt zur Dresdener Abendzeitung Nr. 51 und 52 vom 26. u. 29. September 1832; Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 300 vom 26. October 1832.

des Morgenblattes dieſe Schrift preiſen (gegen welche Marat's und Hebert's Rhapſodieen unſchuldig und lammfromm zu nennen ſind) und ſeinen Lorbeerkranz um den Namen „Börne“ ſchlingen — allein für das ganze übrige Deutſchland iſt dieſer Name für immer mit Schmach bedeckt. Weiter als dieſer Autor, den der Irrſinn ein Genie zu nennen wagte, hat noch Niemand innerhalb deutſcher Grenzen den Wahnſinn des Haſſes, die blinde Verfolgung und Zerſtörungswuth alles Beſtehenden getrieben; lauter, unverhohlener, hat noch keiner jener unwiſſenden und unmündigen Staatsreformatoren den Umſturz der Ordnung, die Profanirung alles Heiligen, die Anarchie und Zügelloſigkeit jeder Leidenſchaft anzurufen gewagt. Verworrener hat Haß, blinde Wuth und Schadenfreude nie einen Kopf gemacht, und kläglicher hat nie der Ruf eines Menſchen geendet, als der „Börnes“. Es iſt in der That kaum glaublich, daß dies Buch etwas anderes ſein ſoll als eine arge und etwas übertriebene Myſtification eben jener ſinnloſen Partei in Deutſchland, welche den Verfaſſer bis jetzt als ihren Heros und Wortführer angeſtaunt hat. Börne, ſollte man faſt glauben, habe in dieſer Schrift zeigen wollen, zu welcher erſchrecklichen Sinnverwirrung die conſequente Durchführung aller dieſer Ideen leite, deren Wurzel Haß und Unwiſſenheit ſind. Doch ob dies nun ſeine Abſicht geweſen ſei oder nicht — für den Erfolg iſt das gleichgiltig. Dieſer wird immer der Sache der Ordnung und Mäßigung zum Vortheil ausſchlagen. Konnte man beſſer, als durch dieſe „Briefe“ geſchieht, die Schrecken des politiſchen Fanatismus, die Verkehrtheit, den Wahnſinn dieſer ganzen Partei abſchildern? Konnte man zweifelnde Köpfe gründlicher zurückſchrecken, betro-

gene Völker wirksamer enttäuschen? Konnte man endlich diese politische Schule, welche in Börne ihren Koryphäen sah, vollkommener und plötzlicher um Ehre und Credit bringen, ihren Jesuitismus auf einmal besser enthüllen, ihre entsetzliche Unwissenheit, ihren blinden Fanatismus der Welt wirkungsvoller darstellen, als durch diese Schrift geschieht? Nein! Und fürwahr, diese Briefe müssen allen Freunden der Ordnung und der Gesetzlichkeit theuer sein! Noch ein solches Buch und die Partei des Umsturzes ist in Deutschland für immer todt — vernichtet und was kein Verstand vermochte, hat der Irrsinn möglich gemacht. Unser Widerwillen, ja der Ekel, den diese „Briefe" einflößen, steigt von Blatt zu Blatte. Zu Anfang wohl erkennen wir: Börne ist kein Christ — das Gesetz der Liebe ist für ihn nicht vorhanden! Er ist ferner kein Geschichtskenner, kein scharfdenkender Kopf. Wir sind darauf vorbereitet, ihm viel Verkehrtes und einiges Sinnlose durchgehen zu lassen. Allein, wenn wir nun von Seite zu Seite auf immer wilderen Haß, auf eine immer unmenschlichere Anfeindung alles Gesetzlichen und Würdigen, auf eine immer rohere Unwissenheit und immer grimmigere Zerstörungsbegier treffen, so erkennen wir, daß seine Natur in ihren Grundelementen verdorben ist — ja, daß vielleicht nie ein öffentlicher Redner, Marat, Collot, Robespierre eingeschlossen, der Menschheit so entfremdet war als Börne! — Warnendes Beispiel für junge Feuerköpfe! — Dieser Mann, den wir selbst näher gekannt haben, der uns vor einem Jahrzehent ein liebenswürdiger, witziger geistreicher Autor schien, den wir beinahe Freund nannten, — eben dieser Mann zeigt sich jetzt plötzlich an dem andern Pole der Humanität, an dem Punkte, wo der Mensch in den — Tiger überzugehen droht." —

Mag man solchen classischen Expectorationen und Declamationen gegenüber sich wundern, wenn Börne sich zu der göttlichen Grobheit verirrte. „Eratophilos ist ein Verläumder oder ein Narr, der auf dem Punkte steht, wo der Mensch in den Esel überzugehen droht.“ (N. S. V, 424.)

Sogar in Gedichten ergoß sich die Schale conservativen Zorns über Börne. Ein Sonett, das ein Hamburger Barde dem Autor der „Briefe aus Paris“ zusandte, hat derselbe seines komischen Inhaltes wegen selbst mitgetheilt. (XII, 300 f.) Weniger bekannt scheinen die betreffenden poetischen Erzeugnisse K. Simrock's zu sein. Simrock war gereizt, weil Börne jenes freilich für seinen Autor verhängnißvoll[1]) gewordene Gedicht „Die drei Tage und drei Farben“ als „unselig romantisch“ (IX, 159 f.) bezeichnet hatte, was doch selbst W. Alexis harmlos erschien; dann ärgerte ihn eine damals bedeutendes Aufsehen[2]) erregende Broschüre „Der Völkerfrühling und seine Verkünder“ von Jordanus Brunow (Aug. Gathy), in welcher als „Völkerfrühlingsverkündiger“ neben Heine und dem damals als Publicisten hochangesehenen Johannes Weitzel auch Börne genannt wurde;

---

[1]) vgl. N. Hocker, Karl Simrock. Leipzig 1877 p. 24 ff.

[2]) vgl. Wegweiser zur Abendzeitung Nr. 57 vom 16. Juli 1831; der Gesellschafter Nr. 134 vom 22. Aug. 1831; der Freimüthige Nr. 177 vom 10. September 1831; der Komet, Beilage für Litteratur, Kunst, Mode u. s. w. Nr. 36 vom 10. September 1831; Blätter f. litt. Unterh. Nr. 182 und 183 vom 1. u. 2. Juli 1831 und Nr. 243 vom 31. Aug. 1831; Forum der Journal-Litteratur Nr. 4 und 10 vom 25. Juli und 5. Sept. 1831; Kritische Blätter der Börsenhalle Nr. 48 vom 30. Mai 1831; Litteratur-Blatt (zum Morgenblatte) Nr. 84 vom 15. Aug. 1831.

er veröffentlichte also in dem gerade damals mit dem „Freimüthigen" vereinigten „Berliner Conversationsblatte" [1]) neben einem mehr allgemeineren Poem „Die drei Propheten" noch folgende Sonette an Börne:

I.

Du hassest Alles, was romantisch ist,
Und weil ich Dir auch ferner gern mißfiele,
Und für romantisch gelten Klingreimspiele,
So werd' ich, Dir zu Liebe, Sonettist.

Du, der ein Seher und Prophete bist,
Du freilich stellst, man sieht's an Deinem Stile,
Hochklassische Vollendung Dir zum Ziele,
Die nie Gestalt und weises Maß vergißt.

Rhapsodisch, ja homerisch sind die Briefe,
Die Du an Israel aus Babel schriebst
Vom Völkerlenz, als Deines Volks Messias.

Die plastisch edle Form und jene Tiefe,
Die Du dem Seherblick zu paaren liebst,
Bewundern muß Europa diese Trias.

II.

Wohl thust Du, dem Romant'schen abzusagen,
Doch kannst Du der Romantik nicht entflieh'n,
Sie wird Dir nach zu den Franzosen ziehn,
Dort in der Heimath frische Wurzeln schlagen.

Romantischer auch schon seit alten Tagen
Ist Dein Paris als Petersburg und Wien,
Nur seinen Dichtern war's noch nicht verlieh'n,
Den Wald zu sehn vor Bäumen, die da ragen.

---

[1]) Nr. 185 vom 22. Sept. 1831 resp. Nr. 1 u. 2. vom 2. und 3. Januar 1832.

Schau her, dies iſt die Stadt der Paladine,
Hier ſang ſein zärtlich Lied der Troubadour,
Johanna d'Arc ſchwang hier die Siegerfahne.

Du ſelber, trotz der oriental'ſchen Miene
Biſt eine halbromantiſche Figur
Mit Deinem Freiheitsſchwindel, Deinem Wahne.

III.

Weil Lieb und Haß das Erbtheil ſtarker Seelen,
So iſt noch mehr zu haſſen Dir vonnöthen:
Wen haſſeſt Du nur gleich? Du haſſeſt Goethen,
Nun ich geſteh's, Du weißt Dein Ziel zu wählen.

Allein der Grund! Es darf ein Grund nicht fehlen!
Was that der Greis, daß man ihn ſollte tödten?
Wenn Vaterland und Freiheit es geböten,
So wäre Sand wohl wieder zu beſeelen.

Nicht Grunds genug, daß ihn die Deutſchen lieben?
Ihr letzter Halt, ihr Stolz und Ruhm, wie keiner,
Wär' der nicht mehr, zerſtöbe die Can — —

O welch ein Compliment haſt Du geſchrieben?
Wart'loſer Schmeichler! Du wenn jemals Einer,
Verdienſt die Goethe'ſche Verdienſtmedaille.

IV.

Daß Du die Deutſchen haſſeſt, ſcheint erklärlich,
Es liegt im Blut und iſt Dir noch geblieben!
Vom eignen Geiſt wird jeder Stamm getrieben;
Bei Dir iſt das am Wenigſten gefährlich.

Wenn ich mich ſelber prüfe, fühl' ich klärlich:
Wär' es uns ausdrücklich nicht vorgeſchrieben,
Die Menſchen alle brüderlich zu lieben —
Dein Volk zu haſſen wär' mir unentbehrlich.

Und hat der Glaubenshaß nicht ſeine Rechte?
Du wurdeſt unter Deutſchen juſt geboren
Und haſſeſt ſie, weil ſie Dich wollten taufen.

Ein Andres wär's, wenn es Dir Schaden brächte,
Allein die Deutſchen ſind gutmüth'ge Thoren,
Sie werden Deine Bücher dennoch kaufen.

V.

„Was man verbietet, wird erſt recht geleſen"
Schon wähnſt Du Deines Buches Glück gemacht,
Doch juble nicht zu früh aus Unbedacht,
Wohl nie iſt weiſer ein Verbot geweſen.

Denn wer Dich lieſt, der zahlt noch keine Speſen,
Und hat er je wie Du gefühlt, gedacht,
Sich je geſehnt nach Frankreichs Uebermacht,
So heilſt Du ihn von dem verkehrten Weſen.

Es thut wohl Noth, ein Nieswurz zu verſchreiben,
Der Honig dieſer Zeit hat auch ſein Gift,
Wie ſich zum Weizen immer Spreu geſellet.

Den böſen Geiſt den Köpfen auszutreiben
Lockt uns ein klug Verbot zu Deiner Schrift,
Wir leſen, nieſen und ſind hergeſtellet."

Und noch am 2. Januar 1835 lauteten Neujahrs-Xenien der „Mitternachtzeitung":

Börne.

Haut ihm herunter den Kopf, er iſt ein Monarch, ihr Genoſſen!
Laſſt ihn laufen, er iſt nichts als ein ſchlechter Scribent.

Freiheit und Gleichheit.

Freiheit und Gleichheit! das heißt: Ich bin ein Lump, und ich dulde Große Männer nicht mehr, ſind ſie nicht Lumpen wie ich.

Mit ſichtlicher Entrüſtung, wenn auch begleitet vom Hohne und Spotte der übrigen Publiciſtik[1]) entgegnete

[1]) Vgl. Nr. 23 des „Freimüthigen" vom 2. Februar 1832. Ueber die hämiſchen Angriffe des bekannten Novelliſten C. v. Wachsmann auf Börne u. ſ. w. vgl. H. Schiff, Gloſſen über ſechs

Menzel-Gutzkow in den „Neujahrs-Epigrammen" seines Litteratur-Blattes vom 2.—6. Januar 1832:

Börne.

Ha! wie ärgert der kleine Jude die großen Philiſter,
Wie, wenn er David wär', jeder will Goliath ſein.

Börnes Grabſchrift.

Fern von der Heimath ſtarb er hier am gebrochenen Herzen,
Schmerzlich, ſein letztes Wort ſpottete Deutſchland noch aus.

Der edle Leidende.

Liebenswürdig wie Du, ſind wenige Menſchen in Deutſchland,
Drum auch, o Börne, biſt Du grimmig den Andern verhaßt.

Jaſſoy und Börne.

Einen begrubſt Du und den andern haſt Du vertrieben,
Wo, o Frankfurt, woher nimmſt Du ferner den Witz?

„Nicht auf Myrons Kuh," ſchrieb Börne damals, „wurden zu ihrer Zeit ſo viele Epigramme gemacht als in Deutſchland ſeit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es ſind nicht bloß kleine Schaumuſter von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechiſchen waren; ſondern es ſind ganze lange, breite, ſchwere Witzſtücke, woran drei Blei hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutſchen Satyre. Es iſt aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Credit habe! Sie ſchicken mir ihre Waare unbeſtellt, unverlangt, und ſcheinen ganz unbekümmert, ob ich ſie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle ſie — ehrlich währt am längſten." (XII, 357.)

Unangenehmer aber als alle dieſe kleinlichen Manöver mußte es für Börne ſein, daß auch Freunde, die ihn

Novellen im „Geſellſchafter" Nr. 166 vom 15. Oct. 1834. Ueber ein Gedicht Ludwig Libers gegen Börne vgl. „Unſer Planet", Nr. 88 vom 12. April 1833.

kannten, an ihm irre wurden. Wenige waren so einsichtig, dem Beispiele des badischen Deputirten Dr. Schott folgend, trotz divergirender politischer Ansichten Börnes persönliche Ehrenhaftigkeit in Schutz zu nehmen (vgl. XII, 101 f.). Beinahe die ganze liberale Partei leugnete jede Gemeinschaft mit Autor und Tendenz aus Furcht, die Handvoll mühsam errungener Rechte zu gefährden, denn die Feinde des Fortschritts, wollten mit dem Buche in der Hand, das destructive Endziel der demokratischen Ideen erweisen. Den Absagebrief Carovés in der „Hanauer Zeitung" vom 12. Februar 1832 konnte Börne wohl noch mit lachendem Muthe ertragen; aber das Urtheil der näher Befreundeten, insbesondere der „jungen Litteratur" war ihm sehr schmerzlich (vgl. XIV, 20). Noch in seinen letzten Lebensjahren konnte er sich im Hinblick auf gewisse heftige Angriffe F. G. Kühnes[1]) der wehmüthig ernsten Aeußerung nicht enthalten: „Ich bin doch nicht toll. Gegen den Himmel habe ich mich nie aufgelehnt, was soll ich Faust sein? . . . . . Ich fasse die Dinge von der natürlichsten Seite auf, halte mich durchaus für keinen Andern als ich bin, will die socialen Verhältnisse nicht einmal ändern, studire das Leben nicht, sondern lebe es, und möchte es dahin bringen, daß es alle Menschen lebten und — man macht mich mir Nichts, dir Nichts zum Faust. Der will den Himmel stürmen, ich aber nur Mißbräuche, die

[1]) „Litterarischer Zodiacus" Jahrg. 1835 p. 73; „Faust und kein Ende" in der „Zeitung für die eleg. Welt" vom 14. Aug. 1835; „Eine Quarantaine im Irrenhause." Leipzig. 1835 p. 173 ff. Aehnliche Gesinnung wie F. G. Kühne scheint damals auch schon Th. Mundt gehegt zu haben. (Litt. Zodiacus. Jahrg. 1835 p. 13 bis 14.) vgl. N. S. VI, 294—299.

man mit den Himmel treibt.“ Unstreitig hat der später Börne so feindliche Wolfgang Menzel das Verdienst, die ersten Bände der „Briefe aus Paris“ am ersten und richtigsten gewürdigt zu haben. Er erblickte in denselben, getreu seinem alten, Börne gegenüber gewählten Standpunkte nichts als Stimmungsbilder und als das Motiv ihrer Schärfe und Härte zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. In diesem Sinne schrieb er an den Verleger Julius Campe, nach Hamburg: „Kein Verbot, keine Winkelkritik, wird je im Stande sein, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie sichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollsten Stellen unter den ersten unserer Litteratur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchsten Grade achtungswerth. Selbst das frivole Hundegebell, das sich gegen ihn erhebt, ehrt ihn und die Nachwelt wird es erkennen.“ (XI, 325.) In ausführlicher und beredter Weise suchte Menzel aber sein kritisches Urtheil in Nr. 121 und 122 des Litteratur-Blattes vom 28. Nov. und 2. December 1831 zu begründen: „Man wird das Buch verbieten, oder hat es schon verboten, denn wenn man auch die Freiheitsschwärmer Narren nennt, so gibt man ihnen doch nicht einmal die Narrenfreiheit. Arg freilich hat es der Börne wieder einmal gemacht; ärger als je zuvor, wie es die Tollen pflegen, wenn sie einmal dem Tollhause entspringen“. Diese Briefe sind durchaus, wie es ehemals in Warschau hieß und wahrscheinlich jetzt wieder heißt „formwidrig,“ oder wie man in Berlin noch kleinkünstlerischer zu sagen pflegt „unangemessen“. Der selige Lichtenberg würde sagen: „es sind majestätsverbrecherische Gedanken, aber in beneidenswürdigen Ausdrücken.“ Das alles ist vielleicht zu wenig gesagt. Göttlich

grob, hat einmal Friedrich Schlegel geſagt. Auch das iſt zu wenig. Deutſch grob, wollen wir ſagen, um Börne zu ärgern. Warum nicht deutſch grob? Der Franzoſe iſt in ſeinem bitterſten Haß noch artig zum küſſen gegen Börne, ſelbſt der vierſchrötige Engelländer läßt mit ſich reden, Cobbet raiſonirt beſcheiden und iſt ein guter Mann gegen Börne. So grob wie Börne kann nur ein Deutſcher ſein, weil es wirklich nur ein Deutſcher iſt. Er ſelber ſagt einmal: das iſt nicht mehr ſchlecht, erbärmlich, niederträchtig — das alles wäre zu wenig — es iſt deutſch! warum ſollen wir nicht auch von ihm ſagen, das iſt nicht Arznei, iſt nicht Eiſen, nicht Feuer, — es iſt deutſch geſprochen! Was ſind wir doch für ein wunderliches Volk. Die ſtärkſte Sprache in der Welt nennt man die deutſche, und die größte Dummheit in der Welt heißt ebenfalls ſprüchwörtlich eine deutſche. Wir ſind aber nicht nur hoch und niedrig, ſondern auch mittelmäßig. Mittelmäßig? Ein verdammtes Wort. Wüßteſt du, o Leſer, wie oft es mir centnerſchwer aufs Herz fällt, als Schriftſteller unter Cenſur an der deutſchen Mittelmäßigkeit mitzuarbeiten, du würdeſt mir um meines Schmerzes willen meine, deine eigne Mittelmäßigkeit verzeihen. Schreib' einer in einem deutſchen Journal. Rieſengedanken ſpringen aus der Stirne, aber die Cenſurſcheere ſchneidet ſie zu mittelmäßigen Geſchöpfen zurecht, nachher kommen auch nur noch Mittelmäßigkeiten aus der Stirne und die Rieſen bleiben drin im Kopf und fangen aus Langerweile den Titanenkampf unter ſich ſelbſt an, ſchlagen ſich todt, freſſen ſich. Es iſt zum Tollwerden, und Börne hat den ſchönen Muth, endlich wirklich toll zu werden. Aechte Tollheit tollt nur gegen ſich ſelbſt. Wenn in Dantes Hölle ein Todtenkopf den

andern beißt, ſo beißt ein ächter Wahnſinniger ſeinen eigenen Kopf. Darum wird Börnes glühender Patriotismus zur Blasphemie gegen das heilige Vaterland und Pygmalion, der flehend vor der ſteinernen Geliebten kniete, daß ſie endlich aufwache, wird nun, da ſie lebend iſt, in der Tollheit zum Irokeſen und ſchneidet Stück für Stück das blühende Leben herunter. So ſchrieb Börne einſt gegen das ſchlafende Vaterland, und ſo ſchreibt er jetzt gegen das erwachte. Wie nach Dſchamis unübertrefflicher Dichtung der edle Medſchnun wahnſinnig wurde, weil er von der reizenden Leïla getrennt war, und wie er nachher im Wahnſinn, da man die Geliebte ihm mit königlicher Pracht geſchmückt als Braut zuführte, ſie nicht wieder erkannte, ſo erkennt Börne im Gram über das verlorene Vaterland das wiedergefundene nicht wieder. Ich will mich, Börne gegenüber nicht in die Bruſt werfen und ihm eine Strafpredigt halten. Auch werden es wahrſcheinlich wenig Andere thun, denn die Zeiten ſind nicht mehr, wo, wenn man ſich einen Scherz über die deutſchen Philiſter erlaubt, gleich ganze Schaaren derſelben mit dummen Glotzaugen ſich hervorthaten und den Franzoſenfreund zur Thür hinauswarfen. Das ſpricht eben am ſtärkſten gegen Börne, daß wir wirklich klüger und beſſer geworden ſind, es unter tauſenderlei Beſchränkungen, es mitten in der Mittelmäßigkeit geworden ſind. Wir haben Ereigniſſe in Deutſchland erlebt, die nicht mehr lächerlich ſind, und patriotiſche Beſtrebungen, die nicht mehr bloße Spielereien und Affectationen ſind. Dem ſchrecklichen Ernſt der Zeit hat eine Stimme in Deutſchland männlich geantwortet, und wir werden ſie noch lauter reden hören. Wenn nun Börne uns Deutſchen vielleicht Unrecht thut, indem er gar zu wenig an uns glaubt, ſo wollen wir

uns hüten, ihm Unrecht zu thun, und Aeußerungen des Humors, der momentanen Stimmung nicht für mehr nehmen, als sie sind. Der Sarkasmus ehrt oft den Gegenstand, indem er ihn beschimpft. Das beleidigte Herz rächt sich an der Geliebten durch Bitterkeiten, die immer nur die Schale des süßesten Kernes sind. Eifersucht setzt die Geliebte herunter und bringt einer Dritten übertriebene Huldigungen dar. So ists, wie mit jeder gekränkten Liebe, auch mit der gekränkten Vaterlandsliebe. Diese Entschuldigung gilt übrigens, wie der Tadel selbst, nur der Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters im Allgemeinen; im Einzelnen wo Börnes Satyre bestimmte Dinge und Verhältnisse trifft, hat er nur zu Recht . . ."

Dem Stuttgarter Aristarchen folgte mit einer glänzenden und enthusiastischen Dithyrambe J. G. A. Wirth, welche eigentlich bloß die „Aufnahme der „Briefe" in Deutschland" zum Vorwurfe hat; sie wird ihres großen Umfanges wegen an einer anderen Stelle unverkürzt mitgetheilt; mit einer äußerst empfehlenden und wohlwollenden Anerkennung wetteifern jene beiden kritischen Journale, welche vielleicht am meisten ihrer Tendenz und sonstigen Haltung nach die politisch befreienden Einflüsse der Julirevolution in Deutschland zeigten, der bereits erwähnte „Komet" sowie dessen specielles, wenn auch ebenfalls liberales Oppositionsblatt, der im Verlage von C. F. Hartmann in Leipzig erschienene, von K. Ferdinand Philippi gegründete „Unser Planet, Blätter für Unterhaltung, Zeitgeschichte Litteratur, Kunst und Theater". Wenn in letzterem Journale[1]) H. Meynert noch mit einigen, freilich

[1]) „Litteratur- und Kunstblatt" zu „Unser Planet" Nr. 5—17 vom 6.—20. Januar 1832.

geringfügigen Einschränkungen von den „Briefen aus Paris“ sprach, so gebührt dagegen F. Stolle in der litterarischen Beilage zum „Komet“ vom 17. Febr. bis 6. April 1832 das Verdienst, nicht nur die litterarische und persönliche Stellung Börnes am schärfsten und treffendsten gezeichnet, sondern auch bei dem liberalen Walten der Altenburger Censur[1]) gerade die anstößigsten Stellen jenes Werkes zum Abdruck gebracht und in der mannhaftesten Weise Zeile für Zeile aus dem Geiste der Zeit selbst interpretirt zu haben. Zur Charakteristik dürfte vielleicht schon der einleitende Passus genügen: „Es ist eine wahre Lust, so mit Behaglichkeit in den Alarm hineinzuschauen, den Börnes Briefe in Deutschland erregt. Diese Episteln kommen mir vor, wie ein perfectes Wetterglas für alle politischen Coterien. Die Absoluten, außer sich, schreien Hochverrath; die Halbliberalen mögen mit diesem Menschen (dem Börne) nichts weiter zu schaffen haben; die befangenen Liberalen aber bedauern den talentvollen Schriftsteller, der sich so verirren konnte; die ängstlichen Liberalen sehen nur Gefahr für den Liberalismus in dem Buche; den wahrhaften Liberalen sind die Briefe die erquicklichsten Humoresken, die seit Jean Paul geschrieben worden. Sie betrachten die Lectüre weder mit Berlinischem Demagogenblick, noch mit burschikoser Deutschthümelei, sondern versetzen sich in die Lage des Schriftstellers, an den Ort, wo er schrieb, in die Zeit, in welcher er schrieb, betrachten mit Unbefangenheit die Gegenstände, über welche er schrieb, vergegenwärtigen sich endlich Börne's Individualität, wie sie diese aus seinen früheren Schriften kennen gelernt, und finden so weder Hochverrath, noch

[1]) Vgl. „Unser Planet“ (Litteratur- und Kunstblatt) Nr. 95 vom 20. April 1832.

Haß gegen das deutſche Volk, ſie finden kein Wörtchen Unſinn, ſondern im Gegentheil ein unbefangenes, geiſtreiches, humoriſtiſch und dichteriſches Gemüth, noch glühend von der Juliſonne, voll Liebe für alles Gute und Schöne, höchſtens zu ſehr nach Idealen ringend, voll Liebe für das deutſche Volk, ankämpfend gegen Dummheit und Philiſterthum, das ihm nach den Julitagen noch klotzhafter daſteht und Aerger darüber herausſagend mit echt deutſchem Freimuth, und wo es ihm gar zu toll wird, mit deutſcher Grobheit. Der unbefangene Leſer muß Börne ſchon wegen ſeines herzlichen und gutmüthigen Humors ganz auf ähnliche Weiſe lieben, wie er ſeinen Jean Paul liebt. Was das Recenſentenvolk über Börnes Briefe betrifft, ſo iſt eine bekannte Sache, daß die Dummheit allemal zuerſt heraus platzt, ſo auch hier. Aber nicht dumm, allein und befangen verrückt, ſondern auch niederträchtig, jeſuitiſch falſch iſt man mit dem Buche umgegangen. Man hat Stellen herausgeriſſen und ſie hingeſtellt ohne allen Zuſammenhang, und hierauf ſeine ſchändlichen Argumente geſtützt. Gott ſei Dank, daß ſich durch derlei grobe Spitzfindigkeiten der unbefangene Theil der Leſewelt nicht täuſchen läßt. Suchen wir daher darzuthun, daß Börne, wenn er einigermaßen ſich conſequent bleiben wollte, gar nicht anders ſchreiben konnte; wobei wir zugleich zu behaupten wagen, daß Schiller, Jean Paul, Theodor Körner, ja jeder für das Beſſere erglühende, gerade deutſche Mann, unter ähnlichen Verhältniſſen ganz auf ähnliche Art geſchrieben haben würde. Wer entſinnt ſich nicht, welchen Eindruck die Pariſer Julitage auch auf das indifferente Phlegma hervorbrachten, in wie viel größerem Grade mußte dies nicht bei einem Manne, wie Börne, der Fall geweſen

ſein, bei einem Manne, der ſich während der ganzen Reſtaurationsperiode wie in einem Gefängniß fühlen mußte? Der in einer Atmoſphäre verkümmerte, wie die zu Frankfurt am Main iſt. Der mit einem Male ſeine Jahre lang geträumten Ideale verwirklicht ſieht, ſich unmittelbar vom Palaſt des deutſchen Bundes hinweg neben das Pariſer Stadthaus verſetzt ſieht, neben das Stadthaus unmittelbar nach den Julitagen. Ueberall dreifarbige Fahnen und Nationalgarden. Alle Meinungen frei, alle Zeitungen frei. Ein jugendlich friſches, nationales Volksleben. Wir fragen hier Jedermann, der Börne einigermaßen aus ſeinen früheren Schriften kennt, konnte dieſer, wenn er in ſein deutſches Gefängniß zurückblickte, wenn ihn täglich die deutſchen Zeitungen mit diverſen, nationalen Dummheiten bewirtheten — konnte Börne anders ſchreiben? Und nur gegen Dummheiten, gegen abſolut Haſſenswerthes in Deutſchland iſt Börne zu Felde gezogen. Uebertreibt er an manchen Orten, ſo iſt das Niemandem leichter zu verzeihen als Börne in Paris gleich nach den Julitagen. Aber die vorkommenden Uebertreibungen ſind eben wegen der Uebertreibung und des dadurch entſtehenden Contraſtes meiſt reiner Humor und gar nicht ſo bös gemeint, wie ſie ein befangenes oder boshaftes Gemüth zu nehmen für gut befindet. Bei Börnes Briefen muß man überhaupt unwillkürlich ausrufen: Ihr deutſchen Philiſter, ſeid ihr denn ſo grimmig ernſt, ſo engherzig und compact, ſo inſtinctartig polizei-legitim, daß ihr keinen Spaß verſteht? Auch was die Vergötterung der Franzoſen anlangt, die man Börne zum Vorwurf macht, ſo iſt dieſe keineswegs der Fall. Nur was bei den Franzoſen wirklich zu vergöttern iſt, erkennt Börne freudig an, wie dies Jedermann aner-

kennen muß, der einigermaßen Anspruch auf Sinn für Edles und Erhabenes machen will.

Ueberhaupt war es der „Komet", welcher Börne am offensten und ehrlichsten in seinen zahlreichen litterarischen Kämpfen hilfreichen Beistand leistet. Der „Komet" hatte gerade zu jener Zeit, schon vor dem Drucke des achten Theiles der „Gesammelten Schriften", größere Fragmente als „Börne über Schiller und Göthe" zum Abdrucke gebracht;[1]) er war es, welcher dem nunmehr von Campe buchhändlerisch versandten „Tagebuche" eine ebenso kurze als verständnißvolle Besprechung aus der Feder eines seiner Mitarbeiter unterm 8. Juni 1832 zu Theil werden ließ. „Börnes Schriften gleichen einer Schmetterlingssammlung, welche der Besitzer, je nachdem Laune oder Zufall ihn dazu veranlaßten, zusammentrug. Will man einen Genuß davon haben, so muß man sie lesen, aber nicht studiren; sie ähneln jenen Gesichtern, welchen alle gesetzmäßige, regelfeste Schönheit abgeht, und die dennoch so viel Reiz besitzen, daß man sich unwiderstehlich zu ihnen hingezogen fühlt und in ihrem Anschauen den Tadel vergißt, welchen man auf der Zunge hatte. Börne ist einer von den Schriftstellern, welche ich praktische nennen möchte. Er denkt, lebt und fühlt mit der Zeit, in der er geboren und aufgewachsen. Sein lebendiger Geist gefällt sich eben so wenig in den antiken Formen der grauen Vergangenheit, als in den ungewissen Formen der Zukunft. Er saugt Leben und Beredsamkeit aus der Sonne, die mit ihm gleichzeitig wandelt. Sein Humor findet Stoff in dem Gegenwärtigen und verweilt bei Gegenständen, die in Aller Interesse liegen. Darum

[1]) Der Komet. Nr. 33—36 vom 27. Februar bis 1. März 1832.

aber wird er geleſen und verſtanden und auch geliebt, nur nicht von Conditor-Mägen".

In ähnlich günſtiger Weiſe, wenn auch mit der ihm eigenartigen Anti-Goethe Färbung, beurtheilte jenes von der geſammten übrigen Preſſe, in erſter Linie wieder von den „Kritiſchen Blättern der Börſenhalle[1]) und der „Mitternachtzeitung"[2]) mit einem wahren Wuthgeſchrei empfangene „Goethe-Büchlein", Wolfgang Menzel in Nr. 52 des „Litteratur Blattes" vom 18. Mai 1832: „Es hat mich geärgert — obgleich nicht gewundert — daß das weißblütige Volk jener klugen Tröpfe, von denen es in Deutſchland wimmelt, Börnes Melancholie für erheuchelt und ſeinen Schmerz für Grimaſſe gehalten hat. Dieſes Volk, das ſich nicht ſchämt, ſich das gemüthliche zu nennen, kann gleichwohl vor dem gefeſſelten Prometheus, dem der Geier das Herz frißt, vor dem in Flammen brennenden Haß, und vor dem in den lezten Zuckungen ſeufzenden lezten Helden Polens mit offnem Maule daſtehn und füffiſant bemerken: wer weiß, ob es ihm auch wehe thut! Das Empörendſte dabei iſt, daß es grade die Hoheit und Würde des Helden, oder der noch im tiefen Leiden liebenswürdige Humor des Denkers iſt, der, durch Geiſtesgröße den Schmerz bezwingend, den rohen Seelen als Abweſenheit des Schmerzes erſcheint, denn wenn dieſe brutal-ſentimentalen Leutchen keine Thränenbäche ſtrömen ſehn à la Mathiſſon, oder kein thieriſches Gewinſel hören à la Kotzebue, ſo faſſen ſie den Schmerz nicht. O Ehre, ſchöne Tochter des Himmels, warum biſt du ſo fremd geworden in deutſchen Herzen? Nichts verſagt ſich dieſes Völkchen, und merkt nie, daß edlere Geſchöpfe Naſen haben. Und trotz dieſer

[1]) Nr. 94 vom 16. April 1832.

[2]) Nr. 58 vom 10. April 1832; Nr. 163 u. 167 vom 11. u. 18. October 1832.

eignen Ungenirtheit, die sich Alles verzeiht, können sie es nicht verzeihen, wenn ein edler Geist wie Börne, einmal in Zorn sich übernimmt, und etwas cynisch wird. Gleich Eunuchen bewachen sie den gefangenen Mann und schämen sich nicht, sondern verlangen, daß der Mann sich schämen soll. Doch Männer wie Börne sind zu selten, und ihr kräftiger Geist zu vorleuchtend, als daß die litterarische Gassenjugend mit ihrem Hepp! Hepp! ihm etwa die Unsterblichkeit verrennen könnte!.. Dieselben Leute, die den Shakespeare in den Himmel erheben, die andächtig bei Solger oder Jean Paul lesen, was der Humor ist, oder wohl gar Vorlesungen darüber halten, sollten sich doch nicht so entsetzlich verwundern, wenn ihnen nun einmal der wahre Humor wirklich begegnet..."

Von sonstigen kritischen Stimmen dürfte nur F. G. Kühne in den „Blättern für litterarische Unterhaltung"[1]), M. G. Saphir im „Deutschen Horizont"[2]), ferner jenes zierliche Genre-Bildchen Beachtung verdienen, welches W. Albrecht als „Börne contra Goethe" im „Berliner Freimüthigen oder Conversationsblatte" vom 27. April 1832 veröffentlichte: „Es hieße in denselben Fehler fallen, den man rügen will, wenn man die vielfachen Angriffe, die Börne sich gegen Goethe (in den letzten Bänden der von ihm erschienenen Schriften) erlaubt, mit leidenschaftlicher Erbitterung auffassen und in die Kategorie der Pasquille und boshaften Verleumdungen stellen wollte. Den Vorzug muß ein geistreicher Mann, und das ist Börne, immer vor anderen genießen, daß man selbst da, wo er irrt und fehlt, mit Anstand und Würdigung seiner bereits anerkannten Ver-

[1]) Nr. 214—215 vom 1. u. 2. August 1832.

[2]) Nr. 143—145 vom 6.—9. September 1832.

dienſte über ihn urtheile. Offenbar hat Börnes Angriff auf Goethe durch den zufällig faſt gleichzeitig erfolgten Tod des letzteren eine ihm eigentlich fremde gehäſſige Farbe erhalten. Es iſt ein Mißton, in den überall ertönenden Klagehymnus der Deutſchen, der früher oder ſpäter weniger verletzt hätte. Börne nennt Goethe einen Egoiſten, Pedanten, Philiſter, einen Deutſchen, der nie ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, der mit einem Worte für ſein Vaterland nichts gethan habe. Eben wollte ich dieſe Anklage zu Protokoll nehmen, und mir ein gutes Motto zu meiner Arbeit aus Goethe's Werken wählen, als ich bemerkte, daß ſämmtliche dreißig Bände aus meinem Bücherſchrank verſchwunden waren; zudem klopfte es eben an meine Thüre, und dreißig bis vierzig ſtattliche Figuren, in glänzenden, goldverbrämten, durchaus ganz gleichen Anzügen traten ein und wollen in der Sache: Börne contra Goethe vernommen ſein. „Wir alle", ergreift ein ſehr robuſter Mann, der ſich Götz nannte, das Wort, „wir alle danken ihm unſer Daſein und die Achtung, die unſer Vaterland und das Ausland uns bezeigt haben, verpflichtet uns für unſeren Meiſter ein kräftig deutſches Wort zu ſprechen." Ich ergriff die Feder. „Einen Philiſter hat ihn Börne genannt?" rief ein junges blondes Mädchen, das ſich auf meine Schulter lehnte, zu mir herab. „Mit wem habe ich die Ehre —" „Lieber Gott, Clärchen! ich bitte dich, ich glaube der Herr kennt nicht einmal Philinen," und damit warf ſie mir ein ganzes Dutzend kleiner Gedichte auf den Tiſch, die: Römiſche Elegieen und Venetianiſche Epigramme überſchrieben waren. Jetzt trat ein Mann hervor, deſſen Anblick meine Verwirrung nur vermehren konnte, ſo drohend faltete ſich die hohe Stirn

über den blitzenden Augen, obgleich er sich Mäßigung anzuthun schien. „Ein Pedant soll er sein? Ich bin kein Deutscher, Benvenuto ist mein Name, ein Blick auf unsere bunte Gesellschaft aber wird selbst einem Fremden das Gegentheil beweisen.“ „Wir könnten zu diesem Zwecke auch mit Steinen und Farben aufwarten,“ sprach jetzt ein sehr gelehrt aussehender Freund, der sich jedoch nicht nannte. „Danke für beides“, erwiderte ich höflich, „da ich schon genug Steine auf dem Herzen habe und mir bereits ganz grün und gelb vor den Augen wird.“ „Was den Egoisten betrifft, liebe Dorothea,“ bemerkte ein junger Mann von sehr bescheidenem Wesen, „so wäre es doch gut, dem Herrn einmal die kleine Mignon herzuführen, die er dem tiefsten Elende entrissen, sie väterlich gepflegt und ihr wohlgethan hat.“ „Uns allen hat er wohlgethan, uns mit Aufopferung seines Lebensgenusses gepflegt und wohl ausgestattet in die Welt gesendet um zu seinen Deutschen und für sie zu reden.“ Dieser griechische Chor brachte mich außer Fassung, daß ich kein einziges Wort hervorzubringen im Stande war. — Alles schwieg, — die Stille wurde noch stiller. — Endlich nahm ich mich zusammen und half mir durch eine Tirade, indem ich beide Thüren meines Bücherschranks weit öffnete. — „Wollen die geehrten Herrschaften vielleicht einen Augenblick in dieses Gemach sich begeben und mir einige Minuten Erholung gönnen?“ Sie gehorchten schweigend, sobald ich aber die letzten glücklich los war, ich glaube es war Wilhelm Meister, den ich beim Zumachen der Thür noch etwas klemmte, schloß ich rasch zwei Mal zu, und steckte den Schlüssel vorsichtig in die Tasche. „Der Henker mag diesen Prozeß bei solchen Defensoren instruiren!“ rief ich aus, zerriß

die Anklage in Stücke, und warf ſie in meinen Papierkorb.“

Im Uebrigen ſcheint es freilich auch ſonſt nicht an humoriſtiſchen Zwiſchenfällen gefehlt zu haben. Neben dem ſelbſteigenen Verſuche Campes, ſein gefährdetes Verlagswerk zum Mindeſten moraliſch auf Koſten des Dichters des „Fiesko“ zu retten,[1]) dürfte hierher die in ihrer Philiſtroſität an allbekannte Muſter im Leben Schillers[2]) und — Heines[3]) direct mahnende Recrimination einer „genialen Friedbergerin“ in den Frankfurter „Didaskalia, Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität“ vom 20. December 1831 zu rechnen ſein!

Friedberg, 8. Dec. 1831.

Mein Herr!

In Ihren vielbeſprochenen Briefen aus Paris machen Sie, bei Beſchreibung des Maskenballes (Bd. 1, S. 318), die auffallende Bemerkung: „Ach, was für ſchöne Kleider! — — Doch habe ich auch Putzwerke geſehen, ſinn- und geſchmacklos und ſo kleinſtädtiſch, als kämen ſie aus Friedberg.“ Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie jemals in unſerer Mitte waren, allein dieſe Stelle berechtigt mich, gerade das Gegentheil anzunehmen. Voll Enthu-

[1]) Schillers politiſches Vermächtniß. Ein Seitenſtück zu Börnes Briefen aus Paris. Motto: Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, Vor dem freien Menſchen erzittert nicht. Schiller. Hamburg 1832. 36. S. 8. vgl. N. S. V, 370; Unſer Planet Nr. 269 vom 9. Nov. 1832; Der Freimüthige oder Berliner Converſationsblatt Nr. 246 vom 11. Dec. 1832; Blätter f. litt. Unterhaltung Nr. 324 vom 19. Nov. 1832.

[2]) Vgl. u. A. E. Palleske, Schillers Leben u. Werke 8. Aufl. I, 256 f. 545 f.

[3]) Vgl. Der Geſellſchafter (Bemerker Nr. 26) vom 30. Aug. 1826; Mitternachtsblatt. Nr. 13 vom 22. Januar 1829.

ſiasmus für meine Vaterſtadt, in welcher Urbanität, Geſchmack und feiner Umgang ſeit unvordenklichen Zeiten ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben, wage ich es, Ihnen hiermit öffentlich zu widerſprechen und eine frevelhafte Unwahrheit zu rügen, die bei den minder Unterrichteten (und wie groß iſt nicht ihre Zahl) ein zweifelhaftes Licht auf unſere heitere Stadt, das Athen der Wetterau, werfen könnte. Wir haben hier unſere Kaffee- und Leſe-Cirkel, wie Sie im Palais-Royale; wir leſen, wie Sie, muthwilliger Mann, eine Menge von politiſchen und ſchöngeiſtigen Schriften und ſchöpfen aus den Pariſer und Wiener Journalen des Luxus und der Mode die feinſten Abſtufungen in den Veränderungen der Kleiderpracht. Wir belauſchen den Zeitgeiſt, wo und wie er ſich zeigt, nicht blos in den großen Erſcheinungen, ſondern auch in den flüchtigen Erzeugniſſen der Mode und ſind vor Allem bemüht, hinter den Fortſchritten unſerer ehemaligen Schweſterſtadt Frankfurt (Sie wiſſen wohl nicht, daß Friedberg einſt freie Reichsſtadt war?) nicht zurückzubleiben. Wie können Sie uns alſo mit Grund der Geſchmackloſigkeit, in Anſehung der Putzwerke beſchuldigen? Wären Sie nur auf unſerm letzten Balle vom 25. Auguſt d. J., den viele Herren Studioſen von Gießen in Reitſtiefeln, mit weit hinausragenden Sporen, beehrten, zugegen geweſen, ſo würden Sie ſich zuverläſſig vom Gegentheil überzeugt haben. So aber haben Sie, hellſehender Mann, in dieſem Falle wie der Blinde von den Farben geſprochen und verdienten deshalb wohl, in dem Verließ unſeres alten Burgthurms wenigſtens 14 Tage bei Waſſer und Brod eingeſperrt zu werden. Kommen Sie einmal zu uns, wozu jedoch unter jetzigen Umſtänden nur wenig Hoffnung vorhanden iſt, ſo werden Sie — ich erwarte

es mit Zuverſicht — ſchon in der erſten Stunde Ihres Hierſeins Gerechtigkeit gegen uns üben und den traurigen Augenblick beklagen, wo Sie beim Niederſchreiben jener frevelhaften Stelle den Verführungen des Dämons der böſen Laune, womit Sie überhaupt ſehr geplagt ſein ſollen, zu unterliegen das Unglück hatten. Hören wir gleich aus unſerem Wohnzimmer das Pfeifen des Windes durch die Stoppelfelder und umbrauſen uns das ganze Jahr hindurch die mit betäubendem Braunkohlenrauch geſchwängerten kohlenſauren Dünſte der Sauerbrunnen von Olarben und Schmalheim, ſo ſind wir demungeachtet nicht unempfindlich für das, was außerhalb dieſer ſchwülen und mephitiſchen Dunſtſphäre, welche durch den Morell'ſchen ſchwarzen A. B. noch an Stärke bedeutend gewinnt, in der Runde um uns vorgeht. Beherzigen Sie, ſchalkhafter Mann, dieſe kleine Lection und ſeien ſie übrigens verſichert, daß ich mich lebhaft nach dem Augenblicke ſehne, der es mir verſtatten wird, Sie mit den Reizen unſerer paradieſiſchen Wetterau und den darin hauſenden Schöngeiſtern mit der ſtatiſtiſchen Gewiſſenhaftigkeit Ihres alten Lehrers Cromè bekannt zum machen. Ich bin ꝛc.

Ihre

ergebene Dienerin

Veronica.

Alle dieſe durch die „Briefe" hervorgerufenen bitteren Empfindungen verführten den Frankfurter Senat, eine kleine Verfolgung gegen Börne zu beginnen. Man rief ihn durch ein barbariſch ſtyliſirtes Protocoll [1]) nach Frankfurt zurück, damit er ſeine Stelle auf dem

[1]) Die betreffenden Actenſtücke ſind jetzt vollſtändig abgedruckt u. d. T. „Aus Börnes Leben" in Nr. 24 des „Frankfurter Communal-Blattes" (Beibl. zum „Frankfurter Beobachter") vom 11. Juni 1876.

Polizei-Amte wieder einnehme, ſonſt ſolle er ſeine Penſion von 400 Gulden verlieren. Börne ſchrieb darüber: „Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Penſion würde ich nicht als eine perſönliche Sache anſehen, ſondern es zum großen Ganzen rechnen — laſſen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit laſſen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieſer trüben Tage zählen. Es iſt ja keine Niederlage, es iſt ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener ſein, als daß ich ihre Leidenſchaft entflammt, ſie dahin gebracht, in ihre hölzerne mechaniſche Tücke Blut und Leben zu bringen und aus glühendem Haſſe zu thun, was ſie früher nur mit eiskalter Politik begangen! Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Penſion zu entziehen; denn nicht ſie, ſondern die deutſche Bundesverſammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Penſion zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es ſich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angſtzitternd wie immer. Daß man mir ſagen ließ, ich ſolle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu ſetzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Penſion nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verſtünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er ſich dazu verſtehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frank-

furt hat locken wollen, um mich der Rache Oesterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen, als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik und was man in Wien flüstert, schreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heyden, ich kenne ihn. Ja ich sehe ihn roth werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Parthei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen schicken, dann wollen wir uns darüber besprechen. Die Sache soll öffentlich werden, das ist meine gute Absicht. Zu gewinnen ist unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Masse für mich thäten, so wäre es schön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken lassen, und ihn nach Frankfurt schicken. Ich muß aber darin sprechen dürfen auf meine Weise. Das, fürchte ich, schüchtert ihren guten Willen zurück. R*** Rath werde ich auf keine Weise in dieser Sache verschmähen, sobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen persönlichen Vortheil allein habe ich eine schwache Zunge und eine stumpfe Feder." (XI, 321 f.)

Und wenige Tage ſpäter: „Heute ſchickte mir der hieſige Geſandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeſchickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieſer Welt, über die alle Menſchen klagen, und mein Hôtel des menus plaisirs iſt viel reicher verſorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder ſah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt! Das Protokoll iſt geſchrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeiſters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hoff, des Raths, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr wird meinem Namen niemals vorgeſetzt, ſondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Börne. Das Herr, das ſie mir geſtohlen, ſchenkten ſie dem jüngern Bürgermeiſter, ſo daß dieſer zweimal Herr vor ſeinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen ſollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Börne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge“, und endet: „zu ſiſtiren habe.“ Hat man je eine Schrift geleſen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803, müſſe ich als Penſionair ein Amt annehmen, und nach meiner Vorſtellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, ſollte ich mich ſiſtiren, um der Frankfurter

Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn ſie könnte ohne mich nicht länger mehr fertig werden. Ich ſchicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es leſen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte ſonſt Ihrer Bruſt ſchaden. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Es iſt gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg ſagt; und was zu arg iſt, iſt zu arg, wie er ebenfalls ſagt: und, da muß einem die Geduld reißen, wie er nicht minder ſagt. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Das iſt ja noch ärger als Falſtaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod, und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte ſetzt, Fallen ſtellt, Schlingen legt." (XII, 57 f.)

Börnes Anwalt in Frankfurt rieth eine Civilklage gegen den Senat einzuleiten. Eine eigenthümliche Schwierigkeit zeigte ſich darin, daß Börne ſein Penſions-Dekret nicht auffinden konnte. Dienſtag den 27. December 1831. „Ich habe Dekrete über meine Penſion, aber Gott weiß, wo ſie liegen. Nicht allein auf dem ſtädtiſchen Archiv, ſondern auch in der Bundestag-Kanzlei könnten die Aktenſtücke nachgeſehen werden: denn nicht durch Senatsbeſchluß, ſondern durch Entſcheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Commiſſion habe ich die Penſion erhalten. Uebrigens glaube ich ſelbſt, daß man ſie mir wieder ausbezahlen wird. Der feige Senat hatte keine andere Abſicht, als der Diplomatik ſeinen guten Willen zu zeigen, jetzt, da dieſe erreicht, wird er ſich durch die öffentliche Meinung gern zwingen laſſen, von ſeinem Vorhaben zurück zu kommen. Ich dachte es mir gleich. Eine ſolche Ungerechtigkeit liegt

eigentlich nicht in ihrem Charakter. Es sind doch mehr Philister als böse Menschen." (N. S. V, 132) Mittwoch den 18. Januar: „Sagen Sie dem Reinganum, daß ich die Vollmacht noch nicht bekommen, das ist hier alles mit vielen Umständen verknüpft. Sobald ich sie erhalte, schreibe ich ihm. Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen sein will, mir meine Pension zu bezahlen. Aber ist es nicht um so erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzusetzen, ja selbst ohne Vorsatz es zu thun, blos den Schein der Tyrannei annehmen um den Tyrannen Frankfurts zu schmeicheln?" (N. S. V, 143.) Doch war es leicht in einer Vorstellung an den Senat zu beweisen, daß Börne, welcher in der Pensionsliste stand, dessen Anstellung aus dem „Staatskalender der Großherzoglichen Stadt und des Departements Frankfurt für 1813" (p. 63) ersichtlich, dessen Gehaltsumme von 800 fl. aus einer Verordnung des Großherzogs von Frankfurt über die Polizeiorganisation erhellte, mit 400 fl. als der Gehalts-Hälfte nach dem Inhalte der Wiener Congreßacte von 1815, in Verbindung mit dem Reichsschlusse von 1803, für immer abgefunden worden war, ohne weiter zu Amtsleistungen berechtigt oder verpflichtet zu sein. Wenige Tage nach Einreichung dieser Vorstellung hatte der ältere Bürgermeister, Schöff und Syndikus Dr. J. G. Ch. Thomas, den Dr. Reinganum zu einer Conferenz in das Zimmer des älteren Bürgermeister-Amtes eingeladen und besprach mehrere städtische Angelegenheiten . . . Am Schlusse der Unterredung äußerte der Bürgermeister: „Sie sind bei dem Senate eingekommen wegen der Verweigerung der Pensions-Entrichtung an Dr. Börne? Diese Weigerung

beruht auf einem Irrthum Ihres Collegen in der ständigen Bürger-Repräsentation, bürgerlichen Deputirten zu dem Rechnei-Amte, Herrn J. J. S." Das zurückgehaltene Quartal wurde am 1. März 1832 erhoben und die Einberufung hatte in der That keine weitere Folge.

Mit hämischer Schadenfreude hatte die ehrsame Presse dieses neue Kapitel einer „chronique scandaleuse" verzeichnet. Am harmlosesten und unbefangensten klangen noch die Worte M. G. Saphir's im „Deutschen Horizont" vom 10. Januar 1832: „Der Frankfurter Senat hat Börne einberufen, um seine Aktivstelle als Polizei-Aktuar mit 500 fl. rhein. jährlich wieder anzutreten. Früher hat ihn der Senat seines Amtes entsetzt und Börne mußte erst zehn Bände schreiben, bis sich der Senat überzeugte: er sei zu gebrauchen: Börne hat aber gar nicht zu lang gebraucht um sich zu überzeugen: Der Senat sei nicht zu gebrauchen! Es muß drollig sein, sich Börne als Frankfurter Polizei-Aktuar zu denken! Es wird aber wohl kein Activdienst sein, den sie ihm bestimmen, vielmehr eher ein Passivdienst!" Den damaligen Zeitungs-Styl dürften aber folgende, dem Berliner Conversationsblatte vom 2. Februar 1832 entlehnte Worte am besten zu illustriren im Stande sein: „Börne, der Schriftsteller starb vielleicht in Paris, kehrt aber als Polizei-Aktuar nach Frankfurt zurück. Gewährt der Frankfurter Magistrat oder der deutsche Bund ihm alsdann statt der Stadtpolizei-Aktuar-Pension einen vollzahlenden deutschen Bundesrathsgehalt, dann freilich mochte nach Adam Rieses Wahrscheinlichkeitsrechnung auch der deutsche Demagoge sterben, und das zu seiner Urkraft erwachte neue Deutschland seines größten Mannes beraubt sich sehen, dessen, der sein Prometheus, seine

Schmerzen in ſich aufgegeſſen, und allein gewußt hat (mit Herrn Menzel), was deutſch iſt.“ „Ein beleidigter Menſch“ meint irgendwo Leſſing, „iſt ein Menſch, ein beleidigter Poet iſt es doppelt.“ Und ſo fühlte ſich ſelbſt Simrock damals zu einem Sendſchreiben „An Herrn Polizei-Aktuarius Dr. Ludwig Börne“ [1]) begeiſtert:

Ewig verhöhnſt Du und ſchilſt uns titelbegierige Deutſche,
Laſſeſt Dich Doktor doch ſchelten und biſt es ſogar;
Biſt noch mehr, doch verſchweigſt Du es klug, als Gegner der Titel,
Weißt mit der Rente vergnügt Titel und Amt zu verſchmähn;
Endlich verräth Frankfurt das Verborgene, ruft Dich (und drohet
Ach mit der Rente Verluſt) wieder zu thätigem Dienſt,
Als Polizei-Aktuar! Du hatteſt im heiligen Eifer
Wohl nicht Titel allein, auch Sinekuren geſchmäht
Sieh', nun erklärt ſich der Haß und der Feindſchaft Urſprung wie wär' ein
Alſo Betitelter nicht aller Bettitelung gram?

Die politiſchen Vorgänge jener Zeit in Baden, in Rheinbayern, der Aufſchwung der Gemüther, die Badiſche Preßfreiheit, der Preßverein, J. G. A. Wirth's Tribüne erweckten Börne's lebhafte Theilnahme und gaben ſeinem Sinne eine neue Richtung. Er wollte an der „Tribüne“ mitarbeiten (N. S. V, 166, 175 ff.), er ſandte vielleicht auch Aufſätze an die von Rotteck und Welker herausgegebene Zeitung „Der Freiſinnige“ (N. S. V, 246, 251 ff.). Warnungen, daß ſeine perſönliche Sicherheit bedroht ſei, verwarf er; er zweifelte zwar nicht, daß man ihn in Deutſchland gefänglich einziehen könne, allein er rechnete darauf, vor den Geſchworenen ſein Recht zu vertheidigen. „Mit Ihrer erſchrecklichen Angſt, daß ich nach Deutſchland reiſen möchte, machen Sie mir wirklich Verdruß, und ich kann nicht wie gewöhnlich darüber ſcherzen. Der Benzel-Sternau mag ſagen was er will,

[1]) Der Freimüthige, Nr. 17 vom 24. Januar 1832.

es iſt nicht wahr, daß ich in Baden etwas zu fürchten hätte, und in Rheinbaiern gewiß nicht. Indeſſen bin ich ſchuldig, Ihre Schwäche zu ſchonen, da ſie doch aus Theilnahme für mich entſpringt, und ich verſpreche Ihnen daher, ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutſchland zu gehen. Wenigſtens werde ich immer Ihre Antwort abwarten." (R. S. V, 180.) Er hielt ſeinen Reiſeplan ſelbſt ſeiner vertrauten Freundin gegenüber geheim und ſchützte als das Ziel der Reiſe die Stadt Straßburg beziehungsweiſe die Schweiz vor. Stollhofen, Montag den 9. April 1832. Abends 9 Uhr! „Ihr Geſicht möcht ich ſehen, wenn Sie auf der Adreſſe des Briefes Carlsruhe leſen. Wenn Sie ſich ärgern, lache ich Sie aus. Lachen Sie mich lieber aus, daß ich mich ärgere; dabei kommen Sie viel beſſer weg. Es iſt aber wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich nach Carlsruhe reiſe. Ich und Conrad wir ſind ein Conſtellation, aus der nichts Kluges hervorgehen kann. Hören Sie wie es mir ging. Heute Nachmittag um vier Uhr ſetzte ich mich in den Wagen nach Zürich zu reiſen. Dem Conrad hatte ich auch geſagt, ich reiſe nach der Schweiz. Beim Einſteigen ſagte ich es dem Poſtillion. Und ſo gings fort. Ich war gerade vom Tiſche aufgeſtanden (vor Lachen mußte ich fünf Minuten die Feder niederlegen) . . . hatte gut gegeſſen und ſchlief ein. Als ich erwachte, war es nach ſieben Uhr, bald Nacht und der Wagen hielt am Rathhauſe. Ich frage: wo ſind wir? Und erfahre zu meinem Erſtaunen, daß wir in Stollhofen, halbwegs Carlsruhe ſind. Ich werde doch nicht der Narr ſein und wieder über den Rhein und nach Straßburg zurückreiſen? Alſo gehe ich Morgen früh nach Carlsruhe, wo ich Vormittag ankommen werde. Wie gefällt ihnen die Geſchichte?

Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte nach Zürich und gehe nach Carlsruhe. Meine Ankunft in Carlsruhe mußte aber ſchon verrathen worden ſein, denn hinter mir her zog viele Artillerie, die eilig nach Carlsruhe fuhr. Wenn Sie mir dort etwas anhaben wollen, ſtelle ich mich gleich, als hätte ich die Cholera von Paris mitgebracht und dann läuft gewiß alles fort. Im Ernſte ſeien Sie nicht kindiſch ängſtlich. Ihre Rathgeber in Frankfurt und *** mit gerechnet ſind keine große Helden; ſie zittern alle vor der Polizei. Ich werde ein paar Tage in Carlsruhe bleiben, und dann nach Baden, wo ich Sie erwarte. Doch haben Sie gerade nicht nöthig nach Baden zu kommen. Wir können auch in Freiburg zuſammentreffen, wo Sie, um nach der Schweiz zu kommen, durch müſſen. Auf jeden Fall erwarte ich in Carlsruhe Ihren Brief. Wenn ich Morgen dieſen Brief in Carlsruhe abſende, ohne etwas dort hinzuſetzen, iſt das ein Beweis, daß mir die Poſt keine Zeit ließ. Wenn Sie Luſt haben, kann ich auch in Heidelberg mit Ihnen zuſammentreffen. Ganz glücklich wäre ich, wenn Sie mir erlaubten nach Frankfurt zu kommen. Es zuckt mich, den Philiſtern dort, beſonders dem *** unter die Augen zu treten. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht nach Frankfurt komme. Sie werden doch in Frankfurt keinen Lärm machen und gegen irgend Jemand Beſorgniß äußern, daß ich nach Carlsruhe gegangen? Das wäre ſehr dumm. Auf jeden Fall ſchreibe ich Ihnen übermorgen wieder. Adreſſiren Sie mir Ihre Briefe bis auf weitere Ordre poste restante nach Carlsruhe. Und nicht gemuckſt, bei meinem Zorne! Gute Nacht. Ihre Briefe, die nach meiner Abreiſe in Straßburg ankommen könnten, habe

ich dort zwar den Wirth beauftragt nach Zürich zu ſchicken; da aber Zürich ohngefähr lautet wie Carlsruhe, ſo hat der Wirth wahrſcheinlich verſtanden, er ſolle ſie nach Carlsruhe ſchicken. Ich werde ſie dort alſo richtig erhalten." (N. S. V, 213 f.) Carlsruhe, Donnerſtag den 12. April 1832: „Ich habe Ihren Brief, den Sie nach Straßburg geſchrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich, bald mit Ihnen zuſammen zu kommen. Aber ich werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein ganzes Schimpfwörterbuch im Härings-Salat werde ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Verrätherin . . . Ich habe gegen Könige und Völker geſchrieben; von jetzt aber ſei meine Feder der Rache geweiht . . . Werde ich eingeſteckt gebe ich Sie als Mitſchuldige an. Ach, wären Sie geſtern bei mir geweſen, wie wären Sie erſchrocken und blaß geworden. Als ich Mittags auf meinem Zimmer war, meldete mir Conrad einen Polizei-Commiſſar, der mich ſprechen wolle. Sogleich werfe ich mich in eine grobe Poſitur und heiße ihn hereinkommen. Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der Polizei ſehen wollte wann ich Paris verlaſſen, wegen der Cholera und der Quarantaine. Bald darauf wurde er mir zurückgebracht. Hätten Sie nun nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen mich zu arretiren? Nutzanwendung: Man ſoll keine unnöthige Furcht haben." (N. S. V, 219 f.) Carlsruhe, Freitag den 13. April 1832. „. . . Nein, es iſt unerhört! Das alſo iſt die berühmte Madame, W., an welche die Pariſer Briefe geſchrieben? Das iſt die Freundin des geiſtreichen Börne? O Schmach! Wie? Sie haben im Ernſte geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutſchland fahren laſſen, ſtatt nach der Schweiz; wäre über

den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt? Hätte die franzöſiſche Grenze paſſirt, die man ohne zweimaliges Vorzeigen des Paſſes gar nicht verlaſſen kann und hätte das gar nicht gemerkt? Wie? Sie haben nicht verſtanden, daß ich mit dieſem Roman Ihre Aengſtlichkeit necken wollte? Schämen Sie ſich, es giebt kein Roth in der Natur, das roth genug iſt für Ihre Schamröthe. Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe, Liebe, wie dumm machſt du das Weib? Nicht im Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich glauben könnten! Und der kluge *** der noch zweifelte, ob ich die Sache nicht angelegt! Es war immer mein Vorſatz nach Deutſchland zu kommen, ich ſtellte mich aber an, als hätte ich mich von Ihnen abwendig machen laſſen, um Sie nicht zu ängſtigen. Und wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich arretiren würde, ich wäre doch hingereiſt. Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloſes Opfer ſei, für die gute Sache ſeine Freiheit hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Geſtalt Tyrannei in ihrer häßlichen Geſtalt und führt zum Ziele. Die vorn ſtehen wie ich, müſſen den Graben ausfüllen, daß die Andern gebahnten Weg finden. Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leichtſinnige Neckerei geweſen, da ich ohne dies keine Luſt hatte hinzugehen. Aber ins Badiſche wäre ich auf jeden Fall gereiſt, wäre ich alſo weggeblieben, hätte man das mit Recht meiner Furcht zuſchreiben können, Das wollte ich nicht. Uebrigens habe ich mich nie auf die Freiſinnigkeit der hieſigen Regierung verlaſſen, ſondern auf die im Lande herauskommenden cenſurfreien Zeitungen und unabhängigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu vor dem Scandal mich in Ruhe laſſen würde." (R. S. V, 220 f.).

So kam er ruhig und getroſt in's Badiſche Land und blieb unbehelligt. Am 14. April nahm er in dem Badeorte Baden Wohnung; am 28. Mai betheiligte er ſich an dem „Hambacher Feſte“ [1]), jubelte und glaubte mit. Im Juni und Juli 1832 war er zu Freiburg im Breisgau; die lebhaften Huldigungen, mit welchen er aller Orten empfangen wurde, lieferten die beſte Widerlegung aller Vorwände, mit welchen die Widerſacher ſeine deutſche Geſinnung angefochten; als ächter Vaterlandsfreund wurde er von allen Freigeſinnten aufgenommen, von Männern, Frauen, Jungfrauen und Studirenden. Am 19. Juli war Börne in Zürich; vom 22. Juli bis 28. September weilte er auf dem in der Nähe dieſer Stadt befindlichem Landgute Mariahalden des Grafen K. Chrn. Ernſt zu Benzel-Sternau. In ſeinen Briefen weiß er nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort ſelbſt in Abweſenheit des auch in der ſchönen Literatur durch ſeinen humoriſtiſchen Roman „Das goldene Kalb“ (Gotha 1802 - 1804 IV.) vortheilhaft bekannten Ariſtokraten gefunden hatte. In dieſem ihm befreundeten Cirkel las er an den geſellſchaftlichen Abenden Bruchſtücke aus der Fortſetzung der „Briefe aus Paris“ vor, welche den lebhafteſten Beifall fanden. Er ſchreibt aus Mariahalden, den 2. Auguſt 1832. „ . . . Nachdem man lange beſcheiden gezaudert, hat man mich hier doch zuletzt ſo freundlich gebeten, etwas aus meinen neuen Pariſer Briefen vorzuleſen, daß ich

[1]) Vgl. u. A. Wirth, das Nationalfeſt der Deutſchen zu Hambach. zwei Hefte. Neuſtadt a. H. 1832. Die politiſche Reform Deutſchlands. Straßburg 1832. Die Rechte des deutſchen Volkes. 7. Aufl. Frankf. a. M. 1864. — J. N. Miller Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Rheinbayern. Weißenburg 1833. Heigel, Ludwig I. 1872 und Treitſchke. Deutſche Geſch. III. Bd. 1886.

nachgeben mußte. Ich ſuchte mehrere Stücke heraus, las geſtern und vorgeſtern Abend vor, und werde heute damit fertig werden. Es hat alles großen Beifall gefunden, beſonders die Predigt über die „Mauth“ [1]) (N. S. V, 305 f.) Doch war er auch ſonſt in dieſer Zeit vielfach litterariſch thätig. Noch in Zürich hatte er den höchſt komiſchen Brief: „An den Herrn Redacteur des ächten Schwarzwälder“ (XVII, 216—219; N. S. V, 286—290) geſchrieben. In Mariahalden beſchäftigte ſich Börne zumeiſt mit der Abfaſſung eines größeren Aufſatzes „Antikritiſche Beluſtigungen an den reizenden Ufern des Züricher-Sees“ (N. S. V, 408—430), worin Fr. Wilhelm Carové, der Tigerrecenſent der Dresdener „Abendzeitung“ und ein Kritiker der Münchener „Eos“ vom 2. und 3. März 1832 gegeißelt werden ſollten.

Im September und October beſuchte Börne Aarau und Luzern. In Aarau lernte er H. Zſchokke kennen und fällte ihm gegenüber das ſchneidende und bittere Urtheil über das damalige litterariſche Treiben in Deutſchland: „Sehen Sie, bei uns in Deutſchland giebts kein eigentliches öffentliches Leben, wie bei Ihnen in der Schweiz. Die beſſern Köpfe ſchaffen es ſich ſelber, wie ſie es können, wenigſtens auf dem Papier. So haben wir beinahe eine Million Schriftſteller und Schriftſtellerinnen. Wer ſich merkbar machen, wer Beförderung in Stellen will, ſchreibt. Wer Geldnoth leidet, tritt in Buchhändlerdienſt und ſchreibt. In unſerer Gelehrten-Republik gilt ebenfalls Freiheit und Gleichheit. Einer tritt dem Andern in die Schuhe; man drängt ſich vor, und vertheilt und empfängt Rippenſtöße links und rechts

[1]) Im Jahre 1848 erſchien von dieſer „Mauthpredigt“ (XII, 110—129) ein S.-A. in Leipzig bei Adolph Wienbrack (16 S. kl. 8°).

Wie in allen Republiken, giebts auch in der unſrigen Fractionen, die einander moraliſch todtſchlagen, bis endlich ihr natürlicher Tod von ſelbſt dazu kömmt, nämlich andere Mode, anderer Geſchmack, und gänzliches Vergeſſenwerden vom Publikum. Um nicht im Gedränge aller Ritter von der Feder erdrückt und zertreten zu ſein, muß man zur Fahne irgend welcher litterariſchen Cotterie halten. Da wird man gehoben, weil man Andre heben hilft. Das ſind ſchriftſtelleriſche Handwerkskniffe. Man muß ſie kennen. Es thut mir um die deutſche Nation leid! Sie trat mehr, als die franzöſiſche und britiſche, wie ein Rieſenkind, aus dem Mutterſchooß der Natur. Allein man hält dies alte Kind in den Windeln feſt eingefäſcht mit Armen und Beinen, daß es ſeine Glieder nimmer gebrauchen lernen kann.“ [1])

Da in jener Zeit ſich ein Lieblingswunſch Börnes erfüllte, Madame Wohl, nunmehrige Madame Strauß, mit ihrem Gatten nach Paris überſiedelte, fand der gemeinſchaftliche Aufenthalt der drei Freunde weſentliche Erleichterung. Damals erſchien auch die zweite Sammlung der „Briefe aus Paris“. Lange hatte Börne wegen eines Verlegers geſchwankt (N. S. V, 158, 180, 194, 206 f., 295 f., 304 f., 330 f.). Hatten ſchon die erſten zwei Bände die hohe Erbitterung der Schergen der heiligen Hermandad in den Bundesſtaaten wachgerufen, ſo fürchtete Campe jetzt ein Verbot ſeines ganzes Verlages. Nur nach langen Verhandlungen verſtand ſich derſelbe unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, welches Börne ſelbſt ſeiner Freundin gegenüber lange nicht zu brechen wagte (N. S. V, 333 ff.), dazu, den Verlag der neuen „Briefe aus Paris“ zu übernehmen und ſie unter dem irre-

[1]) H. Zſchokke, Eine Selbſtſchau. 5. Aufl. I, 316, 323 f.

führenden Titel „Mittheilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde“ mit der fingirten Pariſer oder Offenbacher Firma L. Brunet unter der größten Vorſicht zu verſenden. Dabei blieb es natürlich ganz dem guten Willen und der Ehrenhaftigkeit ſeiner Geſchäftskollegen anheimgeſtellt, ob ſie für das Empfangene Zahlung leiſten oder die unmögliche Klage der auf dem Titel genannten, in Wirklichkeit nicht exiſtirenden Firma abwarten wollten.

Wiederum waren es befreundete kritiſche Größen, wie W. Menzel [1]) und F. Stolle [2]), welche des neuen Werkes mit wohlwollender Anerkennung gedachten. Weit übertroffen erſchienen aber ihre Ausführungen durch die renommiſtiſchen Kraftphraſen H. Laubes in Nr. 27, 32 und 37 ſeiner „Zeitung für die elegante Welt“ vom 7., 14. und 21. Februar 1833: „Man hat den Ort der Beurtheilung dieſes Schriftſtellers immer auf das Terrain ſeiner Perſönlichkeit gebracht, man iſt auf ihn eingedrungen wie auf ein Raubthier, das vertilgt werden muß. Wer möchte es ihm verdenken, daß er ſich ſeiner Haut wehrt, daß ſeine Perſönlichkeit die Hauptrolle in den Briefen ſpielt. Zu dem Ende ſchreibt er auch Briefe, wo er ſelbſt als Schriftſteller ſprechen kann, nicht wie ſonſt der Schriftſteller als objective Größe, weil er den Dingen mit lebendigem Finger näher ans Leben gehen kann, weil der Sinn, die Kraft ſeiner Rede durch keine Hülle erſchwert, geſchwächt wird, weil er den Leuten baar und blank ins Geſicht ſprechen will. Börne

[1]) Litteratur-Blatt Nr. 9 vom 9. Januar 1833; vgl. überdies: Litteratur-Blatt Nr. 79 vom 3. Auguſt 1831 und Nr. 129 vom 19. Dec. 1831 (G. S. XII, 81—83); Zeitung für die elegante Welt Nr. 22 vom 31. Jan. 1832 und Nr. 31 vom 13. Febr. 1832.

[2]) Unſer Planet. Nr. 4 vom 4. Januar 1833.

iſt nicht blos Publiciſt, er iſt Humoriſt, er iſt unſer beſter Satyriker — das wird aber ſtets in ſeinen Beurtheilungen vergeſſen; bei einer Nation wie die unſere, die ſo arm an Satyrikern, wie ſie reich an Satyre iſt, muß die Bahn des Verſtändniſſes über die Perſönlichkeit hinweggehen; die Sachen verſteckten ſich bei uns hinter die Perſonen, erſt müſſen dieſe niedergeworfen worden, ehe man zu jenen kommt. Dieſen Weg hat Börne eingeſchlagen, und weil er an ſo viele Perſonen angerannt, haben ſo viele geſchrieen; weil er nicht trockener Publiciſt war, haben ihn die Publiciſten angegriffen; weil er die wichtigſten Gegenſtände zur Zielſcheibe ſeiner Satyre machte, iſt man erſchrocken und hat ihm die furchtſamen Schriftſteller auf den Hals geſchickt, die in ihren zuſammengeſchrumpften Herzen nie begriffen hatten, wie man über etwas Anderes als über das Theater witzig ſein könne. Der Dampf des feindlichen Kreuzfeuers hat Börnes wahre Figur, den des witzigen deutſchen Volkstribuns, des Satyrikers der Weltgeſchichte verhüllt. Er iſt der Gipfel des ſubjectiven Schriftſtellerthums, er macht keinen Unterſchied zwiſchen dem Schriftſteller und dem Menſchen und ſchreibt ſich ganz und gar auf das Papier — das entſetzte die verkünſtelte Geſellſchaft, welche den Menſchen für unanſtändig uud nur die Kleider für anſtändig hält. Es hat Niemand die blanke Wahrheit der ungeſchminkten Natur ſo zu Anſehen gebracht, wie er. Darum iſt er .... ſo liebenswürdig. Inſofern hatten ſeine Gegner eigentlich ganz Recht, daß ſie den Menſchen Börne hinter dem Schriftſteller hervorzogen — dieſen Menſchen muß man hören, wenn man ſeine Schriften lieſt; dann befremdet es nicht mehr, daß er bald ein ſatyriſches, bald ein humoriſtiſches, bald ein weltgeſchlechtliches Geſicht ſchneidet ....“

In bekannter Manier verliefen die kritiſchen Beſprechungen der „Litterariſchen und Kritiſchen Blätter der Börſenhalle“ [1]) und der „Blätter für litterariſche Unterhaltung“ [2]); neu hingegen war ſelbſt dem „Freimüthigen“ [3]) die überſprudelnde Indignation, mit welcher der anonyme Autor der „Neueſten Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer des Ewigen Juden, unter dem Namen Börne, Heine u. A. zum Beſten der Anſtalten gegen St. Simonie ans Licht geſtellt von Cruciger,“ — nach Menzel [4]) ein faber Patron, einer von der edlen Straßenjugend, die gleich hinterherläuft, wenn die löbliche Polizei etwa einen guten Fang gemacht hat, — die Giftblüthen der famoſen Börneſchen Briefe zuſammengeſtellte und apoſtrophirte. „Abermals hat der Ewige Jude ſeine Wallfahrt gegen den neuen verwirrten Babel angetreten, wo er von der großen Hure des Teufels, welche allen Völkern ihren Taumelkelch darbietet, die Ausgeburt des Antichriſts erwartet. Kaum hatten die Gallier in ihrer letzten Handelsrevolution ihr altes, ihnen ſchmählich von einem deutſchen Kapellmeiſter eingeſungenes Rabenlied wieder angekräht, als der Ewige Jude, der dabei vor vierzig Jahren ſchon entzückte Thränen vergoß, ſcheinbar aus verſchiedenen Gauen Deutſchlands und unter mancherlei Namen, nach jener über Todtengrüften ſchwebenden und von Mordgeſpenſtern umgrauten Kothſtadt auszog. Wer erkennt nicht, daß der angebliche Doctor der Philoſophie und neuerlich in den Zeitungen zum Dienſt einberufene Frankfurter inactive Polizeiactuar Börne,

[1]) Nr. 135 vom 28. Januar 1833.
[2]) Nr. 162 und 163 vom 11. und 12. Juni 1833.
[3]) Nr. 143 vom 20. Juli 1832.
[4]) Litteratur-Blatt Nr. 5 vom 11. Januar 1833.

der gesteht, daß er faul ist, und gern reiset, dann ein unächter, aus Böhmen kommender Saphir, der zugleich in Berlin und München Tagesblätter schreibt und in Paris Vorlesungen hält, sowie später aus Hamburg (wo bekanntlich der ewige Jude 1547 zuerst wieder erschien) ein angeblicher, von Börne als Dichter und zugleich gründlicher Geschichtsschreiber, sogar als königlich preußischer Professor der Geschichte, ja künftiger Minister hochbelobter Freund Heine — wer, erkennt nicht, daß diese Trias und der ganze Schwarm aus Preußen, welchen Börne nur mit dem Spruch andeutet: „Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gans wieder heim", und endlich noch so manche tiefverkappte Schandschreiber besonders über Preußen in den Pariser Tagesblättern — immer nur, daß alle diese derselbe noch einmal, sämmtlich nur mancherlei vorgenommene Masken desselben unheimlichen, vaterlandslosen, bis zum jüngsten Gerichte kosmopolitisch umwandernden alten Schlangenbalges sind. Zwar giebt es unter diesen verschiedenen Namen verschiedene deutsche Bücher; aber alle verrathen sich bald durch dieselbe Klaue an der Löwenhaut; und es ist auffallend, wie leer von jedem persönlichen Unterschied, wie gleich sie sich alle sind; in allen dieselbe freche Gotteslästerung, dieselbe Verhöhnung und Mißhandlung des Weltheilands am Kreuze und seiner Diener, dieselbe Anbetung des Fürsten dieser Welt in der Gestalt des goldenen Kalbes, dieselbe bodenlose Verwirrung der göttlichen Weltordnung, dieselbe giftige Aufhetzung gegen die Könige und Obrigkeiten und dabei hündische Feigheit, dieselbe Lebensentwürdigung und schmähliche Todesfurcht, dieselbe gottvergessene Beschönigung der Zügellosigkeit, Unzucht und Lüge, derselbe boshafte, alles berechnende und verneinende Witz, derselbe

ruchlose Mißbrauch oder Besudelung aller heiligen und verehrten Namen und Worte."

An Deutlichkeit lassen auch folgende Worte der „Münchener Politischen Zeitung" vom 22. Januar 1833 (p. 153 f.) nichts zu wünschen übrig: „Der Verfasser der berüchtigten „Briefe aus Paris" hat dem Publikum in einer Fortsetzung derselben unter dem Titel „Mittheilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde" eine neue Probe seiner radicalen Nichtswürdigkeit übergeben . . . Gleich ruchlos wie die religiösen, sind die politischen Confessionen des Verfassers. Wahrlich, wo irgend auf deutschem Boden ein Galgen steht, wird man kein würdigeres Subject daran aufzuhängen finden, als diesen Herrn Baruch modo Börne."

Im Jahre 1833 erschien die dritte und letzte Sammlung der „Briefe aus Paris". Diese dritte Sammlung ist unstreitig die beste. Die ruhige Stimmung, in der sie verfaßt wurde, drückt ihr den Stempel des künstlerisch Vollendeteren auf, während die beiden anderen, im Sturm der Ereignisse geschrieben, das Gepräge des Moments deutlich zeigen. Sie wurde aber wenig beachtet. Der Knalleffect war vorüber; selbst die Gegner schwiegen mit Ausnahme der „Blätter für litterarische Unterhaltung" [1]) und einer sehr posthumen Kritik G. G. Gervinus';[2]) ihre beste Bericht-

[1]) Nr. 66 u. 67 vom 7. u. 8. März 1834, vgl. dagegen u. A: Gustav Schlesier in der „Zeitung f. d. elegante Welt" Nr. 1 u. 6 vom 2.—9. Januar 1834. u. Nr. 160 vom 17. Aug. 1836; Ed. von Hagen in „Unser Planet" Nr. 85 vom 8. April 1836.

[2]) Deutsche Jahrbücher zur Aufnahme und Förderung eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Wissenschaft, Kunst und Leben.

tigung hat der Historiker selbst in seiner wenige Decennien später veröffentlichten „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ (VIII, 80 ff., 180 ff.) gegeben.

Gleichsam zum humoristischen Abschluße scheint gerade damals dem ältesten Beurtheiler und Freunde der „Muse Börne's“ der letzte Faden seiner Geduld gerissen zu sein. „Der erste Name, der mir (auf der Glocke des Prager Domes) in die Augen fiel,“ berichtet Dr. Julius Sobernheim im 169ten Blatte des Berliner „Gesellschafter“ vom 23. Oktober 1833, hieß Ludwig Börne mit einem langen, kreisförmig geschlängelten Schweif. Unwillkürlich drängten sich mir die Worte des König Philipp in „Don Carlos“ auf: „Was will der hier? der Sieg bei St. Quentin ist längst verwirkt — ich warf dich zu den Todten“ — doch gab mir dieser Zug einen neuen bestätigenden Commentar zu dem Charakter dieses Mannes. Auf das egoistischste ausschweifende Eitelkeit ist in letzter Zeit der Grundzug in seinen Schriften, ihr zu huldigen ist ihm kein Opfer zu groß, kein Gefühl zu heilig, kein Wort zu stark. Wie die Dirne mit ihren veralteten Reizen, so kokettirt er mit seinen republikanischen Brüsten, seinen Märtyrerherzen, seinen Brutusherzen, — häufig brutalen — Gefühls-Aufwallungen, um die wohlfeile Gunst des Augenblicks buhlend, das Ziel eines ganzen Lebens an die Ferse des Raschverfliegenden setzend und ihm seine Schöpfungen begrabend. Nicht Maaß noch Ziel findend, von andern Sinn-Verwandten in letzterer Periode seiner Wirksamkeit weit überflügelt, die handelten, während er schwatzte, sah er die Palme des Jahrhunderts sich entrissen, und lief nun,

I. Bd. Leipz. 1835 p. 83—107 (wieder abgedruckt in G. G. Gervinus, Ges. hist. Schriften VII, 383—411).

das Letzte wagend, das Aeußerste plenis buccis auf den wankenden Ruhm los, um ihn mit stürmender Hand zu zwingen, sich auf Indiscretion zu ergeben. Gleichwie übersättigte Creaturen, um ihre bizarren Gelüste zu befriedigen, zu naturwidrigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, so raffte dieser Iupiter tonans im buntbeblümten Schlafrock zur Seite des wärmenden Ofens, im Gefühle ungestrafter Sicherheit Alles zusammen, was ein frecher Witz, eine kecke Stirn, und eine durch die stärksten Stimulantia bewirkte Gedanken-Abtreibung, in Verbindung mit einer Sprache hervorzubringen vermögen, die, in das frivolste und oftmals auch schmutzigste Morgen-Negligee gekleidet, durch ihren naturhistorischen Standpunkt zu imponiren sucht, deren Blößen in dieser Hinsicht sich auf eine wahrhaft monströse Weise aufdringen. Wo der Witz nicht mehr zureichen wollte, wurde ohne Umstände zu Expectorationen gegriffen, wie sie nur der ungeschliffensten Brust sich entwinden und wie sie der laute Markt bei jedem Stande des Barometers mit üppiger Fruchtbarkeit zu Tage fördert. Wahrlich!

„Es heißt nicht mehr die allgemeine Schönheit sein,
„Als die gemeine sein für Alle."

Es wird der Tag kommen, wo Viele, jetzt von Schwachdenkenden für die reinsten Sublimate gehalten und für solche laut gepriesen, als die trüben Niederschläge (Präcipitate) der Zeit auf dem Boden höchst bescheiden liegen werden . . . . ."

Von den alten Freunden erhob fast keiner seine Stimme für den einsamen Exulanten. Kaum wagte die „Mitternachtzeitung"[1]) einen schüchternen Versuch; bloß der erste Theil der wohlgemeinten „Börniana"

[1]) Nr. 68 vom 25. April 1834.

erblickte das Licht der Oeffentlichkeit. Unvermindert blieb nur das Lob Laubes,[1]) deſſen an Carrikatur ſtreifende burſchikoſe Darſtellungsweiſe„ diplomatiſche" Abſicht war. „Es ſind neue Briefe von Börne da, und ſie ſind ärger denn je. Ich habe ..... nicht zu unterſuchen, warum Börne Republikaner und nicht Monarchiſt ſei. Börne als Publiciſt iſt kein Schriftſteller, ſondern eine fortlebende und fortwirkende politiſche That. Eine ſolche gehört nicht in mein Bereich; ich referire nur, daß er noch niemals ſo blutig, unumwunden und offen ſeinen Haß gegen das Fürſtenthum ausgeſprochen, als hier, daß er noch nie ſo ohne Rückhalt Revolutionen gepredigt, als in dieſem fünften und ſechſten Bande. Wollte ich auch mehr ſagen, ſo würde es doch die Cenſur nicht dulden. Nur mit dem humoriſtiſchen, dem ſatyriſchen Autor darf ich mir zu ſchaffen machen, nur ſeine Art zu ſchreiben, nicht das, was er ſchreibt, darf ich beurtheilen. Und ich darf als gewiſſenhafter Referent nicht verhehlen, daß er den Aufſtand noch niemals ſo energiſch und praktiſch als in dieſen Bänden den Völkern vorgetragen und ans Herz gelegt habe, ich muß zugeſtehen, daß die Kraft ſeines Geiſtes noch jene jugendliche Friſche beſitzt, welche ſeine Briefe ſo verführeriſch macht. Es finden ſich allerdings viele Grundideen ſeiner früheren Schriften in dieſen Briefen wiederholt, aber man ſieht leicht, daß es nicht Mangel an Erfindung, ſondern die Abſicht iſt, das alte Grundthema fortwährend all ſeinen Gedanken unterzulegen. Sein Humor, ſeine Satyre ſind ungeſchwächt, und ſie werden durch den dunklen Hintergrund der wichtichſten Gegenſtände auf eine erſchütternde Art gehoben ..... Die

[1]) Zeitung für die elegante Welt. Nr. 243 vom 12. December 1833.

Schrift, das Buch ist ihm nur ein Mittel zur That anzureizen, er will nicht schön schreiben, damit ihn die Leute nicht lesen, weil er schön schriebe, er will auch nicht, daß es ein anderer thue. Thaten will er machen, nicht Bücher; er ist so radical, daß die Deutschen sich noch lange in ihm irren und ihn als einen witzigen Schriftsteller beurtheilen werden. Was würden wir dazu sagen, wenn Jemand dem Mirabeau für seine schönen Reden ein Plätzchen in der Litteraturgeschichte suchen wollte, und Börnes Pariser Briefe sind ebenfalls Revolutionsreden. Wer die Revolution haßt, wird ihn haßen, wenn er noch zehnmal besser schriebe; wir wollen uns mit einem zerbrechlichen Litteraturblatte nicht zwischen das tödliche Zusammenprallen zweier feindlicher Welten stellen; ich würde seine Bücher aber auch nicht tadeln, und ich glaubte, daß ein ehrlicher Mann da nicht tadelt, wo nur der Tadel gestattet ist ..... Es wird eine Zeit kommen, wo all die Wirren ausgeglichen sind, und wo man den Gegenstand Börne's, das zu revolutionirende Europa, wie einen andern Gegenstand oder Vorwurf zu irgend einem Buche z. B. wie Vossens Predigerleben zu Grünau ansehen, wo man ohne Erregtheit sagen wird: Börne hat seinen Stoff gut oder schlecht aufgefaßt. Seine Pariser Briefe, welche der Form nach keineswegs seinen früheren Schriften unterzuordnen sind, werden auch als Denkmal bestimmter Geschichtsabschnitte immer wichtig bleiben ...."

Börne hatte ursprünglich die Absicht, die Briefe[1]) fortzusetzen; allein das Absterben der Freiheitshoffnungen, die schlaffe Apathie der Deutschen, die kurz vorher aus

[1]) Ueber die durch die „Briefe aus Paris" erzeugte Litteratur der Nachahmungen vgl. u. A: Litteratur-Blatt (zum „Morgenblatte") Nr. 11 vom 31. Januar 1834.

ihrem Schlafe erwacht waren, die getäuſchten Erwartungen vom Bürgerkönigthum in Frankreich ließen ihn den Entſchluß faſſen, der Politik ganz Valet zu ſagen um ſeine Feder nur der ſchönen Litteratur zu widmen. „Hören Sie," ſchrieb er an einen Freund, „ich will Reiſebilder à la Heine ſchreiben, und da habe ich einen fürchterlichen Eid geſchworen, es ſoll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt ſeit fünfzehn Jahren Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer ſchreiben. Es müßte denn Krieg oder Revolution ausbrechen; dann iſt es freilich ein Anderes." [1]) Alle die kleinen Mittel und Mittelchen, die zu der Unterdrückung des Autors der „Briefe aus Paris" unternommen wurden, verfingen nicht, aber in ſeiner eigenen Bruſt ſaß ein wüthender Tyrann, der mit furchtbarer Grauſamkeit an der Zerſtörung ſeines ſchwachen Lebensnervs arbeitete, der ihn zu jedem gedeihlichen künſtleriſchen Schaffen oft gänzlich unfähig machte, und der bei ihm zahlreich jene Fehler hervorbrachte, die ſeine Feinde ſo oft und über Gebühr rügten und als Vorwand nahmen, mit behaglicher Selbſtzufriedenheit ſeine ſämmtlichen Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären, ſeinen kräftigen, jugendlich friſchen Geiſt ganz und gar den Ganglien unterzuordnen. Wenn auch Börne in ſeinen ſpäteren Lebensjahren eben in Folge ſeiner Kränklichkeit zur Hypochondrie geneigt, vielleicht auch etwas mürriſch und verdrießlich geworden ſein mag,[2]) ſeine Schriften und ſeine Handlungen tragen vom erſten bis zum letzten Augenblicke ſeiner Thätigkeit das Gepräge der Milde

[1]) K. Gutzkow, Börnes Leben p. 374.

[2]) Vgl. u. A: R. O. Spazier, Oſt und Weſt. Stuttgart 1835 p. 211 f.

und Sanftmuth, der gemüthvollen Theilnahme für die Leiden der Menschheit, der reinen, lautern und aufopfernden Menschenliebe im besten Sinne des Wortes.

Mit diesem Adel der Gesinnung und dieser aufopfernden Liebe verband sich bei Börne eine immer mehr zunehmende, vielfach sogar überwuchernde, religiöse Innigkeit, oder richtiger gesagt, eine immer stärker hervortretende deistische Weltanschauung. Zur Bekräftigung dieses bereits oben ausführlicher entwickelten Momentes dürfte vielleicht Nichts besser dienen, als die von Börne auf der Mittagshöhe seines schriftstellerischen Schaffens gelieferte Charakteristik der „Neophyten des Glaubens" Schlegel, Werner ꝛc.: „Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geist, oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerrissen, und nur eine Saite übrig gelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Dasein beherrscht, auch das Unsere beherrschen will. Es giebt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne giebt. Daran litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger ward, je mehr sie ihn stillten." (III., 27 f.) Selbst mitten in der heftigsten Brandung, mitten im Getöse der „Briefe aus Paris" schreibt Börne etwa am 15. und 20. März 1831: „Was ist selbst der glücklichste Mensch ohne Glauben? Eine schöne Blume in einem Glase Wasser, ohne Wurzel und ohne Dauer ..... Keiner ist glücklich, an den Gott nicht denkt, ist es nicht in Liebe, sei es in Zorn; nur an ihn denkt." (X, 212 f., 250.) Am

30. December 1831: „Aber was heißt reines Christenthum? Es giebt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieser fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abspülen, und sich mit Allem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen." (XII., 20.) Den 25. Februar 1833: „Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt?" (XIV., 195.)

Daher wirkte auch auf ihn das Erscheinen der „Paroles d'un croyant" des Abbé Robert de Lamennais so mächtig. Diese neue und großartige Lebensansicht, die Freiheit, Religion und Poesie, die höchsten Erdengüter, vereint als Lebensziel hinstellte, klang den innersten Ueberzeugungen Börnes so sympathisch, daß er bald nach Erscheinen des Buches sich an die deutsche Uebertragung desselben machte [1]) und von dieser Uebertragung noch in demselben Jahre eine schweizerische Volksausgabe [2]) veranstaltete.

In die von J. Venedey zu Paris herausgegebene Monatsschrift „der Geächtete" ließ Börne eine Phantasie über „Lamennais' Worte eines Gläubigen" einrücken und nannte sie „Rettung." (N. S. VI, 241—251; G. S. XVII., 329—334.) „Er hätte sie Genesung nennen sollen; denn es ist der Jubel eines Kranken, der

---

[1]) Worte des Glaubens von Abbé de Lamennais. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Börne. Preis 3 Franken. Paris bei J. P. Aillaud. Buchhändler Quai Voltaire. Nr. 11, 1834. 183 S. 8°.

[2]) Worte des Glaubens von Abbé de Lamennais. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Börne. Herisau. Druck und Verlag der Fr. Egli'schen Buchhandlung. 1834. 96. S. kl. 8°. Auch eine „neue wohlfeile Ausgabe" der „Briefe aus Paris" erschien in Herisau 1835. Litteratur-Comptoir.

nach langem Verschluß auf seinem Zimmer zum ersten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf, und jede Knospe in der sprossenden Frühlingswelt küssen möchte." [1]) Natürlich rief bei dem in der salonfähigen Litteratenwelt schon damals vorherrschendem religiösem Radicalismus diese Uebersetzung Börnes, diese Anerkennung der theologischen Theorien des demokratischen Priesters die widersprechendsten Beurtheilungen [2]) hervor. Ja jene Infalliblen, welche „nach einem guten Frühstücke sich auf das Sopha hinstrecken", einige auserlesene moralische Kapitel in Paul de Kocks Romanen lesen, dann einschlafen und träumen" (XV, 7.), konnten sich versucht fühlen, Börne als einem erbärmlichen Obskuranten mit dem Messer der Aufklärungslitteratur den Garaus zu machen, da er selbst Vorurtheilslosen „religiös kaum mehr als Menzel emancipirt" erschien.

Es ist merkwürdig und fast betrübend, daß Börne niemals soviel Trieb zur schöpferischen Thätigkeit hatte, als in den letzten Jahren. Nach einem ebenso bald als ungern fallen gelassenen Plane, in Gemeinschaft mit Heine ein Journal in der Schweiz herauszugeben, neben einem anderen Plane zur Herausgabe eines „Taschenbuches aus Paris", welches bloß selbstgeschriebene Arbeiten ent-

[1]) K. Gutzkow, Börnes Leben p. 386.

[2]) Vgl. u. A: Der Freimüthige oder Berliner Conversationsblatt Nr. 37 vom 20. Februar 1835; Zeit. f. die eleg. Welt Nr. 67 vom 7. April 1837; Unser Planet Nr. 127 vom 27. Mai 1836; Lamennais' eigene Anschauungen über die Uebersetzung Börnes: Th. Mundt Spaziergänge und Weltfahrten I, 289 f.; über Börnes sonstige Stellung zu Lamennais: Telegraph f. Deutschland 1838. Juni Nr. 100. p. 798 ff.

halten sollte,[1]) neben verschiedenen vielleicht kaum über den ersten Entwurf hinausgekommenen Skizzen zu größeren Romanen, und einer Geschichte der französischen Revolution[2]) betheiligte er sich mit regem Eifer an dem vom Raspail redigirten „Reformateur". In der kurzen Zeit seines Bestehens, innerhalb weniger Monde, veröffentlichte Börne darin nicht weniger als vier größere Arbeiten, geistreiche, interessante Aufsätze, welche dem Namen des Verfassers in der französischen litterarischen Welt einen guten Klang verschafften. Seinen französischen Stil nannte Raspail „ein neues Französisch", d. h. ein Französisch, wie es geniale Deutsche bisweilen zum Entzücken vorurtheilsfreier Franzosen schrieben, ein Französisch ohne Phrase, kurz und knapp und doch französisch. Insbesondere war es die im Feuilleton des „Reformateur" (Bulletin scientifique et industriell) vom 30. und 31. Mai 1835 erschienene Recension „De l' Allemagne par H. Heine" (XVII, 42 ff.), welche allgemeine Bewegung hervorrief. Klar und offen, noch einmal in directem Anschluß an das bereits im letzten Bande der „Briefe aus Paris" (XIV, 189 ff) gefällte ätzende Urtheil, erörterte Börne die zwischen ihm, dem glaubensvollen, optimistischen Demokraten und dem skeptischen, deutschen Aristophanes herrschende Differenz. Die Aufregung war, wie gesagt, großartig; größer aber noch in Deutschland, als in Frankreich. Sämmtliche Journale bemächtigten sich dieses neuen wie zur Polemik eigens geschaffenen Stoffes; kaum eine einzige deutsche Zeitschrift war da-

[1]) Vgl. K. Holtei, Dreihundert Briefe I, 39 f.

[2]) Vgl. u. A: Mitternachtszeitung Nr. 62 vom 18. April 1837; Telegraph f. Deutschland Nr. 94 Juni 1838 p. 747—749 u. Nr. 97 Juni 1838 p. 771—773.

mals vorhanden, welche in diesem Streite nicht Partei und merkwürdiger Weise gegen Heine ergriffen hätte, freilich auch nicht ohne die schwer zu verhehlenden Krokodilsthränen ob eines zwischen den beiden Revolutions-Missionären herrschenden Antagonismus [1]). Nur der einzige A. Nebenstein war unbefangen genug nach einem verunglückten Versuche O. L. B. Wolff's [2]) gegen diesen neu errichteten Standpunkt einer poetischen Criminalgerichtsbarkeit, den sonderbarsten, den es gegeben, energischen Protest zu erheben. Er geißelt in Nr. 192 des „Freimüthigen" vom 26. September 1835 die jüngst ausgebrüteten Anti-Heinianer: „Der Hahn, der den neuen Morgen einer großen Zukunft verkünden soll hat noch kaum zum dritten Male gekräht und die Jünger verleugnen schon ihren Meister. Es ist in der That eine schöne Zeit der Zertrümmerung aller Autoritäten; selbst Jene, auf deren Fußtapfen unsere jungen Helden treten, selbst Jene, die ihnen Bahn gebrochen und ihnen die Sturmhaube aufgesetzt, mit welcher man gegen Autoritäten und Legitimitäten ankämpfen kann, die ihnen vorangingen und die Steine aus dem Wege räumten, an deren Schwere und Größe viel der Helden sich nicht nur verhoben, sondern gewiß gar nicht herangewagt hat, Jene,

---

[1]) Vgl. Das Ausland Nr. 177 vom 26. Junius 1835; Zeit f. d. eleg. Welt Nr. 117 den 18. Juni 1835. Blätter f. l. Unterh. Nr. 217—220 vom 5.—8. August 1835; Der Gesellschafter Nr. 176—183 vom 2.—14. November 1835; Der Hochwächter (Litt. Kosmop. Beiblätter der Const. Staatsbürgerzeitung) Nr. 57 und Nr. 66 vom 16. Juli und 17. August 1835.

[2]) „Phönix" Nr. 115 vom 16. Mai 1835 (wieder abgedr. in: O. L. B. Wolff, Briefe geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein. Leipzig 1836 p. 236—245).

die ſich für ihre Worte geiſtig ſteinigen ließen, und mehr, als ihre Ruhe, ihrer Überzeugung geopfert, Jene werden von den jungen Helden, die zu der Kunſt ihres Meiſters von der Zeit nur ein Bischen Syſtem und Ruhe zugelernt, Jene werden von dieſen Helden ſchon verleugnet; und ſo ſehen wir Leute, die nicht nur an Talent tief, ſehr tief unter ihm ſtehen, ſondern die gleichſam bei ihm erſt zur Schule gingen, gegen Heine ankämpfen. Ich bekenne es, es empört mich bis in die tiefſte Seele! Ich weiß recht gut, daß Heine in der Geſchichte unſerer fortſchreitenden Cultur nur einen negativen Platz hat, daß an Heine nur das gewonnen iſt, daß wir wiſſen, was uns nöthig thut, daß durch Heine erſt die Krankheit unſrer Zeit aufgedeckt iſt und daß Heine ſelber an keine Heilmittel denkt; ich weiß recht gut und hab' es von je gewußt, daß Heine zum poſitiven Fortſchritt in der Geſchichte unſres Geiſtes zu reſultatlos, ja zu reſultarm iſt; aber ich weiß auch trotzdem, daß die jungen Helden alle, die Hand anlegen, um die Riſſe im Weltgebäude zu verkleben oder zu übertünchen, ohne Heine das Weltgebäude glänzend harmlos nicht nur für ganz und unverſehrt erklärt hätten, ſondern daß ſie ſelber, wenn ſie das Unglück gehabt hätten, ſolche Ideen, auf die ſie jetzt ſtolz ſind, vor Heine im Kopf herumzutragen, daß ſie ſich ſelber zur Hölle verdammt und ſich vielleicht in Reue und Buße mit der Fauſt ans Herz geſchlagen hätten. Jetzt aber thun ſie groß und vornehm gegen Heine, lächeln auf den „ſchlottrigen Götterbuben", wie ihn Einer nennt, herab von ihrer Höhe und thun, als ob ſie die Welt ſchon zuſammengeſetzt hätten, die der ſchlottrige Götterbube aus Hohn und Luſt zerbrochen. Sie affectiren Geſundheit und Kraft und bilden ſich ein, Krankheiten überſtanden zu haben, deren Daſein die Zeit

nur gemildert, deren Aeußerungen die Zeit nur abgestumpft. Wenn ich so dann und wann diese Helden mit sich selber und ihrer Größe und Ruhe kokettiren sehe, wenn ich sie von „Heinejammer" verächtlich absprechen höre, wenn ich oft lese, wie denn eigentlich Heine nicht nur nichts, sondern so gar nichts ist, dann packt mich daß ein Mephisto, diesen Leuten einmal Stellen aus ihren eigenen Aufsätzen und Büchern zu citiren und sie zu fragen, wo sie dieses ohne Heine gesagt hätten. Sie mögen sich in der That ein wenig hüten, daß nicht Jemand so klug ist, und Stellen, Schilderungen, die buchstäblich Nachahmungen Heines genannt werden können, zur Seite mit dem Original abdrucken läßt. Die Leute haben in der That vergessen, bei wem sie schreiben gelernt, wer sie sprechen gelehrt, und endlich, wer sie an sich selber hat glauben machen. Heine ist von Börne angegriffen worden. In Wirklichkeit ist in dem Angriffe Börne's nicht viel Neues; aber drollig macht es sich, wenn Börne sogar Heine'n Moral predigt. Das Einzige, das er ihm mit Recht vorwirft, obschon man es von lange her kennt, ist Heine's inconsequentes Wesen; aber ich wollte, daß in unsrer resultatlosen Zeit dieses unser größter Fehler wäre, in solcher Zeit ist Consequenz nur mit Einseitigkeit verbunden möglich, nichts aber ist einem forschenden Jahrhundert mehr entgegen, als eine einseitige Richtung. Jedoch ich habe wenig gegen Börne, wenn er gegen Heine schreibt; aber es machte mir Spaß, das zu hören, was man bei uns hierüber urtheilte. Während die Alten und Soliden sich freuten, indem Börne schon durch sich selbst unschädlich, da er einmal für toll erklärt ist, was man jetzt ohne Motive und Gründe, als etwas Unleugbares auszusprechen für nöthig findet, und noch oben ein Heine auch herunter-

gezerrt, und also gar nichts mehr übrig bleibt, während also die Guten und Frommen Börnes Attentat weitläufig übersetzten, und nur dann und wann, wenn Börne wieder toll wird, etwas zu streichen für nöthig fanden, während dessen waren unsere jungen Helden von Grund des Herzens froh, denn da fiel ihnen erst der Stein recht vom Herzen und sie nahmen freudig die gute Gelegenheit wahr, sich den Namen Heinianer oder Nachtreter Heines, was jeder ihrer Schriften trotz allem Sträuben auf die Stirn gedruckt ist, mit guter Manier von sich abzuwälzen. Ich bin nicht verliebt in Heines krankhafte Manier, wie sich die Helden gern ausdrücken, wenn sie Jemanden bezeichnen wollen, der Heine Anerkennung zollt, ich weiß sehr wohl, daß es an der Zeit ist nach Positivem zu ringen, eben weil Heine nur mit dem Negativen zu thun hatte, eben weil Heinen die Welt zu fragmentarisch ist, darum haben wir eine große Aufgabe vor uns und ich bin mit ganzer Seele dabei, wo sich ein kleiner Fortschritt zeigt, ich erkenne vom ganzen Herzen jeden Fortschritt an, und erwarte eben wie so viele die Lösung der großen Fragen, die die Zeit an uns Alle thut, aber ich weiß, auch wem man es zu danken hat, daß wir nun unsere Krankheit wissen, daß wir es für nöthig finden, Heilung zu suchen, und dieses ist Heine, er hat euch den Weltriß gezeigt, wollt ihr ihn ausfüllen, so dankt erst ihm für das Aufdecken dessen, das ihr vielleicht nicht geahnt hättet. Ich sage ja nicht, Heine ist euer Muster, sondern er ist euer Meister! wenn ihr etwas seid, so wäret ihr's ohne Heine nicht gewesen! Vorerst hat euch Heine schreiben gelehrt. Vorerst vergeßt nur nicht, was ihr im Stil ihm schuldig seid. Wer hätte sich erdreistet, so mit solchen Sätzen, die sich so von aller Form des ältern Stils unterscheiden,

zu ſchreiben? Wer hat euch dieſen Naturalismus für die alte Prüderie, dieſe Leichtigkeit für die alte Schwerfälligkeit, dieſe Ungebundenheit für das alte gezwungene Weſen gelehrt? Wer hat euch ſprechen gelehrt, wie ihr's im Herzen meint, offen und gerade heraus, wer hat euch die Freiheit gegeben, ein Buch aus eigner Subjectivität zu ſchreiben? Wer hat euch gelehrt, ſich ſelbſt zu geben, wie man in der That iſt, ohne Koketterie mit ſeinen Tugenden und moraliſchen Sentenzen? Wer anders als Heine? Wollt ihr aber Heine in euern Vorzügen nicht erkennen, ſo erkennt ihn wenigſtens in euern Laſtern. Wer hat euch ſo die Perſönlichkeit Anderer ſchonungslos mit ſcharfer Malice in die Oeffentlichkeit zu ziehen gelernt, als Heine? Wer hat euch das Achſelzucken, mit dem ihr Heine (ich ſage es noch einmal, euren Meiſter) beſprecht, gelehrt als eben derſelbe Heine? Geht, geht, an euren Tugenden, wie an euren Laſtern guckt euch der Heine noch immer im Stil, wie in der Art und Weiſe eures Ausdrucks hervor. Heine hat euch ſprechen gelehrt. Welche Fülle von Vorbereitungen brauchte man nicht ſonſt, um auf die Gegenwart kommen zu können. Welche Maſſe von wurmſtichiger Gelehrſamkeit und welch' ein Umherſchweifen in fremder Region brauchte es ſonſt nicht, um ein Wort über die Gegenwart ſagen zu können. Wer hat euch gelehrt, grade auf's Ziel loszugehen? Wer hat euch die Gegenwart ſo in productiver Hinſicht emancipirt, daß die Weltgeſchichte bis auf den heutigen Tag gekommen iſt? Geſteht es doch einmal, wer? — Wer aber hat euch an euch ſelber glauben gemacht? Wer hat den Frieden, den ihr von der Zukunft doch hofft, an deſſen Fundamenten es euer Stolz iſt, arbeiten zu können, verkündet? Wer ſag' ich hat euch ſelber auf den Gedanken gebracht, daß ſich einſtens noch Tage

erfüllen, in denen die zeitkranken Herzen alle heilen werden, in deren Schoß die Glückſeligkeit, die ihr zu erſchaffen euch doch vorgenommen, noch ruht? Wer war es, der euch ſelber emanzipirt? Möchtet ihr doch nie vergeſſen, daß ihr ohne Heine euch ob euren Gedanken gewiß ſelbſt in's Fegefeuer verurtheilt hättet. Vergeßt es nicht, daß Heinen das unglückſelige Loos zu Theil ward, die Aeußerung einer ganzen Zerrüttung zu ſein, jetzt weiß man ſchon mit der Herzens-Geiſtes- und Gemüthszerrüttung ruhig umzugehen, man findet Viele, in deren Bruſt ein Gleiches tobt, man findet Heilung in tröſtenden Hoffnungen, ja jetzt, wo man den Zuſtand genau kennt, iſt man im Stande, demſelben durch allerlei Richtungen des Geiſtes auszuweichen. Was aber ſollte Heine thun? Was aber hat Heine ertragen müſſen? und deshalb, weil er ſich krank fühlte, weil er ſich ſelbſt zur Laſt ward, weil er mit einem verzweifelten Witz ſich Luft zu machen ſuchte, deshalb wollt ihr ihn ſo ganz aller Bedeutung berauben? Deshalb, weil ihr mehr Ruhe habt und ſyſtematiſcher euch überlegt, was uns noch fehlt, beſprecht ihr Heine, als ob er bei euch in die Schule gegangen wäre. Wahrlich, beſſer hättet ihr ihm die Schule nicht bezahlen können, ihr macht an ihm euer Meiſterſtück! Wenn das Abſprechen aller Autorität eine Größe verkündet, dann kann Heine einem Jeden von euch mit Wallenſtein zurufen:

„Du haſt bei mir das Handwerk ſchon gelernt,
Ich brauch' mich meines Gegners nicht zu ſchämen."

Das Alles aber gilt von Heine in politiſcher Hinſicht, wie aber ſteht es mit dem Poeten? Was Heine als Poet iſt, weiß die Welt, aber es iſt intereſſant, unſere jungen Helden über ihn urtheilen zu hören. Jedoch hier haben ſie mehr Recht, ihn hinwegzulächeln, hier iſt er nicht

ihr Meister, denn sie sind in der That zu unbedeutend in diesem Felde, um nur zu seinen Jüngern gezählt zu werden."

Börne kam öfter auf den Gedanken zurück, seine alte Frankfurter „Wage" wieder erscheinen zu lassen. Zur Ausführung gelangte er aber erst nach der gewaltsamen Unterdrückung des „Reformateur". Anfangs des Jahres 1836 erblickte die lang projectirte Schöpfung, welche den Franzosen zeigen sollte, welche großartige Schätze die deutsche Litteratur aufzuweisen habe, und wie armselig sich daneben die französische Romantik selbst in ihren kühnsten Heroen ausnehme, zum ersten Male in französischer Sprache das Licht der Welt: „La Balance. Revue Allemande et française publiée par L. Boerne. Premiere Volume. Premiere Livraison. Janvier. Paris. Au Bureau De la Balance. Rue Lafitte 44. 1836." „Die Franzosen," — äußerte sich Börne in einem zur schriftstellerischen Theilnahme einladenden Schreiben vom 13. Nov. 1835 dem Berner Professor Ignaz Paul Vital Troxler gegenüber — „wenden sich jetzt auf eine dem Menschenfreund erfreuliche, dem Geschichtsphilosophen merkwürdige Weise in ihrem geistigen Leben, dem Bessern und Edleren zu. Es ist, als wäre der Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, daß der Baum ihrer Erkenntniß keine tiefe Wurzel hat, und sie drehen ihn um, und stecken ihn mit seiner ganzen breiten Krone, mit Blättern, Blüthen und Früchten in die Erde, um nur fest zu stehen, und opfern den Genuß der Hoffnung auf. Ihr Eifer für deutsche Wissenschaft und Philosophie steigt täglich und wirkt sich immer mehr aus. Es ist wahr, die armen Franzosen tappen in diesem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohnte

Licht blendet sie, und sie sehen oft weniger als sie in ihrer gewohnten Dunkelheit gesehen. Aber ihr Blick wird sich nach und nach stärken, und wir wollen sie bis dahin brüderlich führen und unterstützen. Wir wollen etwas zur Seligkeit der verdammten Franzosen thun, die wir Deutsche ihnen so manchen irdischen Vortheil und Genuß verdanken.“[1])

Indes brachte es auch dieser letzte journalistische Versuch Börnes nur auf drei Hefte.[2]) „Was kann das Wägen helfen“, ertönte das schon beim Erscheinen des ersten Bandes mit richtigem Taktgefühle erhobene Todtengekrächze des Correspondenz-Raben Victor Lenz (Aug. v. Traxel)[3]) (XIV, 14 f., 104 f.), „wenn die Waare selbst Niemanden zugewogen werden darf. Die Franzosen allein sind egoistisch genug, das Gewicht, das ihnen ein deutscher Autor gibt, auszuschlagen und sich mit gewöhnlichen Kilogrammen der censirten Taglöhnerjournalistik zu begnügen.“ Börne scheiterte mit dieser Zeitschrift einmal, weil er in Paris als Journalist auftreten wollte, ohne die Charlatanerie zu besitzen, die dort die Journalistik wenigstens in der

[1]) W. Dorow, Denkschriften und Briefe, V, 118 f.

[2]) Die Aufsätze Börnes aus dem „Reformateur“ und der „Balance“ erschienen zuerst gesammelt u. d. T.: „Fragments politiques et litteraires par Ludwig Börne. Précédés d'une note par M. de Cormenin et d'une notice biographique sur l'auteur. Paris, Pagnerre, editeur, rue de seine 14, 1842, sodann (deutsch) G. S. XVII, 21—156.

[3]) Zeit. f. d. eleg. Welt. Nr. 25, 26, u. 96—98 vom 4., 5. Februar und 16.—19. Mai 1836; vgl. u. A. die Correspondenz-Berichte eben desselben (??) Litteraten in: Dresdener Abendzeitung Nr. 36, 55, 60, 76 u. 146 vom 11. Febr., 4, 10., 29. März u. 28. Juni 1836, sowie Mitternachtzeitung Nr. 41, 51, 71, 89 und 165 vom 10. März, 28. April, 30. Mai und 10. Okt. 1836.

ersten Zeit anwenden muß und dann, weil er es sich zu bequem machte, und die Franzosen zu seiner „Balance" in die Schule schicken wollte, wie einst die Frankfurter Philister zu der „Wage". Börne hatte ganz Recht, wenn er behauptete, die Franzosen verstünden kaum die ersten Anfänge der deutschen Litteratur, den Frankfurtern war Börne in seiner „Wage" ein O'Connel, während er den Franzosen in seiner „Balance" ein Pestalozzi erschien. [1])

Des Sommers im ländlichen Auteuil bei Paris wohnend, [2]) des Winters in der Stadt genoß Börne in dem traulichen Kreise, den seine Freundin und ihr Gatte um ihn zogen, die sorgsamste und liebevollste Pflege. „So lange wir Börne gekannt haben," erzählt E. Koloff, [3]) „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenster, von wo man Winters eine Aussicht in die Rue Lafitte und gegen den Montmartre, Sommers die Aussicht auf den place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Ar-

[1]) Vgl. „Wechselverhältniß zwischen Frankreich und Deutschland und Börnes Balance" in der „Aug. Beil. zur Allg. Zeitung", Nr. 190 bis 192 vom 26. u. 27. April 1836. La Balance, revue allemande et française, Beranger. u. Uhland in Nr. 1166—1168 der „Litterarischen u. krit. Blätter der Börsenhalle" vom 27., 29. Febr. u. 2. März 1836; „Börne als Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland" in Nr. 78—80 der „Blätter f. litt. Unterhaltung" vom 18.—20. März 1826. Gegen letztere Darstellung vgl: „Börne und die Brockhausschen litter. Unterhalt.-Blätter" von Julius Seidlitz in „Unser Planet" Nr. 91 u. 115 vom 15. April u. 13. Mai 1836, sowie „Der Hochwächter" Nr. 54 u. 56 vom 7. und 14. Juni 1836.

[2]) Vgl.: Zeit. f. d. eleg. Welt Nr. 224 vom 14. Nov. 1836; Mitternachtzeitung Nr. 199 vom 8. Dec. 1836; Morgenblatt f. g. St. Nr. 141—145 vom 13.—18. Juni 1835.

[3]) Jahrbuch der Litteratur auf 1839 p. 150 f.

beiten, an deſſen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein Fauteuil à la Voltaire von rothem Marokin, eine nicht ſowohl zahlreiche, als ausgewählte Bibliothek mit deutſchen, lateiniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Werken, ein Tiſch mit Journalen und Broſchüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkäſten für Briefe, Manuſcripte u. ſ. w. — dieſe Gegenſtände bildeten nebſt einigen Fußteppichen das vollſtändige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinette waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerſchrank und über dem Arbeitspulte leer; den erſteren füllte eine bronzene Büſte Jean Jacques Rouſſeaus aus, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen, begeiſtigten Zügen."

Nun ging ſein Lebensweg raſch abwärts. Er war faſt immer leidend, ſchlaflos, ſchwerhörig über die Maßen und in Folge deſſen auch mißtrauiſch und verdrießlich. Traten aber zuweilen freie Augenblicke ein, ſo entzog er ſich dem Umgange mit Freunden, und dem Genuß der freien Luft und ſelbſt der großen Geſellſchaft nicht. Gerne empfing er die Beſuche der Fremden, die nach Paris kamen, und ihm von Politik und Litteratur der Heimath erzählen mußten. „Von ſeinen nächſten Bekannten ließ er ſich ſagen, in welchem Reſtaurant man zu Mittag geſpeiſet, wie es jetzt in dieſem oder jenem Kaffeehauſe ausſehe, ob die ſchöne Dame noch am Comptoir ſitze u. ſ. w. Börne kam in den letzten zwei Jahren ſeines Lebens nicht mehr viel in Paris herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignaniſche Leſekabinett, ſowie die Heideloff'ſche Buchhandlung zu beſuchen und vor dem

Nachhausefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu essen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieustraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters seine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billeten, welche er seinen Bekannten durch die Stadtpost schrieb, schlossen mit den Worten: „Aber warum kommen Sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause.“ Diese Zurückgezogenheit sonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptstadt vorging, ab, im Gegentheil, er verfolgte die unbedeutendsten Aenderungen im materiellen Lebensgenuß, im Preise der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausschmückung der Kaufläden, in dem herabgesetzen Tarif der Cabriolets u. s. f. mit sorgsamen Blicken und forschte nach den kleinsten Details, die für ihn alle im genauesten Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Bewegung standen, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in seinem Zimmer die strengste Revue passiren ließ. Salons und hohe Zirkel besuchte Börne nicht; der kleine, schwerhörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauschende, und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Mann zerrann und verschwamm gleichsam in der Gesellschaft, welche ihn mehr verdeckte, als emportrug, ihn mehr in den Schatten stellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreise fühlte er sich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Gespräche überlassen, eine Weile still sitzen, sein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwischen hören und plötzlich wieder eintreten und seine, den Nagel auf den Kopf treffenden, Bemerkungen einstreuen. Wenn es

ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz sich zu unterhalten." [1])

Nur noch einmal raffte sich der Leidende auf, um mit aller Kraft seines Geistes einen ebenso gefährlichen als widerhaarigen Gegner aus dem Felde zu schlagen; es galt Menzels beständige Denunciationen und Verläumdungen gegen das, von ihm auch „Jung-Palästina" genannte „Junge Deutschland", in die gebührende Schranken zu weisen.

Es ist hier weder Ort noch Raum zu eingehenderer Darlegung jener interessanten Epoche in der Entwickelung unserer Nationalliteratur, welche unter dem Namen eines „Jungen Deutschlands" als die Sturm- und Drangperiode des neunzehnten Jahrhunderts bekannt geworden ist.[2]) Einige wenige Momente dürften jedoch nochmals besonders hervorgehoben werden. Die Verbindung zwischen den einzelnen Mitgliedern des „Jungen Deutschlands" war eine sehr lose und ungefähr, [3]) wie der Name selbst ursprünglich einer Zueignung der „Aesthetischen Feldzüge" L. Wienbargs entlehnt, nur eine jenen Autoren äußerlich, zumeist durch die bekannten Bundestags-Beschlüsse vom 13. December 1835 officiell aufgedrungene. „Es ist also (gewissermaßen) nichts weiter als der bloße Zufall einer Art von polizeilicher Verzeigung, also eine Thatsache der äußersten Aeußerlichkeit, daß man dazu gekommen, gerade jene ..... Schriftsteller als die litterarischen Repräsentanten des „jungen

[1]) Telegraph für Deutschland. Nr. 93. Juni 1838 p. 742 f.

[2]) Vgl. Anhang Nr. XIII.

[3]) Vgl. u. a: K. Gutzkow, „Wolfgang Menzel und das junge Deutschland" in Nr. 3153 der „Neuen Freien Presse" vom 4. Juni 1873.

Deutschlands" aufzuführen." [1]) Die Bundestagbeschlüsse vom 13. December 1835 nannten indes als solche officielle Mitglieder nur: H. Heine, K. Gutzkow, H. Laube, L. Wienbarg und Th. Mundt; zu diesen pflegte aber später F. G. Kühne an Heine's Statt, sich selbst mit Alex. Jung hinzuzuzählen [2]). Was Börne anbelangt, so verbanden ihn mit den Mitgliedern „jener Schule" ebenfalls nur wenige äußerliche Beziehungen, so der platonische Beitritt zur „Deutschen Revue" und ein kurzer auf wenige Höflichkeitsphrasen beschränkter Briefwechsel mit H. Laube (N. S. VI, 86 f.), Gutzkow, Kühne u. A. Trotzdem wird man nicht weit fehlgehen, Börne als den „Vorturner des jungen Deutschlands" [3]) zu bezeichnen. Seine Stellung gegenüber dieser Litteraturrichtung erinnert gewiß weniger an die lächerliche Farce Scävola-Clemens, [4]) als an die Bedeutung J. G. Hamanns für die „Stürmer und Dränger" des 18. Jahrhunderts. [5])

Maß- und ausschlaggebend dürften vor Allem für eine zukünftige, objective Würdigung drei verschiedene, für den aufmerksamen Beobachter aber im engsten Zusammenhange stehende Selbstbekenntnisse Börnes sein! Den 12. November 1835 an W. Menzel:

---

[1]) J. J. Honegger, Grundst. einer. allg. Culturg. IV, 196.

[2]) Jahrbuch der Litteratur auf 1839 p. 67.

[3]) G. O. Marbach, der Zeitgeist und die moderne Litteratur p. 34.

[4]) Vgl. Litteratur-Blatt (zum Morgenblatte) Nr. 38 vom 14. April 1834, Nr. 17, 84 u. 85 vom 5. Februar, 19. u. 22. August 1836.

[5]) Vgl. u. A: „Der Hochwächter" Nr. 89 vom 5. November 1835.

„Ich theile ganz Ihren Abscheu vor den sittenlosen und glaubenschänderischen Schriften, glaube aber, wenn Gutzkow und Wienbarg den Deutschen Voltaires Excremente auftischen wollen, werden sie nicht viele Gäste bekommen.“ [1]) Den 20. Juli 1836 an einen Freund nach Hamburg: „Haben Sie in Hamburg, oder sonst wo, nicht einen verständigen Litteraten unter ihren Bekannten, der aus Freundschaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutschland macht! Seine eigene Meinung über das junge Deutschland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt, meine Ansicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen das junge Deutschland geschrieben, denn sonst könnte es geschehen, daß ich zum Dank für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiele, da ich Alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden.“ [2]) Und an F. G. Kühne: „Wir sind alle dabei beteiligt, das ganze Deutschland, die gesammte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt; darum sollen und müssen wir alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der

[1]) Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Bielefeld u. Leipzig 1877 p. 301.

[2]) K. Gutzkow, Börnes Leben p. 383 f.; G. S. XVII, 389 f.

Bund eines „jungen Deutschland" immer weiter und weiter greife." [1])

Nun ist Wolfgang Menzel weder derjenige gewesen, welcher die Angriffe gegen das „Junge Deutschland" begonnen, noch derjenige, der als erster polizeiliche Hülfe in Anspruch genommen; schon zu einer Zeit, da der Stuttgarter Kritiker noch als der geistige Vater, zum Mindesten aber als das würdige Verbindungsglied des alten zum jungen Deutschland befehdet werden konnte, war mit einer directen, ziemlich marktschreierischen Polemik ein hinter einem falschen Namen sich versteckendes, par nobile fratrum [2]) mit einem dickleibigen Buche: „H. Heine und Ein Blick auf unsere Zeit" von Maxim. Jos. Stephani. Druck und Verlag von C. F. E. Scharre, Halle 1834 vorangegangen. „Die Noth zwingt, so sehr sich unser Gefühl dagegen empört, hier (d. h. im „Einleitenden Vorwort" p. VII) die Summen jener heillosen Grundlehren, welche an die Spitze der Vernichtungstheorie geschoben sind, anzugeben; es sind folgende: 1) Es ist Unsinn, sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungestört gängeln zu lassen, was unwissende Schüler einem großen Meister nachlallten,

[1]) G. Karpeles, der Letzte vom „Jungen Deutschland" in „Ueber Land und Meer" 57. Bd. Nr. 14 p. 275.

[2]) Als einer der Autoren, u. zw. des ersten Theiles, hat sich in Nr. 1238 der „Litterarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" vom 13. Aug. 1836 der am 4. März 1870 in Solabona bei Eidelstedt verstorbene Dr. med. Johann Heinrich Wilhelm Grabau in Hamburg entpuppt. „Der Pseudonymität" — heißt es a. a. O. — „lagen eine Grille und Privatverhältnisse, keine unreine Absicht zu Grunde." Von dem Buche selbst erschien später eine neue Titelauflage: „Die neue romantische Schule und ihre Repräsentanten von Max Jos. Stephani. Leipzig. Friedr. Kupfer 1838."

2) Staat, Recht und Gesetz sind einseitige Resultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnwitz eines für unverletzlich gehaltenen Herkommens geheiligt worden sind, 3) Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditionsgut, das man abwerfen müsse, wenn man die Menschheit zu höherer Kultur und Vollkommenheit fördern wolle, 4) Alles Wissen macht dumm und unglücklich.[1])

Prof. V. A. Huber,[2]) der Sohn von Therese Huber, — mütterlicherseits also ein Enkel des Göttinger Philologen Chr. Gottl. Heyne, väterlicherseits ein solcher des aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" bekannten Leipziger Honorar-Professors Michael Huber, welcher sich vom armen baierischen Bauernburschen durch eigene Thatkraft zu einem geistreichen Schriftsteller, zum geistigen Genossen der französischen Encyklopädisten aufgeschwungen hatte — zog in den von ihm zu Gunsten der Armen aus Parchim und Rostock herausgegebenen „Mecklenburgischen Blätter" um die mecklenburgische Grenze einen Ochsenkordon, welcher das invadirende junge Deutschland auf die Hörner nehmen sollte.[3])

In einem ersten Aufsatze „Das junge Teutschland und das alte Mecklenburg" giebt der Herausgeber eine von Witz und Erbitterung dictirte Erklärung, was er unter dem jungen Deutschland versteht. „Wovon wir uns sehr bald überzeugten, war, daß es allerdings nicht

---

[1]) Dieses Vorwort ist wiederabgedruckt bei A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. 2. Aufl. II, 171.

[2]) R. Elvers, Victor Aimé Huber, Sein Werden und Wirken. Bremen 1872. 2 Theile.

[3]) So sagt L. Wienbarg, Menzel und die junge Litteratur. Mannheim 1835 p. 21.

genug sei, jung und ein Teutscher zu sein, um ohne Weiteres Theil an dem jungen Teutschland zu haben. Vielmehr lernten wir und wollen es dem Leser nicht verhehlen, daß es dazu vor allen Dingen der Gunst und Empfehlung von etwa einem Dutzend junger Herren bedarf, aus denen zwar nicht einzig und allein eben jenes junge Teutschland besteht, die aber doch als dessen Repräsentanten, Organe, Quintessenz — gleichsam als der Kern dieses glänzenden Meteors sich präsentiren. Wenn wir sagen: junge Herren, so wollen wir damit den grauen Haaren oder kahlen Scheiteln einiger derselben nicht zu nahe treten, und noch weniger etwa spöttischer Weise auf die Feuchtigkeit anspielen, welche einige andere offenbar hinter ihren Ohren noch herumtragen. Das sei ferne! Hier ist nur von geistiger Jugend die Rede. Ohnehin weiß der Leser schon längst, von wem die Rede ist. Und wenn er es etwa nicht merken sollte, so ist es seine Schuld. Denn diese Edeln — die Menzel, Börne, Heine, Gutzkow, Lenau, Laube, Wienbarg u. s. w. — tutti quanti! — werden nicht müde, sich theils selbst, theils einer den andern mit unsterblichen Lorbeeren zu bekränzen. Nein — an ihrer Unsterblichkeit kann unmöglich gezweifelt werden. Nur darum handelt es sich, wer von ihnen eigentlich der Unsterblichste sei. Und diese Frage ist, wie die belgische und andre große Fragen der Zeit, nicht leicht zu entscheiden. Auch wollen wir mit der Reihenfolge, in welcher wir sie oben genannt, keineswegs in der Sache präjudicirt haben oder den einen oder andern zu nahe getreten sein. Ebenso wenig wollen wir durch diese Zusammenstellung die eigenthümlichen Verdienste und Verhältnisse eines jeden dieser Helden in Abrede stellen oder verwischen. Man kann sich in so wichtigen Dingen nie genug ver-

verwahren, und uns andern, alten Teutschen, fehlt es ohnehin an Ausdrücken, um so zarte Verhältnisse und hohe Dinge würdig und treffend zu behandeln. Gewohnte Ausdrücke müßten eigentlich hier ganz anders verstanden, in eine höhere Sphäre erhoben werden. Lassen wir uns ja nicht durch diesen Glanz verblenden und dort Flecken suchen, die nur in unsern blöden Augen sitzen. Was in andern Kreisen unserer Litteratur und Journalistik uns als Autoreneitelkeit, oder Eigennutz, Verlagsspeculation, Cliquenprotection, Partheikniffe, Gemeinheit, Albernheit ꝛc. anekelt, das hat hier, wenn die Aehnlichkeit auch noch so täuschend wäre, doch eine ganz andere, erhabene, welthistorische Bedeutung, die freilich den Profanen ewig verborgen bleiben muß. Eben darin lag aber auch für uns die Schwierigkeit, uns einen klaren Begriff vom jungen Teutschland und von den Bedingungen zu machen, welche erfordert werden, um darin aufgenommen zu werden. Vergeblich suchten wir bisher in den Schriften und in den Journalen unserer großen Männer darüber Belehrung. Wir fanden besonders in letzteren die Zeugnisse ihrer unsterblichen Verdienste von den sachkundigsten Richtern täglich wiederholt — nämlich von ihnen selbst, aber solcher Zeugnisse bedurften wir nicht. Was uns fehlte, fanden wir nicht." . . . Hierauf verfolgt er Schritt für Schritt mit schlagendem Witze die kecken Hypothesen desselben, nimmt ihm eine Stütze nach der andern und bemerkt: „Aber, wird man uns wiederholen, was in aller Welt gehen uns solche Rodomontaden einiger schwacher Köpfe, heißen Geblüts und loser Zunge an? Mag dieser seine Narrheit mit ästhetischen, jener mit philanthropischen, der dritte mit politischen Phrasen und Lappen heraus putzen — das ist lediglich seine Sache und die seiner Angehö-

rigen oder bei wirklichen thätlichen Ausbrüchen die Sache einer nächsten löblichen Medicinalpolizei. Diese leeren Schwätzer, die größtentheils nicht einmal aufrichtig in ihren Tollheiten sind — oder sieht man nicht an zwanzig Stellen, daß Hr. Dr. Wienbarg ebenso wenig an sein junges Teutschland als an das Christenthum glaubt, eben indem er dies als Vergleichspunkt braucht? — Diese können nur so viel Bedeutung erhalten, als wir ihnen geben, indem wir uns über alle Gebühr mit ihnen beschäftigen. Wir haben selbst alle Ursache zu vermuthen und wollen zugeben, daß der Verf. der Aesthetik des jungen Teutschlands nichts ist, als ein leerer Schwätzer, dessen Autoreneitelkeit oder Eigennutz eine, wenigstens seiner Meinung nach, neue Ader von Phrasen ausbeutet, ohne etwas andres dabei im Sinne zu haben, als Honorar und Aufsehen. Wem ein solches Urtheil zu hart erscheint, der lese das Buch und frage sich, ob es einem nicht völlig hirnverbrannten, unwissenden Menschen, was Herr Dr. W. keineswegs ist, mit solchem grund- und bodenlosem Unsinn Ernst sein kann? ob das für ihn etwas anders sein kann, als ein Mittel wozu? Entweder zu völliger Auflösung und Umwälzung alles Bestehenden, bei gänzlicher Impotenz und Unmöglichkeit irgend einer Art von Reorganisation; denn welcher irgend haltbare Zustand ist mit solchen Elementen und Grundsätzen denkbar? — Oder zur Erreichung eines beschränktern Zwecks des Eigennutzes, der Eitelkeit. Wie gesagt, wir trauen weder Hrn. Dr. W., noch den meisten der litterarischen Propheten des jungen Teutschlands die Bosheit der Gesinnung, die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung und am wenigsten die thatkräftige Kühnheit zu, die nöthig wäre, um mit Bewußtsein jenen ersten Zweck zu haben und zu

verfolgen. So bleibt denn nur der zweite, in der Art zwar, daß jene allgemeinern Folgen dabei entweder gar nicht bedacht werden, oder daß man in knabenhaftem Leichtſinn, Dünkel und Unerfahrenheit ihrer mit vager Lüſternheit und der Hoffnung gedenkt, dann einen glänzendern Spielraum für die herrlichen, allgenügenden Einſichten und Kräfte zu finden, mit denen man ſich ausgeſtattet wähnt. Wir geben, wie geſagt, die unmittelbare Gefahrloſigkeit ſolcher Thorheiten zu, aber iſt damit geſagt, daß überall keine Gefahr vorhanden ſei? Haben wir nicht in Teutſchland ſelbſt zur Genüge die Erfahrung gemacht, daß es neben den Phraſenmachern auch nicht an Thatmenſchen fehlt, welche aus jenen leeren Phraſen in ihrer eignen Ueberlegung oder doch jedenfalls in ihren Handlungen und Anſichten bittern Ernſt zu machen wiſſen? Und richten wir unſre Blicke weiter hin nach Weſten, ſo finden wir dort ſchon eine furchtbare compacte, zahlreiche, geordnete, bewaffnete, zum Bürgerkrieg bereitete, ja im blutigſten Bürgerkrieg ſchon verſuchte, politiſche Parthei, deren Weſen und Treiben auf mancherlei Weiſe, mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt mit dem Weſen und Treiben unſern Thatmenſchen und durch ſie mit unſern Phraſenmachern zuſammenhängen. Eine Parthei, die im ſüdweſtlichen Teutſchland ſchon weitverbreitete Verſtändniß nicht nur der Geſinnung, ſondern der Verabredung hat und auf deren Fortſchritte das junge Teutſchland (wie ſehr es ſich auch gelegentlich zieren und mit teutſchthümlichen Phraſen verhüllen mag) lüſterne Blicke wirft, durch deren mittelbare oder unmittelbare Hülfe es Erfüllung der verheißenen Herrlichkeit zumeiſt erwartet. Eine Erfüllung, die in der Wirklichkeit freilich eine ganz andre ſein wird, als in den Phraſen der Pro-

pheten; aber das wissen diese Herren gar wohl, sofern sie nicht geradezu fürs Irrenhaus reif sind. Uebrigens sind wir weit entfernt, die republikanische Parthei in Frankreich mit unsern Phrasenmachern auf eine Stufe zu setzen. Dort ist die Republik nun einmal ein historisch-begründetes, seit fünfzig Jahren vorbereitetes und eingebürgertes Element, und die Sachen sind von allen Seiten auf ein Gebiet, auf einen Punkt getrieben worden, wo die republikanische Parthei gerade ebenso viel oder wenig Recht, Vernunft, Möglichkeit, Zukunft für sich hat, als irgend eine andre. Und überdies fallen, sobald ein politisches Element sich erst einmal zur Parthei entwickelt hat und eine praktische Gegenwart und Zukunft und mit ihr die Nothwendigkeit einer Organisation vor sich sieht, die unbedingt unpraktisch, grund- und bodenlosen Thorheiten der Theorie weg, die ganze Leitung kommt in andre Hände und der Ausgang ist (in gutem und schlimmem Sinne) ein ganz anderer, als jener von den Theorieen verkündete — ein möglicher, nothwendiger, wenn auch keineswegs wünschenswerther. Das ist aber zunächst nicht unsre Sache, sondern die der Franzosen. Sie mögen zusehen! Die Frage ist nur eben, ob es bei uns auch so weit kommen soll und muß? ob es wirklich nöthig ist, dem theoretischen Unsinn des jungen Teutschlands Zeit und Reue zu lassen, sich zu einer politischen Parthei zu entwickeln, damit es dann wenigstens zu einiger Vernunft und die jetzigen Propheten und Vorkämpfer zu einiger Erkenntniß ihrer schülerhaften Nichtigkeit kommen? Hoffentlich bedarf es eines so theuren Cursus nicht. Aber eben damit wir nicht bis dahin gelangen, damit wir ein so geringes Resultat nicht mit den unermeßlichen Opfern zu erkaufen, die es kosten müßte und würde — . . . .

Was soll . . . geschehen? Auf welche Weise denn gegen das drohende Verderben feste Schutzwehren geschaffen werden? Dies ist . . . . . die große Frage der Zeit . . . . „Aber wir haben die Gewalt!“ — wird man uns einwenden. Wohlan, und wo zeigte sich die Lüge widriger, empörender, vergiftender, als wenn sie mit der Gewalt buhlt? Die Schwäche allein kann eine Entschuldigung finden für eine solche Gemeinschaft. „Wir haben das Recht!“ — heißt es weiter. Recht vollauf hat das alte Europa, das alte Teutschland ohne Zweifel! Schon allein das Recht der Selbsterhaltung würde die härtesten Maßregeln gegen eine vatermörderische Jugend rechtfertigen und die Frage ist nur, was frommt? . . . .“

Die heillosen, aller Sittlichkeit und Vernunft widersprechenden Principien dieser Auflösungs- und Umwälzungstheorie wurden von ihm ebenso rücksichtslos als brüsk in einem zweiten Aufsatze „Für und wider die plattdeutsche Sprache“ (Nr. 10 p. 138—142) folgendermaßen dargestellt: „Lieber, entwickle Deine Harmonie zwischen Fleisch und Geist! — Esel, laß Dir nichts weißmachen! Weder Mittelalter noch Christenthum! Thu, was Deinem Fleich gelüstet, was Dir gut dünkt und Freuden macht! — Schlage der Obrigkeit, dem Pastor, dem Gutsherrn und wer irgend sonst etwas von Dir verlangen mag, Dir was lehren und befehlen will, das Deine Harmonie stört, das Dir nicht ansteht, ein Schnippchen oder etwas Schlimmeres . . . !“ Vergebens war die geharnischte Abwehr K. Gutzkow's in Nr. 6 des Litteratur-Blattes zum Duller'schen „Phönix“ vom 11. Febr. 1835: „Seit dem neuen Jahre erscheinen von meinem Freunde, dem Professor und Doctor Viktor Amadeus Huber, Mecklenburgische Blätter zum Besten der

Armen. Obgleich ihr eigentlicher Gegenstand die Pferdezucht ist, so soll doch zuweilen das edle Roß Pegasus in diese Schmiede genommen werden. Der Herausgeber wird auf die Poesie ein besonderes Auge haben und zum Besten der Ludwigslustigen und Parchimer Armen, der Armen von Dobberan, Rostock, Malchin und Gladow das sogenannte junge Teutschland flügge machen durch Widerspruch. Wir freuen uns, daß die Hippologie den Herausgeber nicht ganz von den schönen Wissenschaften abrufen wird, und beeilen uns, seine Zeitschrift nicht nur Pferdezüchtern, Stallmeistern und Bereitern, sondern auch allen Freunden des Schönen und Angenehmen gütigst zu empfehlen." V. A. Huber replicirte in dem ebenso kurzen als entschiedenen Aufsatze „Kritik, Witz und Freiheit des jungen Teutschlandes" (Nr. 16 p. 246 f.): „Wir sind, wir wollen es nicht verhehlen, dem Weinen näher wie dem Lachen, wenn wir bedenken, welche Verwirrungen, welche Verblendung, wie viel offene und geheime Sünden von allen Seiten seit 1812 zusammenkommen mußten, um einen Theil der deutschen Jugend, und zwar vielleicht den in vieler Hinsicht am reichsten begabten, in einen solchen Pfuhl von Verwilderung und Gemeinheit, zumal der politischen Bildung zu stürzen, wo die edle Freiheit in Gestalt einer Coulissenhure verehrt wird, während ein anderer Theil in handwerksmäßiger Geistlosigkeit allen Sinn, alle Fähigkeit für irgend eine Art von Freiheit, geschweige denn, für eine solche, wie sie dem deutschen Volksleben angemessen wäre, verliert und an nichts weiter denkt, nach nichts weiter trachtet, als nach einem Platz an der bureaukratischen Krippe; während endlich mancher Schlauere, Gewandtere sich gewöhnt, in jeden officiellen Ton mit allen Variationen und Phrasen philosophischer

oder religiöser Systeme, erheuchelter Ueberzeugung, ja Begeisterung einzustimmen.“ [1])

Menzels erster Angriff auf die junge Litteratur, der er zum Zeichen seiner Verachtung ihrer kosmopolitischen Tendenzen gerne den französirten Namen der „jeune Allemagne“ gab, erfolgte in Nr. 93 und 94 des Litteratur-Blattes vom 11. und 14. September 1835 bei Gelegenheit der Kritik des Gutzkow'schen Romanes „Wally, die Zweiflerin“ mit einer in allen Einzelheiten bedenklichen Taktik. Schon von E. Kuh [2]) wurde der „hybride Ursprung persönlicher Beweggründe“ hervorgehoben, welcher seine Feder zum Angriffe leitete. So griff er aus dem Gutzkow'schen Jugendwerke, welches die Kritik nach des Autors eigenem späteren Geständnisse nicht anklagen, sondern höchstens im Vollgefühle ihrer kälteren Vernunft hätte auslachen sollen, einzelne pikante Aeußerungen über Religion und Sittlichkeit heraus, stellte das untergeordnete sinnliche Moment des Romans als dessen Hauptgegenstand dar, und schob dem Verfasser, dessen Ansichten er mit willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenen Reflexionen seiner Romanfiguren identificirte, buchstäblich die Absicht unter, durch Unzucht und Gotteslästerung die Welt verbessern zu wollen. Mit gleichem oder vielmehr mit größerem Rechte hätte Menzel, [3]) wie Strodtmann sagt, die gleichzeitig erschienene

---

[1]) Für die Stellung Gutzkows zu B. A. Huber vgl. u. A.: Litteratur-Blatt (zum Morgenbl.) Nr. 218 vom 18. Nov. 1833; Nr. 8 vom 20. Januar 1834; Nr. 71 vom 11. Juli 1834.

[2]) Biographie Friedrich Hebbels I, 450.

[3]) A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke 2. Aufl. II, 163 f. wohl nach dem Litteratur-Blatt (zum „Phönix“) Nr. 2 vom 21. Januar 1835. S. 69 ff.

Novelle L. Tiecks „Eigensinn und Laune," diese höchst widerwärtige und rohe Kunstschöpfung, dieses Destillat einer raffinirten Verstandesreflexion, zum Gegenstande seiner Bußpredigt machen können.

Aber Börne gegenüber vermochte Menzel lange Zeit ein gewisses Gefühl instinctiver Hochachtung und Scheu nicht zu überwinden; er nahm ihn sogar bei verschiedenen Gelegenheiten gegen eine Gemeinschaft mit den Tendenzen der „jeune Allemagne" kräftig in Schutz. Während er noch am 14. und 16. December 1835, allerdings als letzten Beitrag aus der Feder Börnes, jene berühmte Kritik von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (XVI, 418—438) wißbegierigen Lesern seines immer mehr und mehr von scandalösen Ausfällen, sowie pöbelhaften Invectiven strotzenden Journales als wahre Oase darbot, äußerte er sich z. B. gerade in jenem berüchtigten Artikel, wo er die bereits gewonnenen Mitarbeiter der „Deutschen Revue" einzuschüchtern und zum Rücktritt zu zwingen strebte: „Börne? Trat er nicht erst kürzlich gegen Heines Frivolität auf? Dieser edle zürnende Geist sollte seine Purpurflammen im Koth der Wienbarg-Gutzkow'schen Unzucht ersticken wollen? Börne, der berühmte Goethefeind, sollte geschwind von Paris herbeieilen, um den Schatten „Goethes" „rächen" zu helfen, hinter dem sich die beiden Frankfurter wie Kinder verstecken? Hand in Hand mit Heine sollte er geschwind den neuen Goethe-Priestern in Frankfurt mit dem Schafglöckchen ministriren."[1])

Börne selbst hat seinem alten Freunde den Fehdehandschuh, wenn auch nach langem Zögern und unter dem Schmerzensruf: „Auch du mein Sohn Brutus?"

[1]) Litteratur-Blatt Nr. 115 vom 11. Nov. 1835 p. 458.

ins Antlitz geſchleudert. Konnte ſchon das bloße Erſcheinen der „Balance“ und das darin von Börne aufs Neue kräftig verfochtene Princip, zwiſchen den Nationalitäten zu vermitteln, Deutſche und Franzoſen unter dem Banner der Freiheitspartei zu verbinden, die ſtärkſten Bedenken des „Peter von Stuttgart“ (XV, 136) wachrufen, welchem bereits die Pariſer Nationalfarben, das Pariſer Freiheitsroth, die Quelle alles Verderbens war, ſo mußte ihn vollends die bereits im erſten Hefte der „Balance“ enthaltene herbe und treffende Satyre „Gallophobie de M. Menzel“ (XVII, 124 bis 143) in Verbindung mit einer im zweiten Hefte auftauchenden, ziemlich objectiven Beurtheilung der „Wally“ (XVII, 144—156) den letzten Reſt leidenſchaftsloſer Erkenntniß und Ruhe rauben.

Dies zeigt ſeine Antwort „Herr Börne und der deutſche Patriotismus“ in Nr. 37 des Litteratur-Blattes vom 11. April 1836: „Herr Börne gibt in Paris ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal heraus, la balance. Im erſten Hefte deſſelben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei geweſen ſei. Er ſagt aber kein Wort gegen den franzöſiſchen Patriotismus. Dieſen läßt er gelten. Nur gegen den deutſchen zieht er, ſelbſt ein Deutſcher, zu Felde und in welchem anderen Intereſſe, als in dem der Franzoſen? Was auch ſeine Abſicht dabei ſein mag, auf jeden Fall iſt ſeine Stellung eine ſchiefe. Man kann tauſend Gründe haben, gegen ſein eigenes Volk erbittert zu ſein, man kann Recht haben und das ganze Volk Unrecht und doch wird es ſich nicht ziemen, die Fremden dabei ins Intereſſe zu ziehen. Themiſtokles hatte größere Urſache, als ſie Herr Börne hat, mit

seinen Landsleuten unzufrieden zu sein, und doch gab er sich lieber den Tod, als daß er dem Perser gedient hätte gegen seine Landsleute. Ich glaube den Beweis zu geben, daß ich die Franzosen besser kenne, als Herr Börne ihnen glauben machen will, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, die Franzosen haben das feinste Gefühl für Nationalehre, und sie werden aus diesem Grunde, selbst wenn sie aus politischem Interesse den Angriffen des Herrn Börne auf sein eignes Vaterland ihren Beifall zollen, ihm doch ihre Achtung versagen. In ihren Bürgerkriegen haben sich die Franzosen für die politische Ehre allerdings ziemlich abgestumpft, und sich jeden Partheiwechsel, jeden Verrath verziehen, verzeihen müssen, weil der Schuldigen zu viele waren. Einem Franzosen aber, der in den Reihen der Fremden gegen sie focht, haben sie nie verziehen. Es waren deren auch immer nur wenige, und ein Franzose, der etwa gar den französischen Patriotismus für eine Narrheit erklärt hätte, wie Herr Börne den deutschen, ein solcher Franzose hat nie existirt, ist eine Unmöglichkeit. Ich vermuthe daher, man wird es in Paris gern sehen, daß Herr Börne gegen uns schreibt, aber man wird ihn nicht darum achten. Ich habe Herrn Börne immer für einen Mann nicht nur von tiefer Einsicht, sondern auch von edelm Charakter gehalten, und glaubte ihn in seiner jüngsten Entrüstung gegen die Frivolität Heines als solchen wieder zu erkennen. Das mag mich entschuldigen, daß ich ihm auch zutraute, er werde sich für die Verunglimpfungen, die er im Vaterlande erduldet, nur auf eine großmüthige Weise rächen durch patriotische Treue. Doch scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hinder-

niß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, sondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeschwatzt worden sei, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken. Wollten wir auch dies Princip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht bloß dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosenthum ausbreiten. Ist denn aber das Princip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? Und ist es wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sei? Im Gegentheil. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus eben demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welcher die Freiheit rettete oder wiedereroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiser-

despotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hierher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der soviel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräsident in seiner Vaterstadt figuriren, und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris sitzt und schreibt und die Geister der Helden versöhnt. Vaterlandsliebe ist die Mutter aller politischen Tugenden. Für das Vaterland handelt man immer schön, gegen dieses kann man immer nur freveln. Man nehme, welchen Vorwand man wolle, auch den heiligsten, immer wird es ein Frevel bleiben. Noch hat die Geschichte, jeden solchen Verrath, trotz jedes Vorwandes, gerichtet. Und nicht bloß, weil es eine Ehrensache ist, sondern auch weil die Erfahrung aller Zeiten beweist, daß auf Kosten der Nationalehre niemals ein wirklicher Vortheil erreicht worden ist. Die Freiheit muß auf dem eigenen Boden wachsen. Brachte man sie andern Völkern mit dem Schwerte, so war es nicht mehr Freiheit, sondern Unterjochung. Die römische Republik hat nur Sklaven geschaffen, und hat etwa die französische etwas besseres aus den Völkern gemacht, denen sie die Freiheit zu bringen prahlte? Herr Börne sagt, allerdings habe Napoleon die schlummernden Völker aufgestachelt und zu einer Nothwehr gezwungen, in welcher sie sich erst ihrer Kräfte bewußt worden seien. Dies ist sehr wahr, aber es spricht nicht

für Herrn Börne, sondern für uns. Es spricht nicht dafür, daß uns von Frankreich etwas Gutes kommt, sondern nur etwas Uebles, durch dessen Abwehr das Gute, das auf unserem eigenen Boden wächst, sich stählt und stärkt. Will Herr Börne sich nun zu denen gesellen, die uns in Frankreich neues Uebel bereiten, so sei er versichert, daß er Leute in Deutschland finden wird, die auch wieder jenem Guten neue Kraft geben. Je mehr er gegen den deutschen Patriotismus eifern wird, um so mehr wird er denselben hervorrufen. Wer das Glück hat, einer so großen Nation anzugehören wie die deutsche ist, der sollte sich wenigstens, bevor er sich von ihr lossagt, etwas genauer umsehen, um zu wissen, was er an ihr verliert, und was er durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnt. Herr Börne hängt durch Geburt, Sprache, Schicksale und Bücher auf's innigste mit Deutschland zusammen? Hier allein versteht man ihn ganz und vermag ihn ganz zu würdigen und zu ehren, wenn er diese Ehre nicht selbst verscherzt. In Frankreich wird man ihn immer nur als einen Renegaten benutzen und — nicht achten. Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie, und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Object anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negirt er es schlechtweg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negiren, eben so wenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren. Doch Herr Börne sucht außerhalb der deutschen Nationalität, was er innerhalb derselben zu finden verzweifelt, die Freiheit. Sie soll ihn für alles entschädigen, was er in Deutschland ver-

lieren könnte. Eine schöne Freiheit, ohne Vaterland! Doch, Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eignes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Lasterrepublik des neuetablirten jüdischen Hauses Heine und Compagnie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Monaten im Reformateur entrüstet angegriffen und wenn er sie auch im zweiten Hefte der Balance wieder in Schutz nimmt, so that er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt. Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugendrepublik noch die Lasterrepublik und auch nicht die constitutionelle Monarchie will, die er mit so viel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt? Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen werden schon dafür sorgen. Man muß nur diesen Bahn brechen in Deutschland, den Deutschen selbst alles deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswerth machen und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst

durch ein schmeichelhaftes Fraterniſiren, und dann, wenn gehörig vorgearbeitet iſt, durch die Invaſion. Bei dieſer ſchönen Rechnung wird aber nicht in Anſchlag gebracht, daß Frankreich gar nicht mehr im Fall iſt, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen. Frankreich iſt im Sinken, Deutſchland im Steigen. Es iſt wohl die traurigſte Täuſchung von der Welt, wenn man ſich jetzt noch immer einbildet, die franzöſiſche Revolution werde eine zweite durchaus vermehrte und verbeſſerte Auflage erleben, Frankreich werde das große Problem löſen, den politiſchen Stein der Weiſen finden, die jede Erwartung befriedigende allervortrefflichſte Verfaſſung gründen und, in der einen Hand das Schwert, in der andern den neuen Koran, die ganze Welt für die Freiheit erobern. Die Lage der Welt iſt eine ganz andere. Dinge, wie ſie vor vierzig Jahren in Frankreich geſchehen ſind, wiederholen ſich in demſelben Lande nicht zum zweiten Mal. Ein Supremat, wie es Frankreich unter beſonders günſtigen Umſtänden eine Zeit lang behaupten konnte, hört auf, ſobald dieſe Umſtände ſich ändern. Sie haben ſich aber geändert. Wer immer noch in dem alten Traum der franzöſiſchen Revolution lebt, überſieht ganz, daß die Reproduction der Zeit den Ort wie die Form gewechſelt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt, wie ſehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloſchen iſt, während ſie beinahe in allen Ländern Europas mächtig ſich regt. In dem ruhigen Entwicklungsgange der materiellen und geiſtigen Intereſſen in Deutſchland bereitet ſich eine weltgeſchichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinſt nur mit Lächeln auf die Leute herabſehen wird, die ſich mit rückwärts gedrehten Hälſen von der Illuſion des Franzoſenthums

nicht loszureißen gewußt haben. Daß dieſe Entwicklung vor ſich geht in der monarchiſchen Form und nicht in der republikaniſchen, in einer langſamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker ſie gar nicht begreifen. Aber die Franzoſen ſelbſt ſind nicht ſo fanatiſch, als die deutſchen Franzoſenfreunde. Sie ſehen beſſer, beurtheilen uns richtiger, und hüten ſich nur, das gefährliche Wort auszuſprechen. Es iſt gewiß, daß die einſichtsvollen Köpfe und beſten Patrioten in Frankreich ihrer eigenen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk blicken, von dem ſie wohl wiſſen, daß die nächſten Jahrhunderte ihm gehören werden. Je ſchwärzer Herr Börne die deutſchen Zuſtände malt, um ſo einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volke, das trotz der Cenſur eine Geiſteskraft und Geiſtesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Cenſur, eine ganz beſondere Bewandtniß haben, daß es unter ganz beſonders glücklichen Sternen geboren ſein muß. Ein unparteiiſcher Fremder, der alles lieſt, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutſchen mit der ſchwärzeſten Dinte geſchrieben hat, und der dann uns ſelber kennen lernt, und ein wackeres, in Wohlſtand blühendes, ſittenreines, in ſeiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in ſeiner conſtitutionellen Bildung langſam, aber ſicher reifendes Volk und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unſrer Geiſter in der Litteratur findet, der muß wiederholen, was einſt vor anderthalb Jahrtauſenden ein Römer von uns ſagte: „es iſt ein Wunder, wie die Deutſchen alles ſchon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühſeligſte Staatskunſt gelangen können.“

Das deutsche Volk hat das Schlimmste, was ihm nicht durch die fremde Gewalt, sondern vorzüglich durch eigne Schuld begegnen konnte, hinter sich. Es hat eine Katastrophe der Selbstvergessenheit, an der die größten Völker des Alterthums zu Grunde gingen, glücklich überstanden und blüht in einer neuen Gesundheit des Leibes und der Seele auf. Seine Kraft geht aber seinem Bewußtsein vorher. Es ist eher stark, ehe es weiß, daß es so stark ist. In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte, als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserem Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber deshalb kann ich auch nicht blind sein für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur. Erscheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar zu sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen. Wir sind, wie die Natur selbst, nicht umzubringen, nicht zu ermüden, aber auch nicht zu übereilen. Wir haben Zeit die Hülle und Fülle. Es kommt uns gar nicht darauf an, die Ungeduldigen todt zu ärgern und die schönen Früchte, erst wenn sie

reif sind, denen in den Schooß fallen zu lassen, die noch gar nicht geboren sind, an denen aber unser Patriotismus väterlichen Antheil nimmt. Wir schlagen die Blätter des großen Buchs, auf denen unsere Geschichte geschrieben steht, mit allem Bedacht um und lesen uns gründlich deutsch in die Zukunft hinein. Auch Börnes Name steht darin geschrieben. Wie konnte dieser Freund des liebenswürdigen und sanften Jean Paul doch so bitterböse werden, hör' ich unsere Urenkel fragen. Wenn er doch jetzt lebte, werden sie hinzufügen, um zu sehen, wie sehr er sich in der großen deutschen Nation getäuscht hat und wie reich wir sind, um ihm verzeihen zu können. Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden. Aus seinem sichern Versteck in Paris wirft er alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnen. Wir sehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, kann ihm wohl verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als Andere und es würde sehr ungerecht sein, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte. Er ist in Deutschland schwer beleidigt worden. Man hat ihm, wie er selbst erzählt, einmal in den Paß geschrieben juif de Francfort, und er hat geschworen, diesen Schimpf zu rächen. An wem? an dem brutalen Officianten, der den Paß ausfertigte? Nein,

an der ganzen deutschen Nation. Er hätte sich an Mendelssohn erinnern sollen, der eine ähnliche Beschimpfung auf die siegreichste Weise als wahrer Philosoph zurückwies und in der Achtung der Deutschen darum doppelt gestiegen ist. Aber Herr Börne verzeiht nicht und opfert den Ruhm der Großmuth dem kleinen Vergnügen der Rache auf. Er kann nicht anders. Er ist krank. Er wägt nun Deutschland auf seiner „Wage" und das Zünglein schlägt gewaltig auf die französische Seite. Gerecht wägt er nicht. Er hätte deshalb gar nicht wägen sollen. Es wäre ehrlicher von ihm gewesen, wenn er das Sinnbild der Gerechtigkeit auf dem Titel seiner feindseligen Schriften weggelassen hätte. Doch fordert er uns dadurch auf, auch ihn zu wägen. In die eine Schale fällt viel Verdienst. Nicht deswegen, weil er uns nicht lobt, ist sein Tadel immer ungerecht. Er tadelt uns einseitig, aber oft mit Recht. Seine bittern Vorwürfe dienen als Arznei für den kranken Theil unsrer übrigens gesunden Nation. Er ist ein nothwendiges Extrem, hervorgerufen durch ein entgegengesetztes. Hat man hier Alles gelobt, muß auf der andern Seite Einer auch einmal Alles tadeln, damit das Gleichgewicht hergestellt werde. Seine Angriffe stellen beinah unsre nationalen Tugenden auf die Probe. Desto besser. Und die andere Schale? Wir wollen nichts hineinlegen, als die Thatsache, daß er die Gerechtigkeit seiner eignen Sache und das Nützliche, was in seiner Weise, uns zu tadeln, etwa noch ferner für uns liegen konnte, aufs äußerste compromittirt hat. Er hätte die Fremden nicht ins Interesse ziehen sollen. Das ist die Saite, die Herr Börne nicht hätte berühren sollen. Durch diesen einzigen Zug verräth er einen Mangel an Edelmuth, der ihm unendlich schädlich ist, und der seinen

stachlichsten Waffen die Spitze abbricht. Einem Ueberläufer glaubt man nicht mehr, und wenn er mit feurigen Zungen predigte. So lange Herr Börne zu den Deutschen redete als Deutscher, nahm man den Tadel von ihm an, als ob er von einem finstern Cato käme. Aber die Geschichte hat uns nicht gesagt, daß Cato Censorinus zu den Karthagern übergegangen wäre und in punischer Sprache über die Römer geflucht, den Karthagern, jede schwache Seite der Römer gezeigt, sie gegen die Römer gehetzt hätte. Seit Herr Börne in Paris lebt, französisch schreibt, uns nur noch vor einem französischen Publikum beschimpft, und wenn seine Balance auch nur zwei Sous kostete, diese zwei Sous für die Beschimpfung seines Vaterlandes aus französischen Händen annimmt, seitdem hat Herr Börne das unschätzbare Recht, uns wie ein Cato tadelnzu dürfen, verloren."

Gegen diese voluminöse Anklageschrift zunächst wandte sich Börne mit der Schrift „Menzel, der Franzosenfresser", einem Meisterwerke der Satyre und vernichtenden Ironie. [1]) Nicht ohne Grund leitete er diesen fünfzehnten Band seiner „Gesammelten Schriften" mit den oft citirten, tief empfundenen Worten ein: „Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergriffe. Ach! sie glauben, ich schreibe wie die Andern, mit Tinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu

[1]) Vgl.: Litter. u. krit. Blätter der Börsenhalle Nr. 1333 vom 22. März 1837; Mitternachtzeitung Nr. 53 vom 3. April 1837. Der Gesellschafter Nr. 22 vom 8. Febr. 1837, Blätter für litt. Unterh. Nr. 49 und 50 vom 18. und 19. Febr. 1837.

ertragen. Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu summen. Wie fest sie schlafen und wie sie lächeln! So schlief Herkules nach seiner letzten großen That, so lächelt im Reiche der Träume, wer dort König ist. Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth schläft; da ist es ein Todesschlaf. Den Geist kann man wecken, daß er denke, aber nicht das stille Herz, daß es schlage, wo es zu schlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört. Jene Freunde sagten mir: Es thäte ihnen Allen so leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in sein Zeug gefahren und daß ich diesen Franzosenfresser hätte ungestört verdauen lassen. Ich erwiderte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist in Contumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glückes? Zu so edler Rache ist man nicht alle Tage gestimmt."

Und fast ebenso elegisch klang der Schluß: „Es möge Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Brust als auf meinen Unterleib sehen und seine abdominale Zärtlichkeit einem schönern Gegenstande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder dafür geltend machen möchte, ist die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unsern aber noch mehr thut als das; die ihn beschützt, seine Ehre und seine Seligkeit. Wer in dieser schnöden, pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund bleiben will, muß sich in Essig baden, um alle bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen von sich entfernt zu halten. Es gibt darum noch brave Leute genug, welche auch die saure Hand eines ehrlichen Mannes drücken und diese verstehen mich und lächeln mir."

Diese Schrift untergrub Menzels Stellung; es

folgten die Angriffe H. Heines, C. Spindlers, D. F. Strauß' u. A., welche den letzten Rest seines alten Nimbus zerstörten und den omnipotenten Kritiker unaufhaltsam jenem Looſe verfallen machten, welches aus andern Gründen einſt G. E. Leſſing durch ſeine Polemik dem damaligen Altmeiſter der deutſchen Litteratur, J. Chr. Gottſched, bereitet hatte. [1])

Damals correſpondirte Börne mit der Brodhagſchen Buchhandlung in Stuttgart wegen einer neuen Ausgabe ſeiner Schriften; ſie war ihm unter ſehr günſtigen Bedingungen angeboten worden und erſchien nach ſeinem Tode wirklich dort. Als aber der Chef der Firma an ihn das Anſinnen ſtellte, einige allzu heftigen Stellen aus ſeinen Schriften zu ſtreichen, lehnte er dieſs im Gefühle der alten ungebrochenen Ueberzeugungskraft ſofort ab: „. . . Was die Reviſion der alten Artikel betrifft, ſo verſtehe ich mich zwar dazu wegzulaſſen, was ich in litterariſcher Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck: „was einen bedeutenden Anſtoß finden könnte", zu unterdrücken, ſcheint anzudeuten, daß Sie darunter Mißfälliges in politiſcher Beziehung verſtehen. Gegen dieſe Zumuthung muß ich freilich proteſtiren. Ich werde dergleichen nicht auslaſſen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unſerm Vertrage es zur ſtrengſten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen." (XVII, 390.)

Nikolaus Lenaus aufkeimendes ebenſo großes als unglückliches Dichtergenie fand allgemeine Anerkennung. Der gigantiſche Schwung des „Fauſt" hatte die Kritik trotz der offenbaren Mängel in Erſtaunen geſetzt. [2]) Auch Börne

[1]) Etwas wie eine Erwiderung ſteht im Litteratur-Blatt Nr. 121 vom 30. Nov. 1840.

[2]) Nur Einer, vielleicht wiederum A. Rebenſtein, machte prin-

wurde von der Verlags-Buchhandlung ein Exemplar dieses Buches mit der innigen Bitte Lenaus (?) zugesandt, dasselbe in der noch erscheinenden „Balance" zu besprechen. Börne war anfangs damit einverstanden; als er aber das Buch gelesen hatte, glaubte er seine Absicht ändern zu müssen und schrieb an Aug. Lewald in Stuttgart[1]): „Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeigen, mit dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenaus Faust hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben ....."

Aus jener Zeit ist uns ein Schreiben an einen jungen Deutschen erhalten[2]), welcher sich an Börne mit der Anfrage gewandt hatte, ob er ihm wohl riethe, nach Paris zu kommen; es zeigt uns ebenfalls Börnes Charakter im schönsten Lichte:

Auteuil bei Paris, den 31. Mai 1836.

Mein lieber Herr!

Ich zögere nicht, Ihnen zu antworten, vielleicht aber werden Sie mir es nicht danken, daß ich schnell war, Sie zu enttäuschen. Ihre Jugendwehen begreife ich ganz, doch in meinem Alter erregen solche nicht Mitleid, sondern Neid, und wenn ich Ihnen Ihre Schmerzen gönne, so ist das ein untrügliches Zeichen, welchen herzlichen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme. Es kommen die Jahre, wo Wehen nichts bedeuten als Leibschmerzen, die

---

cipielle Opposition und sprach hartnäckig von einem „Kleinverschleiß mit großen Ideen."

[1]) Der Brief facsimiliert in A. Lewald's „Europa" Jahrg. 1837 II. Bd. p. 96 f.

[2]) Telegraph f. Dtschld. Nr. 92 Juni 1842 p. 365 f.

wir mit ekelhaftem Rhabarber beruhigen müssen. Sie sind noch weit von dieser trostlosen Zeit, und wer Zukunft hat, hat alle Schätze der Welt. Träumen Sie nur immer fort von Paris, wenn Sie dieser Traum glücklich macht, aber kommen Sie nicht hierher, Sie würden verlieren beim Erwachen. Zum Studiren ist für einen Deutschen Paris nicht der Ort, Paris ist sehr gut für einen Geist, der nichts braucht als Verdauung, die befördert wird durch die freie Luft und Bewegung, welche in Deutschland dem Geiste mangeln. Aber die Nahrung muß er schon eingenommen haben, die findet ein Deutscher von Ihrer Eßlust hier nur kümmerlich. In den französischen Hörsälen, in den Büchern wird alles oberflächlich behandelt, mit Ausnahme der Naturwissenschaften, die nicht in Ihrem Kreise liegen. Dem lebendigen Unterricht müssen Sie entsagen und sich an todten Büchern halten und zwar an deutschen und diese finden Sie hier nicht. Es giebt keine Leihbibliotheken, und die hier in großer Zahl wohnenden Landsleute sind entweder zu arm, sich deutsche Bücher zu kaufen, oder sie sind reich, und haben sich allem Vaterländischen entwendet. Stellen in Buchhandlungen sind hier nicht leicht zu erhalten, und um sie auszufüllen, gehört eine Fertigkeit im Französischen, die, wie Sie selbst sagen, Ihnen bis jetzt noch mangelt. Und dann würde Ihnen eine solche Stelle noch weit weniger Zeit zum Studiren übrig lassen, noch weniger als in Deutschland. Man hat hier wenige Feierstunden und gar keine Feiertage. Die Gehülfen in den Buchläden müssen bis Abends 10 Uhr im Comptoir sein und die Sonntage wie die Wochentage. Sie sagen, Sie möchten Ihr Glück nur sich selbst verdanken, keinem Menschen, Sie könnten nicht kriechen. Junger Mann, erfahren Sie von mir, daß

hier alles erkrochen wird, vom Bettlerpfennig bis zur Krone. Es ist darin schlimmer als bei uns. In Deutschland hat man bloß vor einem Fürsten, vor einem Minister, vor einem dummen Principal zu kriechen. Glauben Sie, daß es leichter falle, vor klugen Leuten zu kriechen? Nein, es ist schwerer, und man schämt sich um so mehr der Dienstbeflissenheit, wenn der Gönner fein genug ist, sie durchzuschauen. Fein aber ist hier Jedermann. Es gibt hier keine Freundschaft, keine Liebe, nicht einmal uneigennützige Gönnerschaft. Alles ist Tauschhandel, und die kleinste Gefälligkeit, die bei uns auch der eigennützigste Mensch unentgeldlich erzeigt, ohne Dank und Erstaunen annimmt, hat hier ihren fixen Preis. Nicht ein Lächeln haben Sie umsonst. Mit Ihrem ehrlichen deutschen Gemüthe erreichen Sie hier nichts, und wenn ja, dann um so schlimmer. Sein Glück machen und zugleich sein Glück verdienen, ist in Paris nicht möglich. Ein Spitzbube zu werden, ist für Sie zu früh, warten Sie, bis Sie vierzig Jahre alt geworden. Wenn wir Alten auch noch die Jugend zu Mitbewerbern hätten, dann wäre unser Loos gar zu traurig. Kommen Sie lahm, taub, blind nach Paris. Es gibt Leute, die Sie tragen, Leute, die Sie führen, Leute, die den Donner stehlen, sich Ihnen verständlich zu machen; aber kommen Sie nicht ohne Geld hieher. Sie glauben, Sie hätten entbehren gelernt; aber kann man das in Deutschland lernen? Was haben Sie denn dort entbehrt? Einem jungen, gesunden Magen schmeckt trockenes Brod so gut wie Fasanen, und die Jugend, die nach dem Himmel sieht, verliert nichts dabei, unter dem Dache zu wohnen. Was hat ein reicher Augsburger Bankier mehr als Sie? Pasteten, schöne Teppiche und Sorgen. Hier in Paris giebt es zahllose geistige

Genüsse, die aber alle theuer sind, ja selbst die sinnlichen sind so tückisch und kunstreich destillirt, daß man sie für geistige hält. So kann der bravste sittliche junge Mann, dem es an Vermögen fehlt, hier in ein lüderliches Leben gerathen, ohne daß er es wahrnimmt, ja er kann glauben, daß er sich edel betragen. Sie täuschen sich auch, wenn Sie denken, es würde Ihnen leicht fallen, in Paris nach einer Richtung thätig zu sein, Ihren Zweck unverändert vor Augen haltend. Hier ist das Leben eine Mode; die Menschen wollen morgen nicht mehr, was sie heute gewollt, und es gehört ein gefesteter Charakter dazu, wie ihn die Jugend nicht hat, um nicht nach der Mode zu leben, sondern nach umwandelbaren Grundsätzen. Vor Zerstreuung sichert nichts als die Müdigkeit und die Ungelenkigkeit des reifern Alters. Das edelste Geschäft ist hier der Müßigang. Auf den Gassen umherzuwandern, sich im Menschen-Meer zu baden, die Thorheiten und Verbrechen der Welt, wie Lust- und Trauerspiele mit verschränkten Armen aus gepolsterter Loge anzusehen, das ist ein angenehmes, würdiges und gottgefälliges Leben. Aber ohne Geld gibt es hier weder Gott noch Tugend. Bleiben Sie in Deutschland, sammeln Sie sich Kenntnisse, stärken Sie Ihren Charakter, erwerben Sie sich Geld (in diesem kalten Leben braucht selbst die Ananas des Mists) und dann gehen Sie, wohin Sie Gott ruft. Verzeihen Sie mir, daß ich nicht mit Ihnen nach Ihren Wünschen gesprochen. Ich habe Ihnen wenig dadurch entzogen; an jedem Glücke bildet der Wunsch den größeren und besseren Theil. Der bleibt Ihnen."

Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börnes Körperzustand so sehr, daß er seinen medicinischen Experimenten, den geliebten Oertel'schen Kalt-

waſchungen und dergleichen, welche er vielleicht bis zum ſchädlichen Uebermaße angewendet hatte, entſagen mußte. Dr. Julius Sichel (geb. 1802, geſt. 11. Nov. 1868) aus Frankfurt und mit ihm ganz zuletzt ein anderer junger Landsmann Dr. Hörle behandelten ihn. Aber es war ſchon zu ſpät. Die damals in Paris herrſchende Grippe gab den erſten Anſtoß zu einem Leiden, das ſich jetzt als unheilbare Bruſtkrankheit, Schwindſucht, ausbildete. Nur zwei Tage hütete er das Bett; aber ſchon früher hatte er die vollkommene Gewißheit des nahenden Todes, dem er mit philoſophiſcher Geiſtesruhe und gläubiger Ergebung entgegenſah. Als ihn Dr. Sichel fragte, ob er etwa einen ſchlechten Geſchmack habe, war ſeine Antwort: „Gar keinen, wie die deutſche Litteratur.“ — — Als Dr. Hörle glaubte, ihm ein gewünſchtes Arzneimittel mit Rückſicht auf ſeine zunehmende Schwäche verweigern zu müſſen, ſchwieg er eine Weile und ſagte dann: „Geben Sie die Medicin auf, es iſt doch gar nichts mit ihr, Sie tappen dabei immer im Dunkeln herum.“ [1]) Als am 12. Februar der letzte Augenblick immer näher kam, umſtanden ihn ſeine nächſten Freunde, Herr und Frau Salomon Strauß, Dr. Hörle und der treue Conrad mit thränendem Auge. Ein Lichtſchirm, den man, um dem Sterbenden Schatten zu geben, vor's Licht geſtellt, fiel, ohne daß Jemand ſich in der Stube gerührt hatte, vom Kamin herab. Nachmittags drei

[1]) „Börne. Die letzten Tage ſeines Lebens. Sein Tod. Sein Begräbniß“ in Nr. 42 der „Zeit. f. d. eleg. Welt“ vom 28. Febr. 1837 vgl. F. Backhaus, L. Börne in ſeinem litt. Wirken 1837 S. 174 ff. Das hochintereſſante Teſtament Börnes (Frankfurt, 5. Mai 1830) iſt abgedruckt in der „Frankfurter Zeitung“ vom 5. Mai 1886 Nr. 125 B.

Uhr sagte er zu seiner Freundin Madame Strauß: „Machen Sie die Vorhänge auf! Ich möchte gern die Sonne sehen.“ Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette auf. Dann wollte er Blumen haben. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Genfer Spieldose hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne tot.

Die Nachricht seines Todes verbreitete Trauer und Schmerz unter den zahlreichen Verehrern des edlen Mannes; selbst seine Feinde waren tief erschüttert. Sämmtliche Journale, ohne Unterschied der Parteischattirung, erschöpften sich in ebenso ehrenden als warm empfundenen Nekrologieen. [1]) Man verabredete eine Leichenfeier, die des Verstorbenen würdig war, einfach und doch von Liebe und Schätzung zeigend. Ein langer Trauerzug von Freunden, Verehrern und Gleichgesinnten, fast ausschließlich Deutschen, ehrte hinlänglich sein Andenken und sich selbst. Der Zug bewegte sich am 18. Februar von der Rue Lafitte aus über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise.

---

[1]) Vgl. u. A: Litt. u. Krit. Blätter der Börsenhalle Nr. 1357 und 1358 vom 17. u. 20. Mai 1837; der Gesellschafter Nr. 35 vom 3. März 1837; Morgenblatt Nr. 59 vom 10. März 1837; Zeitung für die eleg. Welt Nr. 45 von 4. März 1837; Bätter f. litt. Unterh. Nr. 69 vom 10. März 1837, Ein Necrol. aus der Feder H. Klenke's (Worosdar) („Unser Planet“ Nr. 61. Jahr. 1837 ist mir nicht zugänglich.

Hier angelangt trugen die nächſten Verwandten des Dahingeſchiedenen den Sarg zur Ruheſtätte. Feierliche Stille, ein unbeſchreiblicher Ernſt bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle dieſes mächtigen Geiſtes aufnahm.

J. Venedey, damals ſchon politiſcher Flüchtling, und Berly, ein in Frankfurt etablirter Kaufmann, ſagten einige ergreifende Worte. Dann trat Raspail hervor und ſprach franzöſiſch ſeine enthuſiaſtiſche Grabrede oder vielmehr, wie ein deutſcher Beurtheiler treffend ſich äußerte: „Raspail ſetzte ſich ſelbſt ein Denkmal in der Grabrede auf den deutſchen Freund und Strebegenoſſen.“

Die Leiche ruhte in drei Särgen, zwei eichenen und einem bleiernen, letzterer (soudé, verkittet) zwiſchen den beiden andern. Man hatte den beſten Platz gewählt, welche ſich auffinden ließ, doch war die Beiſetzung nur proviſoriſch, wie auf dem Père Lachaiſe üblich bei Leichen, die ein Denkmal erwarten. Der große Bildhauer Pierre Jean David d'Angers hatte ſich aus Verehrung für Börne freiwillig zur Ausführung des Denkmals erboten. Am 5. November 1842 wurde die Verſetzung des Sarges von der proviſoriſchen Stelle nach dem Platze vorgenommen, wo ſich jetzt das Denkmal befindet. Eine ſtumpfe Pyramide von polirtem Granit auf einem Unterbau von gelbem Sandſtein bezeichnet Börnes Ruheſtätte. Am obern Theile derſelben ſteht in einer Niſche ſeine Büſte, von David modellirt, von Richard und Eck in Erz gegoßen. Am unterſten Theile erblickt man ein Bronzerelief, Frankreich und Deutſchland, allegoriſch darſtellend, wie die Freiheitsgöttin beider Hände in einander legt. Auf den ſchmalen Seiten der Pyramide

lieſt man links die Namen Voltaire, Rouſſeau, Lamennais, Beranger; rechts die Namen Leſſing, Herder, Schiller, Jean Paul. Ueber die Büſte heißt es in einem ſpäteren Berichte: „Zum Leitſtern bei dieſer Arbeit hatte der Künſtler nur ſein eigenes Gedächtniß und ein von M. Oppenheim gemaltes Bildniß Börnes. Eine tiefere Individualiſirung und Beſeelung war daher wohl nicht zu erwarten und wir dürfen uns ſchon zufrieden geben, daß wenigſtens die Aehnlichkeit im Allgemeinen erreicht und heraus zu kennen iſt. Ich möchte den Kopf mehr idealiſirt als ähnlich nennen. Das vorſtehende, ſpitzauslangende Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu ſchaffen; mehr der Wahrheit und Natur gemäß iſt der feingeſchnittene Mund — ein auszeichnender Zug in dem Geſichte Börnes — welchen, wenn er zu heiterem Geſpräch ſich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umſchwebte. Doch der Ausdruck poetiſcher Wemuth, welchen David in ſeiner Büſte als vorherſchenden Zug hervorgehoben, iſt mir nur in ſeltenen, vorübergehenden Momenten an Börnes ſcharfgezeichneter, ſtreng zuſammengefaßter, männlicher Phyſiognomie aufgefallen, in der Feſtigkeit des Charakters und große Klarheit des Sinnes als die hervorſtechendſten Züge heraustraten. Sein Kopf verrieth beim erſten Anblick nicht den vollen Puls der humoriſtiſchen Ader, noch den reichen Brunnen der ſchönen, ſinnigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unverſieglich aus den Tiefen dieſes wunderbaren Herzens und Geiſtes aufſprudelte; der Schalk ſteckte in ihm zu tief, als daß er ſich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Geſichts hätte zeigen ſollen. Vermiſſen wir auch alle dieſe feinern Bezüge in der Büſte Davids, ſo ver-

dient doch die treffliche, fleißige Arbeit lobende Anerkennung.“ [1])

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begebnisse, die Börnes Leben bildeten, ist eine gewisse Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters unwillkürlich verflochten. „Die Akten über diesen Schriftsteller und Charakter,“ sagt Arnold Schloenbach [2]) treffend, „sind zwar noch nicht geschlossen, aber der Abscheu wie die Vergötterung von früher haben doch schon einer ruhigeren Betrachtung Raum machen müssen. Man erblickt in ihm — politischer Seits — nicht mehr den blutdürstigen Robespierre der Feder und den Schmäher deutscher Ehre und Nationalität; aber auch nicht mehr den Apostel der allein seligmachenden Freiheit und den Verkünder politischer Weisheit. Man erblickt in ihm — litterarischer Seits — nicht mehr einen litterarischen Sansculotten, einen kaustischen Witzmacher, einen system-, plan- und stylosen Feuilletonisten, aber auch nicht mehr den Begründer einer neuen Litteraturepoche, den Schöpfer bedeutender Werke, den Beherrscher eines neuen Systems und Styls. Man erblickt in ihm — individueller Seits — nicht mehr den verbissenen, verbitterten, boshaften, sich persönlich rächenden Juden; aber auch nicht mehr das Musterbild eines großen und gewaltigen Charakters; den erhabenen Märtyrer einer ewigen Menschheitsidee. Man betrachtet ihn als eine ebenso originelle und merkwürdige als bedeutende Erscheinung, in der Politiker, Kunstkritiker, Schriftsteller und Charakter so ganz und gar in Eins verschmolzen und

[1]) Blätter für litt. Unterhaltung Nr. 238 vom 26. August 1842.

[2]) Bibliothek der deutschen Classiker. Hildburghausen 1864 25. Bd. p. 11 f.

zwar so durch und durch subjectiv waren, daß man ihn eben nur im Ganzen und Vollen betrachten und würdigen kann. Er ist nicht zu messen nach dem Maßstab dogmatischer Begriffe über Politik, Kunst, Aesthetik und Ethik; er kann nur an sich selbst gemessen werden; als eine einzige, nur in sich dastehende und beruhende Erscheinung; als eine Art Elementarnatur. Er hat nach allen Richtungen seines Wirkens hin das Wunderlichste und Barockste, wie das Tiefste und Bedeutendste; das Einfältigste wie das Genialste; das Ungezogenste, ja Häßlichste wie das Edelste und Zarteste; das Trivialste wie das Kühnste und Entschiedenste ausgesprochen. Er hat es nie zu einem eigentlichen Werke, zu einem schöpferischen Ganzen, nicht einmal zu einem konsequenten Gedankengang gebracht; es ist bei ihm Alles nur aphoristisch, ja journalartig, epigrammatische Piratie; aber doch sind seine gesammelten Schriften gesammelte Thaten, die nicht allein furchtbar und fruchtbar wirkten für ihre Zeit, sondern auch noch für viele Zeiten einen seltenen Schatz bewahren. Er schuf nicht einen neuen Styl und wir haben erfahren, wie wenig es nützte und wie viel es schadete, wo seine Schreibart nachgebildet wurde; aber für ihn selbst, für seine eigenartige Subjectivität war sein Styl von einem Glanz und einer Genialität, von einer Kraft und Wucht, wie wir es selten in einer Litteratur finden. Er war als Charakter vielfach bestimmt durch Erinnerungen an das Ghetto seiner Geburt und Jugend; durch den grausamen Fluch, den die sogenannte „christliche Liebe" auf das schmerzlich brennende Haupt seiner unglückseligen Glaubensgenossen warf; bestimmt durch mancherlei Capricen, Schrullen und Stimmungen, durch seinen Körper, wie durch mancherlei

Anforderungen, die er an einen wohligen nnd behaglichen Comfort des Lebens ſtellte; aber Güte, Sanftmuth und Edelmuth, Nobleſſe und Großherzigkeit, tiefſte Wärme und höchſte Begeiſterung trugen doch im Ganzen den Sieg davon; waren doch die eigentlichen Triebfedern ebenſo ſeines großen Wirkens wie ſeines Fehlens und Leidens."

Börne war eben kein Wegweiſer nnd kein Vorbid auf der Heerſtraße unſerer Litteratur; aber ein Markſtein wird ſein Name ſtets bleiben, noch fernen Zeiten kündend, welch ein Mann und welch ein Geiſt der Träger dieſes Namens geweſen, ein Mann, deſſen ganzes Leben durchglüht war von der einen großen weltbeherrſchenden Idee, dem Phantome der Freiheit, ihr würdiger Prieſter ſein Leben lang. Die deutſche Litteratur beſitzt in ihm keinen Dichter, keinen Künſtler, doch einen Autor von Leſſings Schärfe und Klarheit und Lichtenbergs Witze, der die Luft reinigen half von dem Kolophondiumdunſt der romantiſchen Blitze. Und ſo werden auch die Herren Moraliſten, an ihrer Spitze die Börne-Poeten E. Ortlepp, L. Köhler, Th. Creizenach, Fr. v. Salett und Karl Beck, beim Ende dieſer Hiſtorie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der ſüße Troſt, derſelben als Nutzanwendung die Worte F. G. Kühnes anhängen zu können: „Und doch gibt es im Reiche des Geiſtes keine verlorene Arbeit, keine vergebliche Mühe, ſelbſt die bloße Gymnaſtik iſt folgenreich."

„Im Ganzen — haltet euch an Worte
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein."

Anhang.

I. Geschlechtstafel der Familie Baruch-Börne.

Simon in Oebheim.

Baruch Simon, gest. 6. October 1802, verm. mit Reiz Löw, Tochter des Rabbi Löw in Mergentheim.

Moses Simon, gest. 7. October 1789, verm. mit 1) Nani, Tochter des Rabbi Löw in Mergentheim u. Schwester der Frau des Rabbi Abraham Broby in Mergentheim; 2) Bele, Tochter des Reb Aaron in Aub.

Isaak Simon,

Jacob Baruch in Frankf. a. M., geb. 1763, gest. 19. April 1827, getr. am 22. Aug. 1781 mit Julie (Gurly) Gumpertz, geb. 1762, gest. 10. April 1838.

Mordechai modo Baruch in Halle in Frankf. a. M., geb. 1765, gest. 1 Dec. 1837.

Herz Baruch in Basel oder Deutz a. Rh. (?)

Simon Baruch in Bonn.

Isaak Baruch in Kochendorf.

(Zehn Kinder, u. A.)

3. Josef Tannenbaum in Laupheim, geb. 1759, gest. 9. Oct. 1839 (Sohn: Simon Tannenbaum, geb. 21. Aug. 1790, gest. 10. Mai 1876), 10. (aus 2. Ehe) Morle, geb. 1784, gest. 7. Oct. 1823, vereh. mit Moses Leeb Sulzbacher, geb. 1771, gest. 12. Mai 1854. (Sohn: David Sulzbacher, geb. 25. Juli 1813, gest. 16. Juni 1887.)

Simon Jacob Baruch (modo Börne) geb. 14. Nov. 1782, gest. 24. März 1856., getr. 1) am 16. Nov. 1803 mit Zemire Wertheimer, geb. 1778, gest. in Aschaffenburg, geschieden am 19. September 1819. 2) am 29. März 1827 mit Sophie Ullmann, geb. 29. Mai 1803.

Amalie (modo Marianne) Baruch, geb. 16. Dec. 1784, gest. 16. Jan. 1860, getr. 16. Nov. 1801 mit Beer Salomon Spiro in München, geb. 11. Mai 1770, gest. 19. Mai 1847.

Löb (modo Ludwig) Baruch, geb. 6. Mai 1786. zur ev.-luth. Kirche übergetr. 5. Juni 1818, gest. 12. Febr. 1837.

Philipp Jacob Baruch (modo Börne), geb. 31. Mai 1789, gest. 12. Mai. 1852, getr. 12. April 1829 mit Theresia Spiro, geb. 24. Aug. 1809, gest. 18. Mai 1847.

Salomon Baruch, geb. 16. Juli 1792, gest. 15. Februar 1806.

Jacob Börne, geb. 30. Nov. 1830.

Augusta Börne, geb. 30. Nov. 1830, getr. mit Bensen in Paris.

William Bensen (modo Börne), Schriftsteller in Paris.

(vierzehn Kinder, u. A.)

2. Ludwig, Dr., geboren am 16. Jan. 1806, gest. 10. Sept. 1837 (ledigen Standes, Christ).

Rosalie Börne geb. 16. Jan. 1830, getr. mit Honig in New-York.

Jacob Philipp Börne, geb. 26. März 1832.

Emma Franciska Börne geb. 27. Dec. 1833. getr. 8. Dec. 1857 mit Adolph Mayer in Genf.

II. Ueber den Geburtstag Börnes.

Das Verdienſt, den Geburtstag Börnes richtig geſtellt zu haben, gebührt Hrn. Elias Ullmann, Actuar der israelitiſchen Cultusgemeinde in Frankfurt a. M., in dem Aufſatze „Ueber L. Börnes Geburtstag“ (Mitth. III 288—290). Danach beſtehen als die einzigen noch vorhandenen Urkunden über die Geburten der Frankfurter Israeliten in der Zeit von 1748 bis 1805 die Hebammenbücher, ſehr kurze Aufzeichnungen, welche die jeweilige Gemeinde-Hebamme bei der Geburt eines Kindes machte. Das zweite dieſer Hebammenbücher umfaßt den Zeitraum von 1780—1798, enthält alſo auch das Geburtsjahr Börnes Leider fehlt in dieſem Buche ein ganzer Bogen (4 Seiten) und mit ihm gerade die geſuchten Aufzeichnungen vom 11. April bis 13. Juni 1786. Indes hat Börne ſelbſt deutlich den 6. Mai als ſeinen Geburtstag angegeben; erſtens ſchreibt er in dem „Teſtamente der Zeitſchwingen“ (Zeitſchwingen Nr. 74 vom 15. Sept. 1819, p. 297; G. S. IV, 42): „Erſt geſtern ſagte ich mit thränenden Augen, ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 ſanft geſtorben, ſtatt daß ich an dieſem Tage erſt geboren bin“, und zweitens unterzeichnet er ſich (N. A. XI, 102; N. A. XI, 109) in der Zuſchrift an die Frankfurter Freimaurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe“ vom 18. October 1808 eigenhändig als „Ludwig Baruch, Doctor der Philoſophie, geboren zu Frankfurt a. M., den 6. Mai 1786, ledigen Standes.“

Dieſen deutlichen Angaben widerſpricht eine andere Stelle (N. S. VI, 304), an welcher Börne ſagt: „In der erbärmlichen Beſchaffenheit des Leibes und Geiſtes, kam ich am jüngſtverfloſſenem 22. Mai, meinem fünf-

zigsten Geburtstage, nach einer schlaflosen Nacht, blaß und zerstört zum Frühstücke"; vielleicht aber ist dieser Widerspruch nur ein scheinbarer, denn wie mir der Erbe und gegenwärtige Besitzer von Börnes handschriftlichem Nachlasse, Herr Dr. G. Schnapper-Arndt auf Grund einer Vergleichung mit dem Original gütig mittheilt, hat Madame Wohl-Strauß hier wie überall für das handschriftlich überlieferte Datum 6. Mai: 22. Mai gesetzt; der Grund für eine solche Aenderung ist Herrn Dr. Schnapper-Arndt nicht bekannt, und doch scheut man sich anzunehmen, daß Madame Wohl diese ausgezeichnete Kennerin Börnes, willkürlich geändert hätte. Jedenfalls war es ihre feste Ueberzeugung, Börne habe am 22. Mai 1786 das Licht der Welt erblickt, denn auch in einem Schreiben an den Verwaltungsausschuß der Mozartstiftung in Frankfurt (24. Februar 1840), welches das Geschenk eines Manuskriptes aus Börnes Nachlasse begleitete, ersucht sie „den Ausschuß beide Geschenke, sowohl das der Handschrift als den Geldbeitrag, in den Stiftungsbüchern auf den 22. Mai dieses Jahres einzutragen, weil Börne am 22. Mai 1786 geboren war." (H. Weismann, Blätter der Erinnerung Frankfurt a/M. 1863 p. 47.)

III. Zu S. 12 und 13.

Die beiden Inschriften auf dem Friedhofe zu Balbach-Mergentheim lauten in wortgetreuer Uebersetzung:

„Es ist der berühmte, ein Vornehmer und Großer in Israel, ein schlichter, edelsinniger und gottesfürchtiger Mann, Herr Baruch aus Mergentheim. Der Herr beschütze ihn. Gesegnet war er bei seinem Kommen und gesegnet bei seinem Hinscheiden, denn am Ausgange des Versöhnungstages ist sein Licht erloschen. Dies ist für ihn ein günstiges Vorzeichen. In seiner echten Frömmig-

keit besuchte er Früh und Abends das Bethaus, welches er nebst den heiligen Thorahüllen dem Himmlischen aus eigenen Mitteln gewidmet hat. Das Gotteshaus und die Gottesfurcht galten ihm mehr als Reichthum. Nicht vernachlässigte er seine Pflicht, wenn ihm das Geschick freundlich lächelte, und strebte niemals nach vergänglichen Gütern. Wenn der Herr die Thränen von jeglichem Angesichte löscht, dann wird er mit Jubel erwachen mit den übrigen Frommen Israels in Gemeinschaft der Frommen im Paradiese. Er starb am Ausgange des Versöhnungstages 563 der kleinen Zahl. Seine Seele sei einverleibt dem Bunde des Lebens."

Von der zweiten sind nur mehr einige Zeilen lesbar, welche übersetzt besagen: „Hier ist begraben Moses, der Sohn des Herrn Simon . . . . . Er starb am vierten Tage der Woche, am ersten Halbfeiertage des Laubhüttenfestes im Jahre 550 der kleinen Zahl. Seine Seele sei einverleibt dem Bunde des Lebens . . . . ."

IV. Börne und die Zeitschrift „Germanien" (S. 69).

Prof. Crome hatte den Abdruck der Erstlingsschrift Börne's „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebietes" in seiner Zeitschrift „Germanien" mit folgenden, auch bei Gutzkow (p. 268) abgedruckten, empfehlenden Worten begleitet: „Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Facultät, unter mehreren Probeschriften, von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt am Main übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doctorwürde erhielt. Sie wurde damals gleich zum Druck bestimmt, da sie von

den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameralwissenschaften mit dem glücklichsten Erfolge studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowohl, als Hr. Dr. Baruch selbst, werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und Letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehreren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken. Dr. Cr."

Was diese weiteren Beiträge Börnes anbelangt, so enthält in der That zum Mindesten das zweite Heft der mit dem vierten Bande bereits eingegangenen Revue (Jahrg. 1811 p. 345 ff.) einige, bisher wohl übersehene „Aphorismen." [1]) 1. Die Deutschen haben unter allen Nationen am meisten philosophirt, das kömmt daher, sie haben am wenigsten gelebt. 2. Alle Wissenschaft ist Wissenschaft des Rechts. Die Theologie ist die Lehre von den Verhältnissen zwischen dem Menschen und der Gottheit. Die Medizin lehrt die Verhältnisse der Menschen zur Natur. Jurisprudenz ist die Lehre von den Verhältnissen der Menschen unter sich. Die Philosophie endlich, lehrt das Verhältniß der Idee zur Realität. 3. Die Deutschen haben drey Dinge zu viel und drei Dinge zu wenig. Sie haben zu viel Moral, zu viel Oekonomie und zu viel Gelehrsamkeit. Hingegen haben sie (im Allgemeinen) zu wenig Witz, zu wenig Geschmack und zu wenig Lebensart. 4. Im menschlichen Organismus unterscheiden wir drey Reiche, das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen fesselt uns an die Erde, das Herz verbindet uns mit den Menschen, und durch das Gehirn hängen wir mit dem ganzen Weltall zusammen. 5. Schmidts Ge-

[1]) Zu leichterer Uebersicht habe ich sie numerirt.

schichte der Deutschen ist eine würdige Copie der Nation, deren Geschichte darin beschrieben wird, ganz so chaotisch, ohne Kraft, ohne Einheit und aus Mangel an Vaterlandsliebe, voller Cosmopolitismus. 6. Die Deutschen haben zwar vielen körperlichen Muth, aber zu wenig Geistestapferkeit. Sie haben den Muth nicht, witzig zu seyn, sie haben den Muth nicht, mit ihrer Sprache vertraut umzugehen, und blos aus Bescheidenheit verstecken sie sich hinter die Moral. 7. Auf dem westphälischen Friedenscongresse zu Münster beklagte sich eine französische Herzogin über die Langeweile. Der Gesandte eines deutschen Hofes rieth ihr, sie möchte zum Zeitvertreib die deutsche Sprache lernen. Wollte Gott, daß wir über diese Geschichte lachen dürften. 8. Die Geschichte unseres Vaterlandes scheint seit anderthalb tausend Jahren keine andere Absicht gehabt zu haben, als Deutschland zu erziehen. Hätte die Lehrmeisterin nicht mehr Geduld gehabt, als der Lehrling Fassungskraft, sie würde den ungeschickten Zögling schon längst aufgegeben haben. 9. Manche Menschen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher giebt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen zu gebären, weil man die Gedanken beyder Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll. 10. Die Jungfrau Europa, die Erzkokette, hat sich bekehrt; sie hat plötzlich alle ihre Liebhaber abgedankt, und ist in den heiligen Ehestand getreten. Ihr Gemahl ist strenge und eifersüchtig, und wird wohl schwerlich erlauben, daß man ihr nach der Hochzeit noch die Cour mache. 11. Ein Deutscher wird verlegen, wenn man ihn über einen witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes erröthet er bey den buhlerischen Küssen der Phantasie. 12. O denkt einmal, wenn die Erde ihren Verstand verlöre, was

die rasen und toben würde! 13. Ein jeder spielt seine Rolle in der Welt; wie man sie spielt, ist so bedeutend eben nicht, man darf nur das Stichwort nicht vergessen, um zu wissen, wenn man auftreten soll. 14. Auch die Geschichte hat ihre Temperamente, die neueste ist cholerisch. 15. Muth ist die Virtuosität der Ernährung, Heroismus ist die Virtuosität des Wachsthums und Genialität ist die Virtuosität des Zeugens. 16. Verlegenheit ist derjenige Zustand des Bewußtseyns, wobei die bisherige Relation zwischen dem Ich und der Außenwelt aufgehoben, und in eine fremde Lage gesetzt wird. Dieses bringt ein Schwanken des Bewußtseins hervor. — Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist. 17. Wer in jedem Momente die Individualität seines Geistes zu behaupten weiß, der besitzt Geistesgegenwart. 18. In jedem wohlorganisirten Staate muß jedes Glied abhängig vom Ganzen seyn. Darum sollten darin keine Bettler und keine Philosophen geduldet werden, denn beide sind frey, die erstern, weil sie nichts zu verlieren haben, die andern, weil sie nichts zu gewinnen haben. 19. Es ist dieselbe Lebenskraft, die den Geist bewegt und den Leib. Sie fluthet immerwährend, zwischen beiden hin und her. Wie aber das Gewässer der Schwerkraft folgt, und eher die Tiefe ausfüllt als die Höhe, so wird auch die Lebenskraft sich williger dem Leibe ergeben, als dem höheren Geiste: wenn sie nicht der Mensch mit Bewußtseyn und Kraft zu letzterem hinaufzieht. 20. Die Sitten sind für den Geist, was die Kleider für den Leib sind. 21. Es giebt gewisse — nur gar zu viele — halbe und dreyviertels Menschen, welche in der Welt mehr gelten, als sie werth sind. Das kömmt daher, weil die blödsinnige Menge die Zähler und die Nenner

jener gebrochenen Seelen für ganze Zahlen hält und sie addirt; durch welche falsche Rechnung natürlich eine große Summe herauskommen muß. 22. Die jüdische Nation gleicht einer egyptischen Mumie, die ohne Leben den Schein des Lebens trägt, und als Leiche doch der Verwesung widersteht.

Von diesen Aphorismen sind nur die Nummern 9, 11, 16, 21 in Börnes Sammlung der „Fragmente und Aphorismen" (VI, 20, 43, 137) übergegangen. [1])

V. Unbekannte Aphorismen Börne's. (S. 70).

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte Prof. Dr. Ludwig Geiger in der Berliner „Gegenwart" (XXV, 216 f.) sechzehn resp. elf bisher unbekannte Gedankenspäne L. Börnes aus Nr. 77 der „Gemeinnützlichen Blätter für das Großherzogthum Frankfurt und dessen Umgebungen" vom 28. Juni 1811. Geiger hat dabei übersehen, daß noch

---

[1]) Die Aenderungen seien verzeichnet; es heißt in Nr. 9 statt zu gebären: hervorzubringen; in Nr. 11 statt Ein Deutscher: Der ächte Deutsche; Nr. 16 lautet in den Schriften (VI, 137) ganz kurz: „Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist." Auch Nr. 21 ist gekürzt und lautet jetzt: „Es giebt Dreiviertels-Menschen, die in der Welt mehr gelten, als sie werth sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addirt." Die Nummern 4, 12 und 14 finden sich als „Mittheilungen aus dem Nachlasse Börnes" im „Gedenkbuche zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt a. M. am 24. u. 25. Juli 1840" p. 197 f. fast ohne jede Veränderung wieder abgedruckt, nur heißt es dort, statt „den Menschen und" dem Menschen; statt „mit dem ganzen Weltall" „mit der Sonne"; Nr. 4 ist überdies aus dem „Gedenkbuche" aufgenommen in M. R. II, 161 f. und G. S. XVII. p. 309.

folgende vierzehn „unbekannte" Aphorismen Börnes in derselben Zeitschrift (Nr. 69 vom 9. Juni 1811, p. 278 f.) zu finden sind. 1. Die Weiber sind am gefährlichsten, wenn sie nachgeben und ihr Unrecht bekennen. Sie schnellen, wie die Parther, fliehend ihre Pfeile ab. 2. Manche Systemfabrikanten gleichen jenem Barbaren, der seine Schlachtopfer ausdehnte oder verstümmelte, bis sie in sein eisernes Bett paßten. 3. Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist. 4. Es giebt Dreiviertelsmenschen in der Welt, die mehr gelten, als sie werth sind. Das kömmt daher, weil die blödsinnige Menge Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addiret. 5. Es ist leicht, den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen. 6. Die Menschen sind so gewöhnt, überall Heuchelei und Verstellung zu suchen, daß Offenherzigkeit zur täuschenden Maske wird. 7. Man hat sehr Unrecht, zu behaupten: unsere moderne Erziehung sey eine unnatürliche. Nie gab es eine Zeit, wo man die Sache mehr dem Himmel und der Natur überließ. 8. Was die Fenster an einem Gebäude, das sind die Philosophen in der bürgerlichen Gesellschaft. — Man bittet die Leser, das Gleichniß weiter auszuführen. 9. Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht grimassiren. Freund Hein hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen. — Seitdem das Pulver erfunden, haben die Menschen verlernt, menschlich zu sterben, und man kennt die Kunst nicht mehr, das Leben durch den Tod zu erziehen. 10. Verläumder gleichen den Windbüchsen; man hört nicht, man sieht nur ihre Opfer fallen — die Sperlinge. 11. Man nimmt keinen Marmor zum Grundstein eines Gebäudes. Darum ver-

lange man von Kraftmenschen nicht die Spiegelglätte einer Toilettengruppe. 12. Höflichkeit ist ein Regen und Sonnenschirm. Sie schützt vor Nässe und Hitze; aber sie macht weichlich. 13. Gleicht nicht manche Poesie der Prinzessin Bumpsia in der Marionetten-Komödie, die mit ihrem Schatz Aepfelwein trinkt und spricht: ja mein Prinz, ich liebe Dir? 14. Es giebt Menschen, die sind wie die Kugelzieher einer Jagdflinte. Mit dem einen Ende ziehen sie die Ladung heraus, mit dem andern schütten sie Pulver in den Lauf. Es kommt nur darauf an, wie man sie dreht. [1])

VI. Börnes Beiträge zum „Litterarischen Wochenblatt" (S. 94).

Ueber die litterarische Thätigkeit Börnes im „Litterarischen Wochenblatte" giebt uns das Werk von H. E. Brockhaus, Friedrich Arnold Brockhaus, sein Leben und Wirken II, 282 — 288 näheren Aufschluß. Im Anschluß an das daselbst abgedruckte Schreiben Börnes vom 18. April 1820 war die Firma F. A. Brockhaus so freundlich, mir als die von Börne selbst anerkannten Beiträge des

[1]) Von diesen „Aphorismen" können wir die Nummern 3, 4, 5, 9, in „G. S. VI, 137 und 138" wiederfinden. Sie sind in dem Neudrucke fast ohne jede Veränderung wiedergegeben; nur heißt es Nr. 4 statt „blödsinnige Menge": „unkundige Menge" und in Nr. 9 statt „grimassiren": „fratzenhaft sein," der Schluß-Passus von letzterer Nummer („Seitdem das Pulver — erziehen) fiel weg. Der Curiosität halber sei jedoch zum Schlusse erwähnt, daß nicht nur Nr. 12 als „Mittheilung aus dem Nachlasse Börnes" in dem oben erwähnten Gedenkbuche p. 197 abgedruckt erscheint und von dort in M. R. II, 145 u. G. S. XVII, 294 übergegangen ist, sondern daß — wie aus Beilage V zu ersehen — die Nummern 3 u. 4 zugleich mit obigem Abdrucke in Cromes „Germanien" IV 3, 345 f. veröffentlicht wurden.

ersten Semesters 1820 jenes Journales zu bezeichnen: Nr. 7 (Poesie — Reisen); Nr. 8 (Reisen, Beschluß); Nr. 12 (Die Ermordung Kotzebues, Biographie); Nr. 16 (Journale — Politik); Nr. 20 (Dramatische Litteratur); Nr. 21 (Naturgeschichte des Staates — Landstände und Gedichte); Nr. 27 (Karamsins Geschichte des Russischen Reiches); Nr. 28 (Karamsins Geschichte des Russischen Reiches, Beschluß); Nr. 29 u. 30 (Viehischer Magnetismus); Nr. 36 (Juden in der freien Stadt Frankfurt); Nr. 38 (Empfindsame Reise in den Odenwald). Davon wurden die wichtigsten von Börne selbst als „Aphorismen" in den sechsten Band der „Gesammelten Schriften" wieder aufgenommen (vgl. Nr. 104, 105, 80, 103). Zwei andere von Börne als sein geistiges Eigenthum bezeichnete Artikel: „Zeitschriften" und „Zeitungssaft (in Tropfen)", finden sich unter diesem Titel in jenem 5. Bande des „Litterarischen Wochenblattes, nicht vor; dieselben sind aber wahrscheinlich mit einer anderen Ueberschrift daselbst abgedruckt worden.

VII. Börnes Taufe (S. 169).

Ueber die Taufe Börnes findet sich im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde zu Rödelheim bei Frankfurt a. M. p. 256 folgender Eintrag:

Im Jahre Christi eintausend achthundert und achzehn (1818) den (5.) Juni wurde Herr Ludwig Börne, Doctor der Philosophie von Frankfurt a. M., bisher mosaischer Religion, alt zweiunddreißig Jahr, nach vorhergegangenem Unterricht und abgelegtem Glaubensbekenntniß (lutherischer Confession) durch die heilige Taufe in die christliche Kirchengemeinschaft aufgenommen, wobei er noch den Vornamen Carl erhielt.

Taufzeuge war: Herr Carl Wilhelm Bertuch, der Handlung befliſſener in Frankfurt, welcher gegenwärtiges Protokoll nebſt mir, dem Inſpector, der die Taufe verrichtet, unterſchrieben haben.

(gez.) Carl Wilhelm Bertuch,
(gez.) G. A. Bertuch, Inſpector.

VIII. Beiträge zur „Neckarzeitung" (S. 175).

Eine flüchtige Zählung ergab für den Jahrgang 1822 der „Neckarzeitung" nicht weniger als 103 ſpäter wieder abgedruckten „Aphorismen.[1]) 5 (224, 47), 7 (48), 9 (49), 24 (220, 268, 215, 221, 225, 261, 271), 32 (233, 234), 34 (251), 39 (56, 122, 123, 121, 37, 120), 40 (218, 217), 41 (242, 53, 253), 45 (249, 219), 46 (245, 259), 47 (247, 264, 216, 55, 246), 48 (248), 53 (226), 55 (54), 56 (230), 57 (179), 61 (228), 63 (263), 64 (229), 66 (236), 68 (227), 71 (51), 72 (250, 222), 77 (231, 132, 260), 78 (84), 79 (265), 81 (244), 82 (50), 84 (183), 86 (176), 87 (255), 90 (232, 178, 237), 91 (70, 72, 67, 66), 92 (235, 68, 64, 69, 71), 93 (42), 95 (175, 20, 21), 100 (158, 74, 76, 161, 75, 162), 101 (62), 106 (188, 157), 107 (61), 108 (60, 83), 109 (43, 41), 110 (46), 114 (22, 44), 120 (134), 124 (182), 125 (184), 126 (185), 136 (214), 139 (45, 46), 156 (58), 223 (90, 57, 89), 224 (87), 228 (78). Im Jahrgange 1824 finden ſich nur mehr (?) zwei: 4 (270), 122 (23); hingegen 76 und 77 (IV, 162—172). Börne begann an der „Neckarzeitung" bereits Ende 1821 thätig zu ſein; allein der Jahrgang 1821 dieſer Zeitung ſtand mir nicht zur Verfügung.

[1]) Den Nummern des Journals ſind in Klammer, die Zahlen aus dem 6. Bande der G. S. beigefügt.

XI. Börne und das Cotta'sche Morgenblatt (S. 167).

1820. Nr. 245—246; Nr. 281—282; Nr. 312 bis 313 Briefe aus Frankfurt (XVI, 310—337). 1821, Nr. 24—25, Nr. 42—43, Nr. 212. Briefe aus Frankfurt (XVI, 338—358, XVII, 223—226). 1822. Nr. 56—62. Der Eßkünstler (IV, 243—258); Nr. 143—165 Der allgemeine Anzeiger der Deutschen (XVII, 159—171); Nr. 211 Schilderungen aus Paris. Lebens-Essenz. Versailles (V, 20—22, 104—107); Nr. 212—213 Sch. a. P. Die englische Schauspieler-Gesellschaft (V, 191—201). Nr. 230 Sch. a. P. Talma, Stern und Steuermann (V, 59—62, 41—45); Nr. 231 Sch. a. P. Das Ludwigs-Fest (V, 117 bis 120); Nr. 232 Sch. a. P. Gefrorenes (V, 129—133); Nr. 239 Sch. a. P. Geldschwindsucht (V, 22—28); Nr. 241 Sch. a. P. Der Greve-Platz (V, 50—59); Nr. 272 Sch. a. P. Die Vendome-Säule (V, 154 bis 159); Nr. 273 Sch. a. P. Die Läden (V, 45—50); Nr. 278 Sch. a. P. Aristokratie des Geistes (V, 185 bis 191); Nr. 242—244 Aus meinem rheinischen Wanderbuche (N. S. I, 1ff.); Nr. 279 Die Kunst alt zu werden (XVII, 219—223). 1823. Nr. 59 Ueber das Schmollen der Weiber (III, 245—251); Nr. 103 bis 105 Der Roman (III, 163—179); Nr. 106—107 Sch. a. P. Die Estaminets (V, 107—116); Nr. 122 bis 124 Sch. a. P. Der Garten der Tuillerien (V, 83 bis 98); Nr. 133—137. Sch. a. P. Die Schwefelbäder bei Montmorency (V, 133—152); Nr. 141—142 Sch. a. P. Gretrys Herz (V, 159—165); Nr. 147 Der Gott in Höflingen (III, 251—255); Nr. 161 Die Kraniche des Ibykus (III, 195—200); Nr. 172—173

Briefe an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel (IV, 153—162); Nr. 175—176 Sch. a. P. Das Gastmahl der Spieler (V, 25—40); Nr. 199 Die Kunst in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden (III, 231 bis 236); Nr. 203 Sch. a. P. Polichinel Vampire (V, 199—204); Nr. 204—205 Sch. a. P. Gloire (V, 120—129); Nr. 206 Sch. a. P. Die Lese-Kabinette (V, 70—77); Nr. 220 Sch. a. P. Das englische Speisehaus (V, 77—83); Nr. 231—233 Sch. a. P. Französische Sprache (V, 1—19); Nr. 245—250 Altes Wissen, neues Leben (III, 180—207); Nr. 258—259 Sch. a. P. Die Anschlagezettel (V, 166—176); Nr. 277—280 Der Janus-Tempel (III, 208—224). 1824. Nr. 2—11, Nr. 14—24 Sch. a. P. Die Industrie-Ausstellung im Louvre (V, 202—290); Nr. 19 bis 22 Der Zauberer Honestus (IV, 78—95); Nr. 43 Sch. a. P. Die Septennalität (V, 177—185); Nr. 158—159 Ueber den Umgang mit Menschen (III, 236—241). 1825. Nr. 294—295 Denkrede auf Jean Paul (IV, 46—60); Nr. 290—293 Aphorismen (VI, Nr. 279, 283, 288, 290, 281, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 283, 287, 286, 285, 284). 1827. Nr. 24—25 Bemerkungen über Sprache und Styl. (III, 1—12); Nr. 73—76. Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens (III, 13—31); Nr. 306—309 Henriette Sonntag in Frankfurt (II, 110 bis 126; XVII, 320—322).

X. Börne und das Cotta'sche Litteraturblatt (S. 173).

1821. Nr. 72 Materia medica (XVII, 253—258); Nr. 102 Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst geschrieben (VII, 127—131). 1822. Nr. 94 De la

peine de mort en matière politique par F. Guizot (VII, 19—23); Nr. 98 Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul Rochette (VII, 79—90); Nr. 100 Resumé de l'Histoire de france jusqu'à nos jours. Par F. Bodin (VII, 282—286). 1823. Nr. 9 Ariſtokratismus (VII, 11—18); Nr. 29 Les dîners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis (VII, 302—314); Nr. 30 Voyages des frères Bacheville (VII, 286—289); Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft von Dr. S. Stiebel (VII, 289—293); Nr. 31 Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voiart (VII, 260—270); Nr. 39 L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers (VII, 246—247); Nr. 40 Le Corrupteur. Comédie par Lemercier (II, 68—75); Nr. 41 Saul, Tragédie par Somet (I, 18—24); Nr. 42 Sch. a. P. Le Roi des Aulnes. Elégie (V, 62—70); Nr. 55 Zeitgeſchichte (XVII, 258—263); Le cabinets et les peuples. Par Bignon (VII, 90—93). 1824. Nr. 4 Ueber den kritiſchen Lakonismus (IV, 25—33); Nr. 5 Les loisirs d'un Banni. Par M. A. V. Arnault (VII, 93—95); Nr. 10 De l'Education par Me Campan (VII, 92—97); Nr. 11 Pierre de Portugal. Tragédie par Lucien Arnault (I, 110—117); Nr. 13 Histoire de la Révolution francaise, par Thiers (VII, 293—301); Nr. 16 Moyse poème par Lemercier (XVII, 277—284); Nr. 24 Souvenirs de la Sicile par le Comte de Forbin (XVII, 286—288); Nr. 27 L'ecole des Vieillards. Comédie par Casimir Delavigne (I, 158—163); Nr. 31 L'exalté Par L. B. Picard (VII, 163—169). 1825. Nr. 25 Coopers Romane (VII, 23—31, XVII, 243—247). 1826. Nr. 16 Die Feinde. Schauſpiel von E. v. Houwald (I, 51—64);

Nr. 56 Mosely-Hall. Roman von Cooper (XVII, 238 bis 243); 1828. Nr. 100 Gelasius von G. A. Maltitz (VII, 113—127); Nr. 110 Cardenio und Celinde, Trauerspiel von Karl Immermann (I, 135—148); Irländische Erzählungen (VII, 131—135). 1835. Nr. 127, 128 Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (XVI, 418 bis 438).

XI. Carovés Absagebrief (S. 272).

Aus der Beilage zu Nr. 43 der „Hanauer Zeitung" vom 12. Februar 1832.

Ueber Börne's Briefe aus Paris.

(Sendschreiben an Herrn Wurm, Herausgeber der kritischen Blätter der Hamburger Börsenhalle.)

Die hiesige Ober-Post-Amts-Zeitung hat unlängst den Artikel mitgetheilt, in welchem Sie die Briefe Börne's der verdienten Verachtung des deutschen Publikums Preis gegeben haben. Dieser Artikel hat mir in erfreuliche Erinnerung gebracht, daß Sie vor einigen Jahren mir das Vergnügen Ihres Besuches gewährt, und wir uns damals in wenigen Stunden über gar Vieles einverstanden gefunden. Ihre kritischen Blätter waren mir bisher nicht zu Gesicht gekommen, und so wußte ich nicht, wo Ihre litterarische Thätigkeit sich hingewendet hatte. Es freut mich, daß das erste Wiedersehen auch wieder ein geistiges Begegnen war. Wie ich aber Ihre Entrüstung theile über jene schamlosen Briefe, so bin ich überzeugt, daß Sie auch mit mir die tiefe Trauer theilen über die Aufnahme, welche eine solche Schrift bei nicht Wenigen gefunden. Es schien mir zwar gleich Anfangs fast unmöglich, daß jener Fliegenschwamm aus einer generatio aequivoca hervorgegangen, und gleich,

nachdem ich die Briefe gelesen, sagte ich es meinen Freunden, sie schienen mir nur das eiternde Geschwür zu sein, in welchem eine weitverbreitete Krankheit zur ekelhaften Blüthe gekommen. Aber mit Ihnen glaubte ich, es sei noch viel gesundes Gefühl bei dem Erkrankten, noch so viel Schamhaftigkeit selbst bei den Unverschämtesten, daß von überall her sich nur ein gemeinsamer Schrei des Unwillens, des Abscheu's vor solcher Entweihung der deutschen Sprache und Schrift vernehmen lassen würde. Leider! und aber leider! war es anders. Statt den Briefsteller als seelenkrank zu bemitleiden, als theilweis verrückt zu beklagen, pries man ihn als einen geistreichen Humoristen, feierte ihn als einen der glänzendsten deutschen Schriftsteller und wand sogar einen Lorberkranz um seine eiserne Stirne! Ja, man entblödete sich nicht, selbst die Intentionen derjenigen zu verdächtigen welche ihre gerechte Indignation laut werden ließen, weil sie es nicht ertragen konnten, daß ihre Nation als schlecht und knechtisch geschmäht werde, — eine Nation, die die Legionen des Varus geschlagen, die in der Reformation zum zweiten Male das römische Despotenjoch gebrochen, noch jüngst ihre Selbstständigkeit gegen den französischen Welteroberer behauptet, und selbst ihren selbstgefälligen Nachbarn Achtung und das Eingeständniß abgenöthigt hat: für alle Deutschen „gäbe es nur Ein Deutschland, das alte, heilige Deutschland!“[1])

Daß ein Kranker in einem Fieberanfall seine eigene Mutter mißhandeln kann, ist bejammernswerth; wie krank aber müssen diejenigen sein, die eine solche Miß-

[1]) Worte Sanct-Marc Girardin's in Vorlesungen über deutsche Geschichte, die er von 1830 auf 1831 in der Sorbonne gehalten. S. Morgenblatt vom 24. März 1831.

handlung als Heldenthat preisen! . . Oder sind wir vielleicht Knechte, weil wir noch an die Vorsehung glauben und unseren beschränkten Verstand den unerforschten Rathschlüssen Gottes unterwerfen? Sind wir Knechte, weil wir noch an die Heiligkeit des Eides glauben und unseren Freiheitsdrang den Geboten der Religion und des allgemeinen Rechtes unterwerfen? Sind wir Knechte, weil wir lieber einem beschränkten Fürsten als einem zügellosen Pöbel gehorchen, weil wir lieber vereinzelte, vorübergehende Unbilden geduldig ertragen, als die Abhülfe auf dem Wege der Willkür und des Unrechtes suchen, als jede Art von Schlechtigkeit durch vorgeblich gute und edle Zwecke entschuldigen oder gar rechtfertigen? Sind wir endlich Knechte, weil wir uns erst mühsamer, aber gewissenhafter Erforschung eines Gegenstandes unterziehen, bevor wir über ihn abzuurtheilen wagen, weil wir unsere Gelüste der Vernunft, unsere Handlungen dem Gewissen, unsere Reden den Gesetzen des Anstandes und unsere Schriften den gebieterischen Forderungen der Sittlichkeit unterwerfen? . . Nun wohlan, dann mag man uns immerhin Knechte nennen; auch die ersten Christen, auch die frommen Waldenser, auch die Blutzeugen der Reformation wurden mit Schimpfnamen überhäuft, — aber sie haben diesen Namen geadelt; — wir Deutsche sind dann Knechte, und stolz darauf, solche Knechte zu sein; gewiß aber ist der kein Deutscher, der uns mit diesem Namen zu brandmarken meint; gewiß sind diejenigen keine Deutschen, die sich solcher Knechtschaft schämen und in die Spottreden eines Fremdlings einstimmen.

Und dennoch wird auf dem heiligen Boden Deutschlands, wird in deutscher Sprache von solchen, die sich

für Wortführer des deutschen Volkes ausgeben, — das Libell eines solchen Fremdlings gepriesen! Ich gestehe Ihnen ganz aufrichtig, daß lange mich nichts tiefer betrübt und empört hat, als dieses — nicht bloß litterarische Ereigniß.

Man nennt einen Schriftsteller geistreich, der ärger als der schlimmste Sophist, Alles anfrißt, Alles harpyenähnlich zu besudeln sich erfrecht, was dem Menschen Würde giebt, was seinem Geist und Gemüthe Ehre macht, was die Freude und der Stolz unserer Nation ist! Man nennt einen Briefsteller geistreich, der zu schreiben sich vermessen:

> „Was heißt Vernunft? Der Wahnsinn Aller. Was heißt Wahnsinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuschung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuschung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt“ [1])

eine affectirte Antithese, die ein Freibrief für Bedlam, nur durch das Epigramm theilweise überboten wird, in welchem sie, aus der Börnischen in die Wolfgang Menzel'sche Sprache übersetzt so lautet:

> „Goethe hat immerdar die Wahrheit in Täuschung verwandelt und aus der Täuschung hat Hegel die Wahrheit gemacht.“ [2])

Man vergleicht einen langweiligen monotonen Schwätzer und Schreier mit Swift, und einen Nivellisten, der nicht diesen oder jenen schlechten Fürsten tadelt, sondern den Pöbel zur Verjagung jedes ihm irgendwie mißfälligen Staatoberhauptes aufruft[3]) — einen solchen, aller

[1]) S. Briefe aus Paris I, S. 70.

[2]) Litterat.-Blatt z. Morgenblatt. Jan. 32. Epigramm Nr. 84.

[2]) Briefe I, S. 132.

Pietät baaren Radicalen, vergleicht man mit Aristophanes, den vor Allem seine aristokratische Pietät gegen die alte Sitte und Ordnung zur Bekämpfung der Neuerer begeistert hat! . . Und nicht bloß „ärgert," wie Herr W. Menzel von Herrn Börne rühmt, — nicht bloß ärgert der kleine Jude „die großen Philister"[1]) und wird deshalb von seinem Hofpoeten mit „David" verglichen, — sondern er schulmeistert auch Gott und bekrittelt seine Rathschlüsse, und obgleich er hiermit nur in die ausgetretenen Fußtapfen abgelebter, französischer Religionsspötter tritt, wird der frommen deutschen Nation zugemuthet, sich es „zur Ehre zu rechnen, daß an ihrem litterarischen Himmel ein solcher Stern der Satyre und des Humors aufgegangen sei."[2]) Er verachtet Luther, den er nicht kennt, und schmähet Hegel, den er nicht verstanden, und man preist die Schärfe seines Urtheils, und wirft den Deutschen vor, daß „sie keine Ironie verstehen," — „unsere Gelehrsamkeit hat uns dumm gemacht."[3]) . . Er nennt Raumer einen Kammerdiener-Historiker und Hegel einen Knechtphilosophen und man bedauert diejenigen, die das „attische Salz" eines solchen Humoristen nicht zu würdigen wissen . . . Wohl uns, daß wir für eine so pöbelhafte Ironie noch keinen Sinn haben; wohl uns, daß wir das attische Salz noch nicht von attischer Urbanität abzusondern verstehen. Aber wohl uns auch, daß wir noch dumm genug sind, einen Geschichtsschreiber hochzuachten, der alle seine Kräfte, der sein ganzes Leben dem Dienste der erhabenen Geschichtsmuse gewidmet und dessen Namen eine andere,

[1]) Epigramme 134.

[2]) Deutsche Allgem. Zeit vom 11. Januar ds. Js.

[3]) Eben daselbst vom 15. Januar.

minder vergängliche Krone harret, als die papierne im Menzel'schen Litteraturblatt! Wohl uns, wenn wir gelehrt genug sind, um die Werke derjenigen, über die wir uns zu urtheilen unterfangen, zum wenigsten aufmerksam gelesen zu haben. Wir werden dann die Selbstverläugnung bewundern müssen, mit welcher jener angebliche Knechtphilosoph in allen seinen Schriften — sein Denken der tyrannischen Strenge der Methode unterworfen. Wir werden die Treue und Ausdauer bewundern, mit welcher er im Dienste der Wissenschaft alle Willkür aus dem Tempel der Philosophie zu verbannen unablässig gerungen. Wir werden aber auch dankbar anerkennen, daß er in seinem Vernunftrecht der wahrhaften, ordnungsliebenden Freiheit einen Hymnus angestimmt hat, der noch feierlich ertönen wird, wenn schon längst die Gassenlieder derjenigen verstummt sind, die nur das Zerrbild der Freiheit kennen und Freiheitshelden zu sein vermeinen, wenn sie einen triumphirenden Helden mit Schmähliedern begleiten.

So erklärt sich auch, wie jener Briefschreiber sich dem Trosse anderer Schreier anschließt, um unseren hochgefeierten Goethe einen „Fürsten-, d. i. Despotendichter" zu schelten. Er nennt ihn servil, wohl, weil Goethe hoch genug steht, um seine Feder nicht in Gift und Galle zu tauchen; weil er freisinnig genug, um die Partheien ihre Einseitigkeiten gegen einander abkämpfen zu lassen; weil er stark genug, um sich aus dem Aether der Kunst und der Forschung nicht in das Gewühl zeitlicher Interessen herabziehen zu lassen; weil er begeistert genug, um über dem Geschrei und Geschnatter der endlichsten Leidenschaften den heiteren und milden und versöhnenden Gesang des Friedens durch alle Töne fortzuführen; weil

er demüthig und hingebend genug, um Alles Schöne und Gute und Wahre, woher es immer komme, freudig und achtend und dankbar anzuerkennen, und immer geneigt ist, Schwächen und Mängel jeder Art durch nachsichtsvolles Schweigen vergessen zu machen. Darum ehret und liebt schon mehr als eine Generation den Schöpfer Tasso's, des Faust und Iphigeniens, und den Begründer der Farbenlehre und der Metamorphose der Pflanzen, und noch jetzt horchen wir mit dankbarer Pietät dem verhallenden Liede des unerschöpflichen Jubelgreises, wie der heimkehrende Arbeiter sich des leiseren Gesanges der Lerche freut, wenn sie noch spät am Abend mit erlöschender Stimme der Herrlichkeiten des entschwundenen Frühlingstages gedenkt! — Aber wenn sich auch Alle des Gesanges Baldur's freuen, — so fröstelt es den Alles verneinenden einzig-geschiedten Loke und er — knirscht mit den Zähnen. Wenn Frankreich und Deutschland dem großen Dichter huldigen — so „haßt" ihn doch Börne von Jugend auf; denn Börne, wie er selbst uns versichert, ist der „einzige geschiedte Mensch in Deutschland und Frankreich."[1]) Doch er mag sich trösten! Er haßt zwar Goethe und alle Fürsten, er verachtet Hegel und Raumer, er schmähet Luther und geringschätzet Schiller, er stellt die Deutschen an den Pranger, und verschont selbst des unglücklichen Volkes nicht, dem er entsprossen, und dennoch ist er nicht allein in der weiten ungelehrigen Welt; — auch in Deutschland ist noch ein „einzig-geschiedter Mensch," und die großen Geister berühren sich und wie die zwei Vereinigungen aufeinander treffen, springt ein positiver Funke hervor und läßt sich über den „edlen Leidenden" Börne also vernehmen:

[1]) Briefe II, 208.

„Liebenswürdig, wie Du, ſind wenige Menſchen in Deutſchland
Drum auch, o Börne, biſt Du grimmig den Andern verhaßt.“[1])

Wohl ſpricht nun dies Epigramm, wie Ceiphas unwillkürlich geweiſſagt, aber auch, ohne es zu wollen, eine Wahrheit aus; denn, Gott ſei Dank, ſolcher Liebenswürdigkeiten, wie die Börne'ſche, gibt es gewiß nur äußerſt wenige, — nicht bloß in Deutſchland, ſondern überhaupt, und nur etwa mit Anarchaſis Cloots, deſſen Herz auch, wie er ſagte, ſansculott war, könnte Börne verglichen werden, wenn er wirklich ein Deutſcher wäre, wenn er, ſtatt in Gemeinheiten, in ſcheelſüchtigen Klagen über angebliche Dürftigkeit und in langweiligen Tiraden über Freiheit und Heldenmuth — ſich zum wenigſten in ſchwülſtigen Reden über Philantropie und Kosmopolitismus gefiele! — Hat man aber in unſerem gutmüthigen, ſchreibluſtigen Deutſchland ſeinen Namen zugleich mit dem eines Byron genannt, ſo möge die Gleichheit des Anfangsbuchſtabens beider Namen es verantworten; denn eine ſolche Zuſammenſtellung hat nicht mehr Wahrheit, als wenn man Klopſtock's Abbadonna und jenen Schuſter von Jeruſalem mit einander vergleichen wollte, der den kreuzſchleppenden Heiland nicht vor ſeiner Hausthür ausruhen ließ und deshalb als Ahasverus ruh- und friedlos die Erde durchwandert! . . . . Wohl gehört Börne und Byron ein und derſelben Nachtſeite der jetzigen Zeit an, — aber nicht anders wie der Paria und der Brahmine aus demſelben Brahma hervorgegangen — jener aus den Füßen, dieſer aus dem erhabenen Haupte. Wohl ſind beide aus der Zerriſſenheit der jetzigen Welt hervorgetrieben, und deren ſcharf ausgeprägte Zeugen;

[1]) Epigramme 136 von Wolfgang Menzel.

aber wenn Börne aus der Dämmerung in immer tiefere Nacht, aus scheinbarer Höhe in wirkliche Gemeinheit hinabsinkt, so hat umgekehrt Byron sich aus tiefer Mitternacht zum lichten Morgen aufgerungen, und wenn er auch den vollen Aufgang der neuen Sonne nicht mehr sehen sollte, so wand doch das Morgenroth einen Kranz unverwelklicher Himmelsrosen um das Haupt des verscheidenden Helden und Sängers! Mit Recht wird sein Genius gefeiert; — denn Byron war ein Künstler im wahren Sinne des Wortes; einen großen Schmerz sprach er auf großartige Weise aus; und wenn er tief gefallen, so hat er auch schwer gebüßt, und durch edle Thaten, und noch edlere Geständnisse die richtende Nachwelt entwaffnet. Möge Börne, der sich nie auch nur zu einer kunstreichen Prosa aufgearbeitet, zum wenigsten darin dem brittischen Titan ähnlich zu werden suchen, daß er durch offenes Eingeständniß seiner tiefen Verirrung das Aergerniß auslösche, welches er durch seine sansculotten Briefe gegeben!

Zwar sind sie alsbald von den deutschen Regierungen verboten worden, und wenn hiermit das Buch hätte vernichtet werden können, so müßte vor allen der Verfasser selbst, dann aber auch jeder es ihnen Dank wissen, der nicht gleichgültig zusehen kann, wenn das Heiligste in den Koth getreten, wenn Recht und Ordnung, wenn Kunst und Wissenschaft — wenn Zucht und Sitte, Glaube und Hoffnung einem krassen Wahnbild der Freiheit — wie heilige Kinder dem Moloch — geopfert werden! Da indessen unvermeidlich ein verbotenes Buch nur noch eifriger gesucht und gelesen wird, weil die Staatsbehörde in solchen Angelegenheiten theils als incompetent, theils als partheiisch angesehen wird — ob mit Recht oder Unrecht,

mag hier dahingestellt bleiben — so ist eine solche Maßregel nicht für zweckmäßig zu halten, vielmehr zu bedauern, daß man es nicht den Freunden des Vaterlandes, der rechtlichen Freiheit, der Wahrheit und Sittlichkeit überlassen hat, das Urtheil zu bestätigen, und vielleicht zu schärfen, welches zuerst von Ihnen, verehrter Freund! dann auch von Willibald Alexis und einigen Anderen über jenes Machwerk gefällt worden ist. Wie dem auch sei, und obgleich anscheinliche Freunde des Briefstellers sich kürzlich dahin geäußert haben, daß, nachdem die Regierungen gegen Börne eingeschritten, ein jeder, der jetzt noch gegen ihn schriebe, sich des Servilismus verdächtig machen würde, — so sehe ich es doch um so mehr als Pflicht jedes Deutschen an, sich bei jeder Gelegenheit gegen jenen Libellisten und seine Lobhudler zu erklären, — als, Pariser Zeitungsberichten zu Folge, der Verfasser der Briefe aus Paris von nicht wenigen Fremden als Sprecher des deutschen Volkes — und nun vollends als Märtyrer der guten Sache angesehen wird. Servil ist nur derjenige, der aus Rücksichten auf eigenen Vortheil oder auch um einen ungerechten Verdacht zu vermeiden, die Wahrheit verleugnet oder verschweigt, um nur sich selbst zu dienen. Wer aus selbstischen Rücksichten Vaterland, Recht und Wahrheit zu vertheidigen zu feig ist — der stellt sich demjenigen — wenn nicht gleich — so doch sehr nahe, — der aus Gemeinsucht oder Eitelkeit, oder aus beiden, — rücksichtslos das Vaterland schmäht, das ihn geboren, das Recht verhöhnt, das ihn schützt, und die Wahrheit lästert, die ihm allein seine Menschenwürde sichert! . . . . Ich trage daher kein Bedenken, diese Zeilen der Oeffentlichkeit zu widmen, und

es wird mich freuen, wenn Sie dieſelben zur Aufnahme in Ihre geſchätzten Zeitblätter geeignet finden. —

Frankfurt a. M., den 2. Februar 1832.

Friedr. Wilh. Carové.

Intereſſant iſt vielleicht auch der Umſtand, daß Wurm ſelbſt den Abdruck dieſes Sendſchreiben in den „Kritiſchen Blättern der Börſenhalle" ablehnte (vgl. Jahrg. 1832 p. 52) und die Redaction der „Hanauer Zeitung" ſich zu folgender myſteriöſen Notiz veranlaßt fand: „Dieſes Sendſchreiben iſt uns von einem hieſigen Freunde des Verfaſſers in einer beſonderen Abſchrift zur Aufnahme in unſere Blätter zugekommen."

XII. (S. 276).

(Aus der „Deutſchen Tribüne" Nr. 16 vom 19. Januar 1832 p. 121 f.)

Ueber Börne's Briefe und deren Aufnahme in Deutſchland.

In den Memoiren des Satan läßt der Teufel die Polonaiſe von Oginsky aufſpielen, um die Charaktere der Zuhörer zu ſtudiren; ich gebe viel darum, könnte ich alle die Geſichter ſehen, mit welcher deutſche Leſer Börne's Briefe aufnahmen. Der Eine knirſcht mit den Zähnen, zerknittert das Buch oder wirft es gar in irgend einen Winkel — er iſt ein Ariſtokrat, man ſieht's ihm an der Unterlippe an. Der Andere ſitzt vor dem Buche mit einer Phyſiognomie, die in dem einen Augenblick in Lachen auszubrechen droht, im andern in Aerger; bald in Beifall, bald in bittern Tadel — es iſt ein Liberaler, es kann ſich nicht fehlen! — nämlich ein deutſcher, ſogenannter Liberaler, einer von den Herren, welche für die Freiheit begeiſtert ſind, ſo lange ſie ein Zeitungsblatt in der Hand haben, einer von denen, die ſich zur Deviſe

den Spruch erkoren haben: „Waſche mir den Pelz, aber mache mir ihn nicht naß!“ die gerne einen Tyrannen durch Mäßigung ſtürzen und die Freiheit auf Devotion gründen möchten. Wer aber beim Leſen immer ernſter würde, oft nachdenkend das Buch zur Seite legte und nur noch mit Mühe dem Drang ſeiner Gefühle zu widerſtehen vermöchte — der iſt einer von den Wenigen, welchen die Ehre ihres Volkes wahrhaft am Herzen liegt, welche einen höhern Begriff von der Stellung haben, die Deutſchland einnehmen ſollte, und nicht verblendet genug ſind von Affenliebe zu ihrem Volke, um nicht einzuſehen, daß gar manches wahre Wort in Börnes Briefen über die Deutſchen geſagt ſei.

Wer von Deutſchlands politiſchem Werthe eine nicht einſeitige Vorſtellung haben will, der gehe einmal ein paar Monate hinaus, nach London oder Paris, und erzähle uns dann, was er geſehen. Börne hat es gethan Ich meine damit nicht, man ſolle hören, was Engländer oder Franzoſen von uns urtheilen; die Aufgabe wäre für einen, der noch etwas Ehre im Leibe hat, gar zu traurig; auch dürfte allerdings das Urtheil oft ſchief ausfallen. Im Gegentheil, man ſpreche kein Wort mit den Ausländern über ſein Vaterland, treibe ſich bloß umher, um des fremden Volkes Sitten kennen zu lernen, und leſe zuweilen die deutſchen Zeitungen. Und wer dann nicht Briefe nach Hauſe ſchreibt wie Börne, der muß ein Berliner ſein oder eine fette Penſion beziehen. Und in der That, wie wäre es möglich, daß ein Deutſcher längere Zeit in Paris lebte, ohne daß ihm ſein Vaterland unter einem ähnlichen Lichte erſchiene, wie dem geiſtreichen Börne? In wie ganz andern Verhältniſſen bewegte ſich Börne daſelbſt, zumal ſeit der neueſten Zeit! Er lebt unter einem Volke, das erſt kurz eine königliche Familie verjagt und

eine andere auf den Thron erhoben hat, unter einem Volke, welches mit einem Zauberschlag so manchen hochberühmten Namen in Vergessenheit begrub und jeden Ruhm vernichtete, der nicht in seinem Dienste erworben war, unter einem Volk, das jeden Tag in seiner Hauptstadt an 100,000 bewaffnete Bürger zusammenrufen kann zum Schutz der selbstgegebenen Gesetze, das sich stark fühlt durch seine Einheit gegen jeden Angriff und frei von jeder Willkürherrschaft; unter einem Volk, wo ein unbeschränkter Gedankenverkehr jeden Einzelnen erzieht zu einem offenen Sinne, zur Theilnahme am Gemeinwohl, und zu männlicher Unabhängigkeit. Wird man dort wohl über deutsche Lächerlichkeiten und egoistische Kleinstädtereien ebenso nachsichtig sprechen, als in Frankfurt am Main?

Manche sind der Meinung geworden, Börne wolle den Kosmopoliten spielen, keinem Volke angehören, und sei deshalb ungerecht gegen die Deutschen, gleichgültig sie verachtend. Wie verkennen sie den Mann! Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, und wenn Börne die deutsche Ehre nicht lieb hätte, würde er dann so sehr in Feuer und Flammen gerathen, weil er sie beschimpft sieht? Er war wohl der Meinung, und hatte vielleicht recht, die Deutschen hätten lange genug die Milch- und Wasserkur gebraucht, und es sei an der Zeit, ihnen einmal eine andere, bittere Arznei zu reichen. Für den Augenblick freilich gebehrden sie sich darüber wie das Kind, welches Pillen schlucken soll, es verzieht das Gesicht, schreit ganz kläglich, schlägt auch wohl ein wenig mit Händen und Füßen um sich; indessen es läßt sich erwarten, daß die Pillen trotzdem ihre Wirkung thun und das Kind zur Ueberzeugung bringen werden, der Arzt habe so Unrecht nicht gehabt.

Man hat Börne einen gewaltigen Vorwurf gemacht

aus jener Stelle, wo er sagt: „Die Göttinger Bibliothek verbrennen, ein erhabener Gedanke! eine halbe Million Bücher weniger, und die Deutschen werden um so viel weiser sein.“ Die Philister schrieen: „Seht ihr da den Revolutionär! Er will sengen und brennen, schlagt ihn todt!“ Ich denke, es ist so gefährlich nicht; wenn wir warten wollen, bis die deutschen Doctoren der Philosophie die Bibliotheken anzünden, so können die Bücher noch lange wachsen und sich mehren. Aber Frankreich, das nicht halb so viel wissenschaftliche Bildung in seiner Mitte beherbergt, als Deutschland, weiß mit seinem Pfund zu wuchern. Wir Deutsche studiren uns halbtodt und vergraben unsere Weisheit in die Erde. Gibt es irgend ein Land, wo man eifriger die Griechen und Römer liest, als bei uns; aber es ist gar bequem, hinter dem Ofen von Epaminondas, Pelopidas und seiner heiligen Schaar zu lesen; zitternd vor Begierde, aus den Zeitungen die Großthaten der Polen zu vernehmen, und begeistert — *für sie Charpie zu zupfen*, oder einem durchreisenden Helden, der mit Wunden bedeckt seinem Vaterlande und Allem, was ihm theuer war, Lebewohl gesagt hat, einen Gulden Reisegeld in die Hand zu drücken.

Die Erbitterung über Börnes Briefe ist allgemein. Nicht bloß die Regierungen verbieten sie, nicht nur die bevorrechtete Klasse tobt, sondern selbst diejenigen, welche sich die Liberalen nennen lassen. Alles schreit über diese „berüchtigten“ Briefe. Die Gründe einer solchen Erscheinung, welche zum Mindesten nicht unerwartet war, dürften folgende sein.

Der erste Grund ist der, daß niemand sich gerne einen Bedienten nennen läßt, der aus Trägheit sich nicht aus seiner Dienstbarkeit herausseht. — Mich sollte es nicht wundern, wenn Börne, um sich gegen die ihm darüber

gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, ſtatt aller Antwort die Adreſſe jenes baierſchen (nahe bei München gelegenen) Dorfes Gauding abdrucken ließe. Kann es etwas hündiſcheres geben, als das Verſprechen eines Volkes, ſeine Vertreter todt zu ſchlagen, wenn es der Majeſtät Spaß mache? Bösartig mögen nun zwar die Bauern von Gauding nicht ſein, dazu ſcheinen ſie zu dumm; aber um ſo charakteriſtiſcher iſt jene Adreſſe. Ferne ſei es von uns, den hohen Werth verkennen zu wollen, welcher in einem vorherrſchenden Charakterzuge unſeres Volkes liegt: — die Treue gegen die Autoritäten; vereinigt doch derſelbe Liebe und Conſequenz in ſich. Ein Mann, der keiner wahren Liebe fähig iſt, ſei es Liebe für Vaterland, Religion, Wiſſenſchaft, Ideale, oder für was immer, iſt an ſich betrachtet eine Form ohne Inhalt und für die menſchliche Geſellſchaft ein gefährliches Mitglied. Und ein Mann ohne Conſequenz verdient nicht den Namen des Mannes, denn es fehlt ihm die Würde, und er iſt in Gefahr, der Wetterfahne zu gleichen und ein Spielzeug aller Partheien zu werden. Wird unſer Volk reif, ſo wird es einmal mit derſelben Treue der Republik anhängen, als jetzt den Königen. Aber wenn die Treue nicht von einer verſtändigen Ueberzeugung geleitet iſt, ſo artet ſie aus in blinde Verfolgung alles Beſſeren, oder faules Anhängen an den alten Schlendrian. Darum hätte jene Adreſſe nie angenommen werden ſollen, denn ſie iſt nicht bloß verfaſſungswidrig, ſondern auch ihrem moraliſchen Gehalte nach verächtlich, und rechtfertigt — wäre ein ſolcher Geiſt allgemein — nur zu ſehr den Vorwurf einer gewiſſen Bedienten-Natur der Deutſchen. Und leider iſt dieſe Erſcheinung nicht die einzige, welche Börnes Behauptung beſtätigt. Wie allgemein verbreitet

iſt jene jämmerliche Aengſtlichkeit, welche vor jedem Schritt, vor jedem Wort erſt frägt: Wie wird die Sache wohl oben angeſehen, wie wird man ſie da und dort beurtheilen? — So die unmännliche, in vielen Gegenden Deutſchlands nur zu gewöhnliche Furcht, gegen die Volksvertreter unverhohlen und überall die Achtung an den Tag zu legen, die man ihnen insgeheim zollt. Gehen wir jedoch in unſern Vorwürfen gegen unſer Volk nicht zu weit, denn es wäre Unrecht, wenn wir z. B. dem ſpaniſchen Volke einen gewiſſen fanatiſchen und heimtückiſchen Charakter zur Laſt legen wollten; der ſpaniſche Volkscharakter war früher einer der edelſten und ritterlichſten von Europa, und einzelne Ausnahmen, welche ſich freizuhalten wußten von dem allgemeinen Verderben, bieten uns noch immer erhabene Beiſpiele davon dar. Aber er unterlag manchen widrigen Verhältniſſen, und namentlich iſt die eben deswegen wenig fluchwürdige Inquiſition, die ſein Ausarten ſo gräßlich beſchleunigte durch ihre Verfolgungen und Gräuel. Nicht der materielle Druck oder die Entziehung mancher Rechte, welche gewöhnlich von ſchlechten Regierungen ausgehen, iſt die größte Sünde der Höfe, ſondern die durch ihre Tyrannei herbeigeführte moraliſche Verſchlechterung des Volkscharakters. Und ſo dürfen wir hoffen, daß auch in Deutſchland unter einer freiſinnigeren Richtung, welche nothwendig die Regierungen immer mehr befolgen müſſen, jener knechtiſche Sinn, der zumal in Städten (Reſidenzen beſonders) ſo häufig gefunden wird, auch allmählich wieder verſchwinden werde. Darauf hin zu arbeiten, ſei vor allem der Zweck wahrer Freunde des Vaterlandes. Denn nicht die Geſetze zunächſt, ſondern die Sitten machen das Glück eines Volkes; aber die Geſetze verſchlimmern oder verbeſſern auch die Sitten.

Das von Börne so sehr getadelte Benehmen der Deutschen war, den Franzosen und Engländern gegenüber, etwa folgendes: Welcher Idee huldigte England seit langen Jahren? Jener des Nutzens. Günstige Handelsverträge, gute Seehäfen und alles, was den englichen Hafen befördern konnte, war der Hauptzweck der englischen Politik. — Frankreich dagegen blutete in einer unüberseh baren Reihe von Schlachten für den Ruhm militärischer Ueberlegenheit, für ein Phantom der Ehre.

Deutschland endlich, oder vielmehr das deutsche Volk, denn nur um Völker handelt es sich hier, blieb ruhiger Zuschauer während des langen Kriegslärmens, soweit dieses möglich ist, bei einem Lande, das seine Söhne von immer neuen Schlachten verschlungen sieht. Wissenschaftliche Forschungen, vorzugsweise dem Wahrheitssinn des Volkes und seiner Liebe zur Ruhe angemessen, stockten selbst mitten unter den Verheerungen des Krieges nicht.

Aber die Sache, welche die deutschen Heere vertheidigten gegen die französischen Adler, war nicht Sache des Volkes, sondern seiner Herren, der Aristokraten. Vaterland und Nationalehre kannte das Volk kaum; ihm war es gleich, wessen Sättel es trug. Aber das alte Prinzip erlag dem neuen, die Ehre Weniger der Ehre eines Volkes, und kein Mittel mehr blieb übrig, den verhaßten Gegner zu erdrücken, als ihn mit gleichen Waffen zu bekämpfen, d. h. dem Volke das Volk entgegen zu stellen. Der Sieg des deutschen Volkes über den fränkischen Eroberer war der Untergang der deutschen Aristokratie; sie war vernichtet, wenn auch nur vorerst in der öffentlichen Meinung. Nach dem Frieden ruhte Frankreich von der langen Erschöpfung; England fröhnte dem Handel und dem Nutzen, Deutschland seinen Büchern und

der Ruhe. Das deutsche Volk trat wieder ab vom Schauplatz, gleich dem Löwen, der durch augenblickliches Drohen seine Feinde verscheucht hat, und sich befriedigt wieder niederlegt. Die neueste Zeit offenbarte noch einmal den Sinn der Völker. Frankreichs wahre Ehre war bedroht durch die Juli-Ordonnanzen, sogleich erhob es sich für sein Heiligthum, um durch seine edle Revolution die ewige Wurzel der Schlachten auszureißen. — In England wird eine gleichumfassende Angelegenheit verhandelt, die Reform. Sie ist jedoch nicht eine Huldigung, der Ehre dargebracht, wie in Frankreich, sondern dem Nutzen, dem Schutzpatron Englands; sie bezweckt materielle Erleichterung der gedrückten Classe. Auch Deutschland fühlte sich aufgerüttelt aus der langen Ruhe. Man erinnerte sich, daß die Rechnung von der Leipziger Siegesfeier dem Volke noch nicht bezahlt sei. Das gemeinsame Interesse des deutschen Vaterlandes wurde lebhaft besprochen durch Landstände und eine würdigere Presse; man hielt herrliche Reden, man verschrieb Stöße von Papier, um zu beweisen (was Niemand leugnen könnte), daß die Deutschen zu ihren Forderungen ein Recht hätten, und damit beruhigte man sich. Denn lächerlich machen oder prellen läßt sich zur Noth schon ein Deutscher, aber wehe dem, welcher behauptet, er habe nicht recht. So war es die ganze Zeit über gewesen. Im Jahre 1813 und 1814 sagte man uns: „Ihr seid nur ein Volk vom Belt bis zu den Alpen, ihr seid das treueste und wackerste Volk, ihr verdient ein freies Volk zu sein u. s. w.“ Freilich lauteten die Gesetze des Bundestages hinterher etwas anders; allein man war klug genug, jene Worte nicht wörtlich zurückzunehmen, jene Verheißungen nicht augenblicklich Lügen zu strafen; vielmehr blieben die kränkendsten jener

Gesetze nur als provisorisch in Kraft; dadurch ward ja anerkannt, daß wir eigentlich etwas Besseres verdienten, und wenn diese provisorischen Gesetze auch länger dauerten als in andern Ländern die ewigen, so war doch der Grundsatz gerettet und die Deutschen drückten sich in der ärgsten Noth heimlich die Hand, sich zuflüsternd: „Bruder, wir haben doch recht!“ — Bei alledem erhielt sich in Deutschland der Dünkel eines in sich vollkommenen Nationalcharakters. Denn die fünfzehnjährige Ruhe bot keine Gelegenheit dar, wobei dem Volke seine entwürdigende Stellung hätte klar werden müssen. Man ruhte auf den Lorbeeren der Jahre 1813, 1814 und 1815, und dachte nicht daran, daß sie indessen welk geworden, weil man vergessen, sie von Zeit zu Zeit zu begießen. Börne, der so scharf die Wahrheit der Entwürdigung Deutschlands aussprach, mußte daher nothwendig den bittersten Haß gegen sich erregen; aber er hat zwei unwiderlegliche Zeugen unserer Schande: das unter fremder Polizei schmachtende Italien und vor Allem das geknebelte und erstickte Polen!

Was aber die Liberalen besonders aufbrachte, war wohl das, daß sie bald einsahen, es sei um ihren Geruch von Liberalismus unwiderbringlich geschehen, wenn diese Briefe Eingang fänden; denn der war auch ein Liberaler, predigte aber gewaltiglich und nicht wie die deutschen Schriftgelehrten. In der That, wie unmännlicher Art war anfangs der Wiederhall, welchen die französische Revolution fand: Ein paar Schmugglerschlachten, Adressen der Handwerker für Erhaltung des Zunftzwanges; blutige Köpfe, weil man ein Stadtthor eine halbe Stunde zu früh geschlossen hatte; Studenten-Tumulte, weil die Herren auf den Straßen rauchen wollten; die Berliner Unruhen, veranlaßt von nicht mehr als fünf Schneidergesellen, welche

im Thiergarten roochen wollten, gegen die jedoch sogleich sieben Regimenter ausgerückt seien; — eine Judenverfolgung; — die Göttinger Revolution, im Stich gelassen durch pulverscheue Philister, ins Lächerliche gezogen durch kindische Studentenwitze, endete mit einem halbdutzend Adressen, von denen eine vor der andern kroch. Und endlich als im Osten das erhabenste Schauspiel sich darbot, der Verzweiflungskampf eines ganzen Volkes für seine Nationalität, als ganz Deutschland (die Berliner freilich ausgenommen) sich begeistert zurief, ein solches Heldenvolk nicht sinken zu lassen, da schickten die Liberalen allersubmissteste Adressen ein zu Gunsten Polens — weil dieser Kampf uns die Cholera bringen könne!!!

Ist's ein Wunder, daß bei so tiefliegenden Gebrechen Börne tiefe Wunden schlagen mußte? Zwar diejenigen, welche Börne persönlich kennen, behaupten, seine Briefe und die darin enthaltene bittere Kritik, seien lediglich aus individuellen Verhältnissen zu erklären, aus körperlichen Leiden u. s. w. Das mag sein, kümmert uns aber nichts. Hier handelt es sich bloß um die Aufnahme, welche seine Briefe in Deutschland fanden, um die Frage: warum man mit solcher Wuth über dieselben herfiel? Und die Antwort ist nach unserer Ansicht: weil sie, vielleicht hier und etwas übertreibend, bittere Wahrheiten enthielten. Denn den Bürgern insgesammt sagt er: Ihr seid philiströse Schlafmützen, welche die Ehre nach der Elle abmessen, und gerne Tauben essen würden, wenn sie ihnen von Engländern und Franzosen gebraten präsentirt würden. Zu den Liberalen sagt er: Ihr seid Maulhelden und kämpft gegen die Aristokraten unter der Losung: „Geh weg, laß mich her!" Werdet erst der Freiheit würdig, und dann kommt wieder und schreit nach Freiheit. Einstweilen gehet hin und esset Schwarzbrod! —

XIII.

Gleichzeitige Broſchüren über das „Junge Deutſchland" (zu S. 327).

1. Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum von K. Gutzkow. Mannheim. C. Löwenthal 1835. 46 S. 8°.

2. Menzel und die junge Litteratur. Programm zur deutſchen Revue von Ludolf Wienbarg. Mannheim. Verlag von C. Löwenthal 1835. 26 S. 8°.

3. Anti-Menzel oder Wolfgang Menzel vom Standpunkte der hiſtoriſchen Kritik aus betrachtet. Von Dr. Franz Kottenkamp. Stuttgart. 1835. Balz. 36 S. 8°.

4. Die junge Litteratur und der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn Karl Gutzkow. Dem deutſchen Publikum zugeeignet, von Dr. Guſtav Bacherer. Stuttgart. Hallberger. 1835. 43 S. 8°.

5. Votum über das „Junge Deutſchland". Stuttgart. Verlag von S. G. Lieſching. 1836. 48. S. 8°.

6. An die moderne Belletriſtik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbeſondere. Zwei Sendſchreiben von Friedrich Rohmer. Stuttgart. Hallberger. 1836. 32 S. 8°.

7. Appellation an den geſunden Menſchenverſtand. Letztes Wort in einer litterariſchen Streitfrage. Von K. Gutzkow. Frankfurt a. M. Streng. 1835. 20. S. 8°.

8. Die jeune Allemagne in Deutſchland. Stuttgart. Verlag von S. G. Lieſching. 1836. 30 S. 8°.

9. Das junge Deutſchland und die Juden von Dr. J. Weil. Frankfurt a. M. Jäger 1836. 16 S. 8°.

10. Sendſchreiben an Karl Gutzkow von einem Freunde der Wahrheit. Mannheim, bei Heinrich Hoff. 1836. 22 S. 8°.